Bulwer's

Historische Romane.

Aus dem Englischen.

Neue Ausgabe.

Aus dem Englischen.

Sechszehnter Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die letzten Tage von Pompeji. I.

KÖNIGLICHE OTTO LAND

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Die letzten Tage von Pompeji.

Ein Roman

von

Eduard Lytton Bulwer.

Uebersetzt

von

Wilhelm Schöttlen.

Erster Band.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Zueignungsschreiben an Sir William Gell ꝛc. ꝛc.

Sir William Gell,

Zueignungsschreiben an

Sir William Gell ꝛc. ꝛc.

Werther Herr!

Bei Veröffentlichung eines Werkes, zu dem es so füglich gewidmet werden dürfte, wie Ihre herrlichen Schriften über die Pompeji den Stoff liefert, kann ich mir Ihren Namen in dieser Stadt haben Sie mit den neueren Zuständen denken, als Ihnen. Mit deren früheren Erinnerungen verknüpft, gleich wie Ihr Aufenthalt in Alterthümer dieses Ortes identifizirte. unauflösbarer Weise

Ich hoffe zuversichtlich, daß Sie bei Empfang dieser Blätter einer besseren Gesundheit sich erfreuen werden, als da wir uns zu Neapel trennten, und daß, wenn Ihre Freunde ein Beispiel an Ihrer Philosophie zu nehmen haben, dies eher bezüglich Ihres unermüdlichen Fleißes in Erwerbung wissen-

Sie eine so umfassende
, und daß dieselben, wie bis-
herhin, Sie bisweilen von sich
oder von Ihren Freunden abziehen

Ich habe die Ehre zu sein

Werther Herr

Ihr sehr ergeb

E. L. Wolmer.

Leamington, 21. September 1934.

[illegen, die sich's zum Ziele setzt,
[weniger vertraute Epoche
[" x. " [illegible]
[Der Fe[illegible]
[diesen
[illegible] — der
[illegible]n ist noch
[illegible]heiligen noch
[illegible]n ihrer Burgen
[illegible]nden auf unsere
[illegible]kämpfen für Freiheit
[illegible]ken wir den Keim unserer
[illegible]n und in den Elementen
[illegible]ken wir den
[illegible]

Vesuv, noch immer
mend, beständig vor Au-

mir übrigens von Anfang an
wierigkeiten nicht, mit denen ich
hatte. Die Sitten des Mittelalters
n und seine Lebensweise zu beschreiben,
e die Hand eines großen Geistes und doch
se Aufgabe vielleicht leicht und bequem im
rgleich mit derjenigen, die sich's zum Ziele setzt,
eine viel frühere, uns weniger vertraute Epoche

darzustellen.

Für die Menschen und Gebräuche aus der
Menschen waren wir eine natürliche Sympathie —
Gebräuchen überkamen wir die unfreiwillige Vorfahren —
religiöse Glaube unserer ritterlichen Kämpfen für Freiheit
heute der unsrige — ihre Gräber — unserer
jetzt unsere Kirchen — die Ruinen ihrer Burgen
schauen herab. Zu heutzutage — auf unsere
Thäler herab. Zu ihren Kämpfen für Freiheit
und Gerechtigkeit finden wir den Keim unserer
gegenwärtigen Institutionen und in den Elementen
ihres gesellschaftlichen Zustandes erblicken wir den
Ursprung unseres eigenen.

An die klassischen Zeiten hingegen knüpft sich

Im Dieses Werk wurde beinahe vollständig im vorigen Winter zu Neapel niedergeschrieben. Bei meiner Rückkehr nach England war ich zu sehr mit politischen Gegenständen beschäftigt, als wenigstens in den nicht unwillkommenen Zwischenräumen, wo das Parlament viele Zeit zu rein literarischen Arbeiten zu haben, außer menschlichen Lebens erwachen läßt, indem es nämlich seine ermüdeten Gesetzgeber entsendet, theils um den verschiedenen Arten der Jagd nachzugehen, theils um Ochsen zu mästen, und endlich auch, um das Feld der Literatur zu bearbeiten.

für uns keine häusliche oder vertraute Beziehung. Der Glaube jener entschwundenen Religionen, die Gebräuche jener vergangenen Civilisation bieten wenig dar, was für unsere nordische Einbildungskraft heilig oder anziehend wäre; auch werden sie uns durch die scholastischen Pedanterien, die uns zuerst mit ihrem Wesen bekannt machten, noch mehr entleidet und stehen mit der Erinnerung an Studien in Verbindung, die eher als Arbeit auferlegt, denn als Sache des Vergnügens betrieben wurden.

Gleichwohl übrigens schien mir die Aufgabe trotz ihrer Schwierigkeiten des Versuches werth; und in dem von mir auserwählten Zeitpunkte und Schauplatze dürfte sicherlich Vieles gefunden werden, was die Neugierde des Lesers erweckt, und sein Interesse an die Schilderungen des Verfassers fesselt. Es war das erste Jahrhundert unserer Religion — die civilisirteste Periode Roms — die Geschichte spielt an Orten, deren Ueberbleibsel wir noch heute sehen — und die Katastrophe ist eine der fürchterlichsten, welche die Tragödien der alten Geschichte unserem Auge darbieten.

Von den mir reichlich vorliegenden Materialien war ich bemüht, diejenigen auszuwählen, die für einen Leser der neueren Zeit am anziehendsten sein dürften; die ihm am wenigsten fremden Gebräuche und religiösen Meinungen — Schatten, die — wieder belebt, — ihm Bilder darstellten, welche, obschon die Repräsentanten der Vergangenheit, dennoch auch den Betrachtungen der Gegenwart am wenigsten uninteressant erschienen. Es erforderte fürwahr eine größere Selbstbeherrschung, als sich der Leser auf den ersten Blick denken mag, um so Vieles von der Hand zu weisen,

einladend war, was
ten Theilen des Werkes An-
en hätte, dennoch die Sym-
meine Geschichte unter der kurzen
s Titus, als Rom auf seiner stolzesten
gaftesten Höhe ungezügelten Luxus und
ankter Macht stund. Es war darum eine
einladende Versuchung für den Verfasser,
Personen seiner Geschichte im Verlaufe der
Ereignisse von Pompeii nach Rom zu führen. Was
könnte solchen Stoff zur Schilderung, oder ein
solches Feld für die Eitelkeit der Darstellung,
ten, als jene prachtvolle Weltstadt, deren Größe
bildungskraft eine so herrliche Begeisterung
schung eine so vortheilhafte und
leihen müßte? Da ich mich für den
t und Schauplatz hatte, so bedurfte es nur
schieden hatte, höheren Prinzipien
cht in die daß die Erzählung
greifen, beschränken müsse.
Pompeji selbst
Gegensatz zu dem mächtigen Pompe Roms
auf der Luxus und Schimmer der leb-
ten campanischen Stadt zur Unbedeutendheit
wären. Ihr entsetzliches Geschick würde
ein kleiner und vereinzelter Schiffbruch
ungeheuern Meeren des Kaiserreiches er-
sein, und die zu Erhöhung des Interesses
Schilderung herbeigerufene Hülfsmacht
lediglich die Sache, zu deren Unterstützung
aufgeboten wurde, zernichtet und überwältigt
haben. Ich sah mich deßhalb genöthigt, auf einen
an und für sich so verlockenden Ausflug zu ver-

zichten und unter strenger Beschränkung meiner Geschichte auf Pompeji Andern die Ehre zu überlassen, die hohle, aber majestätische Civilisation Roms zu schildern.

Die Stadt, deren Geschick mir eine so erhabene und fürchterliche Katastrophe darbot, gab mir auch auf den ersten Blick auf ihre Ueberbleibsel unschwer diejenigen Charaktere an die Hand, die dem Stoff und Schauplatz am besten anpaßten. Die halbgriechische Colonie des Herkules, die mit den Gebräuchen Italiens so viele aus Hellas entlehnte Sitten vermischte, wies von selbst auf die Personen des Glaukus und der Jone hin. Der Gottesdienst der Isis, ihr vorhandener Tempel, mit den falschen, entschleierten Orakeln; der Handel Pompeji's mit Alexandria, die Verbindungen des Sarnus mit dem Nil führten auf den Egypter, Arbaces, den niederträchtigen Kalenus, und den feurigen Apäcides. Die frühen Kämpfe des Christenthums mit dem heidnischen Aberglauben ließen den Olinthus erstehen und die verbrannten Felder Campaniens, längst bekannt durch die Künste der dortigen Zauberinnen, riefen die Saga des Vesuvs ganz von selbst hervor. Den Gedanken, das blinde Mädchen auftreten zu lassen, verdanke ich einer zufälligen Unterredung mit einem Herrn, der wegen seiner vielseitigen Kenntnisse und Erfahrungen unter den zu Neapel lebenden Engländern wohl bekannt ist. Als er nämlich von der tiefen Finsterniß, welche den ersten von der Geschichte uns aufbewahrten Ausbruch des Vesuvs begleitete, und von dem weiteren Hinderniße sprach, das dieselbe für die Flucht der Einwohner bildete, bemerkte er, daß die Blinden in einem solchen

…n und sich am leichtesten
…e Bemerkung nun bewirkte
Nydia.
… sind also die natürlichen Ein-
…platzes und der Zeit, und auch
…sse dürften meines Erachtens mit der
…xistirenden Gesellschaft im Einklange ste-
denn nicht bloß, um die gewöhnlichen
…räuche des Lebens, die Feste und das Fo-
um, die Bäder und das Amphitheater, den all-
gemein bekannten, damals herrschenden Luxus zu
schauen, rufen wir die Vergangenheit zurück; gleich
tig und noch unendlich interessanter sind die
denschaften, die Verbrechen und die Wechselfälle,
die die Schatten, die wir hiermit zum Leben
bewegt haben mögen. Wir verstehen wenn wir
epoche nur sehr schlecht, wenn wir das „Ich rufe eine Welt“
tische in ihr vernachlässigen; in der Poesie
des Lebens liegt eben so viel Wahrheit, als in
seiner Prosa. Behandlung einer wenig gekannten
Da bei Beurtheilung dieses Romans
und weit hinter uns liegenden Zeit die größte
Schwierigkeit darin liegt, die eingeführten Per-
sonen vor dem Auge des Lesers „leben und we-
ben“ zu lassen, so sollte dies ohne Zweifel das
erste Bestreben bei einem derartigen Werke sein;
und alle Versuche zu Entfaltung erlernter Kennt-
nisse dürfen nur als untergeordnete Mittel zu
Erreichung dieses Haupterfordernisses der Dich-
tung betrachtet werden. Die erste Kunst des Dich-
ters (des Schöpfers) ist, seinen Geschöpfen Lebens-
atmen einzuhauchen — die zweite, ihre Worte
und Handlungen der Epoche, in welcher sie spre-
chen und handeln sollen, anzupassen. Letztere Kunst

wird vielleicht dadurch am besten in Anwendung gebracht, daß man die Kunst selbst dem Leser nicht beständig vor Augen führt, nicht jede Seite mit Citaten, nicht den Rand mit Noten füllt. Beständige Verweisungen auf gelehrte Autoritäten haben bei Werken der Dichtung etwas Ermüdendes und Anmaßendes an sich. Sie erscheinen wie Lobreden, die der Verfasser seiner eigenen Genauigkeit und seinem Wissen hält; sie dienen nicht dazu, seine Gedanken in ein klares Licht zu setzen, sondern lassen nur seine Gelehrsamkeit strahlen. Der Anschauungsgeist jedoch, der antiken Bildern antike Farben zu verleihen weiß, ist wohl die wahre Gelehrsamkeit, welche ein derartiges Werk erfordert, — ohne jenen Geist ist die Pedanterie störend und ärgerlich, mit demselben aber unnöthig. Niemand, der genau weiß, was die prosaische Dichtung nunmehr geworden ist, der ihre Würde, ihren Einfluß, die Art, wie sie allmählig alle ähnlichen Zweige der Literatur absorbirt hat, ihr Vermögen, zu belehren sowohl, als zu unterhalten, völlig erkennt, kann ihre Beziehung zur Geschichte, zur Philosophie, zur Politik, — ihre gänzliche Uebereinstimmung mit der Poesie und ihre Unterwürfigkeit unter die Wahrheit so weit verkennen, um sie zu scholastischer Frivolität herabwürdigen zu wollen; sie erhebt ja die Schulwissenscheft zur schaffenden Kraft, und ist weit entfernt, die letztere unter das Joch der erstern zu beugen.

Was die Redeweise der eingeführten Personen anbelangt, so war ich sorgfältig bemüht, das zu vermeiden, was mir von jeher als ein unglücklicher Irrthum Derer erschienen ist, die in unsern Tagen

[illegible] Zeit vorzuführen ver-
[illegible] haben denselben meistens
[illegible] und scharfe Urtheil Sir Walter Scotts
[illegible] Ivanhoe (erste Ausgabe) so trefflich aus-
[illegible] mir wenigstens eben so gut seine Anwen-
[illegible] Schriftsteller zu finden, der seinen Stoff aus
[illegible] Alterthum, als auf einen, der ihn aus den Feu-
[illegible] pft. Möge mir gestattet sein, mich hier der be-
[illegible] Worte zu bedienen, und mir dieselben für den Augen-
[illegible] lungsvoll und ebrerbietig anzueignen:
[illegible] Allerdings kann ich weder noch will ich darauf Anspruch
[illegible] chen, eine vollkommene Genauigkeit hinsichtlich des äußeren
[illegible] stümes, noch viel weniger aber in Betreff der viel wichtigern
[illegible] Punkte — der Sprache und der Sitten — zu beobachten. Der-
[illegible] selbe Grund jedoch, der mich abhält, den Dialog des Werkes
[illegible] im Anglo-Sächsischen oder im Normännisch-Französischen" Chi-
[illegible] also im Lateinischen oder Griechischen) „zu schreiben, oder
[illegible] Versuch mit den Typen des Caxton oder Wynken de
[illegible] drucken zu lassen" (ich sage, mit einem Rohre auf
[illegible] einen Cylinder befestigte und mit einem Knopfe
[illegible] Gamenrollen zu schreiben), „verhindert mich auch
[illegible] innerhalb der Schranken desjenigen Zeitraums, in
[illegible] welchem meine Geschichte spielt. Um
[illegible] zu erregen, ist es durchaus erforderlich, daß die Sprache
[illegible] so zu sagen in die Gebräuche und Sitten der Zeit, in
welcher wir leben, übersetzt werde.

„Um deßhalb den Vielen, die, wie ich hoffe, dies Buch gierig verschlingen werden (Hm!), ihr Recht widerfahren zu lassen, habe ich alle Gebräuche in neuerer Sprache so weit erklärt, und die modernen Gefühle einer Person so weit geschildert, daß sie nicht allzusehr belästigt fühlen wird. Hierdurch wie ich achtungsvoll behaupte, die schöne Frei-
Alterthümelei, [illegible] Verfasser eines Werkes aus dem Gebiete der Dich-
aber habe ich [illegible] gebührt, keineswegs überschritten.
heit, [illegible]
tung [illegible]

„Anderenfalls," fährt meine Autorität fort, „hat auch diese Frei-
heit ihre gesetzlich bestimmten Schranken, und es darf der Ver-
fasser nichts in seine Geschichte einführen, was nicht mit den
Gebräuchen der betreffenden Zeit im Einklange steht."

Ich kann diesen richtigen und treffl[illegible]chen Bemerkungen nichts
hinzufügen — sie enthalten die wahren Bestimmungen, nach
welchen jede Dichtung, die die Vergangenheit schildert, beurtheilt
werden sollte.

die hochtrabenden Sentenzen, die kalte und didaktische Feierlichkeit der Sprache in den Mund gelegt, die sie in den vorzüglich bewunderten klassischen Schrifistellern finden; Römer im gewöhnlichen Leben in den Perioden Cicero's sprechen zu lassen, ist aber eben so widersinnig, als wenn ein Novellendichter seinen englischen Charakteren die langen Phrasen Johnson's oder Burke's zuschreiben wollte. Der Fehler ist sogar um so größer, weil er unter der Maske von Gelehrsamkeit und Wahrheit nur den gänzlichen Mangel einer richtigen Beurtheilungskraft verräth; weil er ermüdet, langweilt, ärgert, und weil wir beim Gähnen nicht einmal die Befriedigung haben, zu denken, daß wir gelehrt gähnen. Um den Gesprächen klassischer Personen einige Treue zu verleihen, müssen wir uns namentlich hüten, die Gelegenheit zu klassischen Redensarten an den Haaren herbeizuziehen. Nichts kann einem Schriftsteller ein steiferes und unbehaglicheres Ansehen geben, als das hastige und plötzliche Umwerfen der Toga. Wir müssen zu unserer Aufgabe die vertraute Bekanntschaft vieler Jahre mitbringen; die Anspielungen, die Wendungen und Ausdrücke, so wie die Sprache überhaupt, müssen aus einem längst angefüllten Strome fließen; die Blumen müssen aus natürlichem Boden versetzt und nicht etwa aus zweiter Hand auf dem nächsten Marktplatze gekauft werden. Dieser Vorzug nun, der allerdings lediglich in der genauen Bekanntschaft mit dem Stoffe liegt, ist fast mehr Sache des Zufalls als des eigenen Verdienstes: denn er hängt von dem Umfange ab, in welchem die Klassiker in unsere Jugenderziehung und in das Studium unserer reiferen Jahren hin-

eingezogen wurden. Wäre übrigens ein Schriftsteller sogar im Besitze der höchsten Vorzüge, die Erziehung und Studium hiebei an die Hand geben können, so dürfte er doch kaum im Stande sein, sich in ein von dem seinigen so gänzlich verschiedenes Zeitalter zu versetzen, ohne daß einige Ungenauigkeiten, einige durch Unachtsamkeit oder Vergeßlichkeit entstandene Fehler in seine Zeichnungen sich einschlichen. Wenn fernerhin sogar in Werken über die Gebräuche der Alten, die von der ernstesten und ausgearbeitetsten Art und von den gelehrtesten Männern verfaßt sind, einzelne derartige Unvollkommenheiten oft durch einen verhältnißmäßig nur oberflächlich unterrichteten Kritiker entdeckt werden, so müßte es denn doch von mir allzu anmaßend erscheinen, wenn ich hoffen wollte, daß ich glücklicher gewesen sei, als unendlich gelehrtere Männer, und zwar in einem Werke, bei welchem die Gelehrsamkeit unendlich weniger erforderlich ist. Genug, wenn dieses Buch trotz aller seiner Unvollkommenheiten als ein in der Farbengebung vielleicht ungeübtes, in der Zeichnung mangelhaftes, aber gleichwohl nicht völlig unähnliches Gemälde der Zeit erfunden wird, die ich zu schildern unternommen — so möchte es fernerhin (was weit wichtiger ist) eine richtige Darstellung der menschlichen Leidenschaften und des menschlichen Herzens bieten, deren Grundstoffe zu allen Zeiten dieselben sind! Möge mir endlich gestattet sein, den Leser zu erinnern, daß, wenn es mir gelungen ist, einer Beschreibung klassischer Gebräuche und einer Geschichte aus der klassischen Zeit einiges Interesse und Leben zu verleihen, mir etwas gelang, was

bis daher Allen mißlang;" aus diesem Vordersatze aber entwickelt sich nothwendigerweise als ebenso tröstliches, obwohl minder glorreiches Correlat, daß, wenn mein Unternehmen fehl schlug, ich da unterlag, wo Alle scheiterten! Nach solchem Ausspruche weiß ich nichts Besseres zu thun, als sogleich zu schließen. Kann ich etwas Sprechenderes sagen, um zu beweisen, daß ein Schriftsteller nie halb so viel Scharfsinn entwickelt, als wenn er bemüht ist, seine eigene Schöpfung ins bestmögliche Licht zu stellen?

* Man muß mir verzeihen, wenn ich selbst Barthelemy nicht ausnehme. Sein Anacharsis ist ein Werk voll wunderbarer Gewandtheit, Sorgfalt, Eleganz und Forschung; aber es ist kein Leben darin! Es macht allerdings keinen Anspruch darauf, ein wirklicher Roman zu sein; aber selbst als fingirte Reiseschilderung ist es schwerfällig und ermüdend. Aeußere Gelehrsamkeit findet sich in Menge, aber der innere Geist fehlt. Barthelemy wurde nicht vom Wein des Alterthums entzückt, aber er hat eine gewaltige Menge von Weinlisten zusammengetragen. „Anacharsis," sagt Schlegel treffend und witzig, „sieht Alles auf seinen Reisen nicht wie ein junger Scythe an, sondern wie ein alter Pariser!" Ja, und wie ein Pariser, der nie in dem Leser den Gedanken erweckt, daß er überhaupt gereist sei — außer allenfalls in seinem Armstuhl.

Erstes Buch.

Quid sit futurum cras, fuge quaerere;
Quem sors dierum cunque dabit, lucro
Appone: nec dulces amores
Sperne puer, neque tu choreas.

Hor. lib. I. od. 9.

Erstes Kapitel.

Die zwei edlen Pompejaner.

„Ha, Diomed, gut, daß ich Dich treffe. Speisest Du diesen Abend bei Glaukus?“ sagte ein junger Mann von kleinem Wuchse, der seine Tunika in jenen lockern und weibischen Falten trug, die in ihm einen vornehmen und eleganten Herrn erkennen ließen.

„Ach nein, mein lieber Klodius, er hat mich nicht eingeladen,“ antwortete Diomed, ein Mann von mittleren Jahren und stattlichem Aussehen. „Beim Pollux! er hat mir da einen schlechten Streich gespielt; man sagt, seine Abendessen seien die besten in Pompeji.“

„Sie sind nicht schlecht, aber es gibt für mich nie Wein genug dabei. Das wahre Blut der alten Griechen rollt in Glaukus' Adern nicht; denn er behauptet, wenn er des Abends Wein getrunken habe, besitze er den andern Tag keinen Verstand mehr.“

„Seine Sparsamkeit hat nach meiner Meinung noch einen andern Beweggrund," sagte Diomed, seine Augenbraunen runzelnd; „trotz seiner Eitelkeit und Verschwendung halte ich ihn nicht für so reich, als er zu sein vorgibt, und er schont vielleicht lieber seine Amphoren, als seinen Verstand."

„Dies ist ein Grund mehr, seine Gastereien zu besuchen, so lange seine Sestertien dauern. Im nächsten Jahre, Diomed, werden wir uns einen andern Glaukus suchen müssen."

„Er soll auch ein Freund vom Würfelspiele sein."

„Er liebt alle Vergnügungen; und so lange er es liebt, Abendessen zu geben, werden wir Alle auch ihn lieben."

„Schön, mein Klodius, das ist gut gesagt! aber, gelegenheitlich gesprochen, hast Du meinen Keller nie gesehen?"

„Ich erinnere mich dessen nicht, mein guter Diomed."

„Nun, so mußt Du an einem der nächsten Abende mit mir zu Nacht speisen: ich habe Muränen* in meinem Behälter und werde den Aedil Pansa auch einladen."

„Oh! mache keine Umstände mit mir! — Persicos odi apparatus. Ich bin leicht zufrieden zu stellen. Aber der Tag neigt sich; ich habe im Sinne, in's Bad zu gehen — und Du?"

„Ich gehe zum Quästor — Staatsangelegenheiten; — hierauf in den Isistempel. Lebe wohl!"

„Was ist das für ein prahlsüchtiger, anscheinend

* Muränen — Lampreten.

bis über den Kopf beschäftigter und schlecht erzogener Bursche!" sagte Klodius leise zu sich, während er sich langsam entfernte; „er denkt uns mit seinen Festen und seinem Keller vergessen zu machen, daß er der Sohn eines Freigelassenen ist; und das wollen wir auch, so oft wir ihm die Ehre erweisen, ihm sein Geld abzugewinnen; diese reichen Plebejer sind für uns verschwenderische Patrizier eine wahre Ernte."

Unter diesem Selbstgespräche gelangte Klodius in die Via Domitiana, die, voll von Fußgängern und Equipagen, ganz dieselbe übermäßige Lebendigkeit, Rührigkeit und Fröhlichkeit zeigte, wie man sie noch heutzutage in den Straßen von Neapel findet.

Die Schellen der schnell an einander vorbeifahrenden Wägen drangen lustig zum Ohre, und Klodius grüßte die Eigenthümer der Equipagen, die sich durch ihre Eleganz oder Eigenthümlichkeit am meisten bemerklich machten, mit einem Lächeln oder Kopfnicken; — denn es gab in der That keinen jungen Mann in ganz Pompeji, der eine so ausgebreitete Bekanntschaft gehabt hätte.

„Ah! Du bist es, Klodius! und wie hast Du auf Dein Glück geschlafen?" rief mit angenehmem und sanftem Tone ein junger Mann, der in einem herrlich und anmuthig gebauten Wagen saß. Auf der bronzenen Aussenseite waren von griechischer Künstlerhand Basreliefs angebracht, welche die olympischen Spiele vorstellten. Die an seinem Wagen befindlichen Pferde waren von der seltesten parthischen Race; ihre schlanken Glieder schienen die Erde zu verachten und in der Luft zu schwe-

ben, und doch standen sie bei der leisesten Bewegung des Kutschers, der sich hinter dem Herrn der Equipage befand, unbeweglich still, wie wenn sie plötzlich in Stein verwandelt worden wären, scheinbar leblos, aber lebensähnlich, wie eines der Wunderwerke des Praxiteles. Auch der Herr selbst war von jener schlanken und schönen Symmetrie, welche die athenischen Bildhauer zu ihren Modellen wählten; an seinen leichten, in Büscheln herabfallenden Locken und an der vollkommenen Harmonie, die in seinen Zügen herrschte, verrieth sich seine griechische Abkunft. Er trug keine Toga — ein Kleidungsstück, das zu den Zeiten der Kaiser kein unterscheidendes Merkmal der römischen Bürger mehr war, und über das sich alle Tonangeber in der Mode lustig machten; aber seine Tunika glühte im reichsten Schimmer des tyrischen Purpurs und die Fibulä oder Schnallen, die sie zusammenhielten, waren mit Smaragden geschmückt. Um den Hals trug er eine goldene Kette, die sich in der Mitte der Brust in die Gestalt eines Schlangenkopfs verflocht, aus dessen Munde ein Siegelring von ausgesuchter Arbeit hing. Die Ärmel seiner Tunika waren weit und am Handgelenke mit goldenen Fransen geziert, und ein mit Arabesken gestickter, von demselben Stoffe wie die Fransen, gefertigter, und um den Leib geschlungener Gürtel diente ihm statt der Taschen, um Sacktuch, Beutel, Griffel und Schreibtafel darin aufzubewahren.

„Mein lieber Glaukus," sagte Klodius, „ich freue mich, daß Dein Verlust auf Dein Aussehen so wenig Einfluß geübt hat. Du siehst ja aus, als ob Du von Apollo begeistert worden wärest, und Dein Gesicht

strahlt wie eine Glorie von dem Glanze des Glücks. Jedermann würde Dich für den glücklichen Spieler und mich für den Verlierenden halten."

„Ach! mein Klodius, was liegt denn in dem Gewinn oder Verluste dieses elenden Metalls, das unsere Heiterkeit stören sollte? Beim Jupiter, so lange wir noch jung sind und die vollen Locken mit Kränzen bedecken können, so lange die Töne der Zithara noch zu ungesättigten Ohren dringen und das Lächeln Lydia's oder Chloe's über unsere Adern hinfliegt, in welchen das Blut so schnell fließt, müssen wir auch beim Anblick des Sonnenlichts uns freuen, und sogar die Zeit zwingen, nur die Schatzmeisterin unserer Vergnügungen zu sein. Du weißt wohl, daß Du diesen Abend bei mir speisest?"

„Wer vergäße je eine Einladung von Glaukus!"

„Wohin gehst Du jetzt?"

„Ich dachte ins Bad zu gehen; aber es ist noch eine ganze Stunde bis zur gewöhnlichen Zeit."

„Gut, da will ich meinen Wagen zurücksenden und Dich begleiten. So, so, mein Philias," fuhr er fort, indem er das Pferd liebkoste, das ihm zunächst stund und durch ein leichtes Wiehern und durch ein Zurücklegen seiner Ohren die Zärtlichkeit spielend heimgab; „du hast heute Feiertag. Ist dies nicht ein schönes Thier, Klodius?"

„Des Phöbus würdig," antwortete der edle Parasit, „oder des Glaukus."

Zweites Kapitel.

Das blinde Blumenmädchen und die Modeschönheit — Geständniß des Atheners — Der Leser macht die Bekanntschaft des Arbaces von Egypten.

Während sich die beiden jungen Männer über tausenderlei verschiedene Gegenstände flüchtig besprachen, durchwandelten sie die Straßen der Stadt mit leichtem Schritte. Sie waren in das Quartier der reichsten Kaufläden gelangt, deren offenstehendes Innere von der flimmernden, aber harmonischen Pracht der Fresken strahlte, die in Geschmack und Zeichnung von unsäglicher Mannigfaltigkeit waren. Die sprudelnden Springbrunnen, die, wo sich ein freier Anblick darbot, ihren kühlenden Schaum in die Sommerluft schleuderten; die Menge der Vorübergehenden oder vielmehr der Umherschlenderer, von denen der größere Theil in Gewänder von tyrischem Purpur gekleidet war, die um die reizendsten Läden versammelten Haufen, die hin und her wandelnden Sklaven mit bronzenen Gefäßen von den anmuthigsten Formen auf dem Kopf; die da und dort stehenden jungen Landmädchen mit Körben voll hochrother Früchte oder Blumen, welche für die alten Bewohner Italiens reizender waren, als für ihre Nachkommen, denen in der That latet anguis in herba — in jedem Veilchen oder jeder Rose eine Krankheit zu lauern scheint. * Die verschiedenen Versamm-

* Die neueren Italiener, besonders die in den südlichen Theilen Italiens, haben einen eigenthümlichen Abscheu gegen

lungsörter, die bei diesem geschäftslosen Volke unsere Kaffeehäuser und Clubs ersetzten; die Schoppen, in welchen auf Marmortafeln Gefäße mit Wein und Öl aufgestellt waren, und vor deren Schwellen Bänke, die man durch ausgespannte Purpurdecken gegen die Sonne geschützt hatte, die Müden zum Ausruhen, die Müßiggänger zum Verweilen einluden: — Alles dieses bildete eine so bunte, belebte und belebende Scene, daß der athenische Geist des Glaukus wegen seiner Empfänglichkeit für die Freude dadurch wohl entschuldigt wurde.

„Sprich mir nicht mehr von Rom," sagte er zu Klodius. „In seinen mächtigen Mauern sind die Vergnügungen zu prunkvoll und schwerfällig. Sogar in dem Kreise des Hofes, in dem vergoldeten Hause des Nero, inmitten der beginnenden Pracht des für Titus bestimmten Palastes liegt eine gewisse Schwerfälligkeit. Das Auge leidet darunter und der Geist wird dadurch ermüdet. Überdies macht es uns unzufrieden, mein lieber Klodius, den unermeßlichen Luxus und Reichthum Anderer mit der Mittelmäßigkeit unserer eigenen Zustände vergleichen zu müssen. Hier hingegen überlassen wir uns ganz behaglich den Vergnügungen und genießen den vollen Glanz des Luxus ohne das Ermüdende seines Pompes."

Parfümerie; sie betrachten dieselben als besonders ungesund; und die römischen und neapolitanischen Damen bitten ihre Gäste, sich derselben nicht zu bedienen. Sonderbar genug aber ist der gegen Wohlgerüche so empfindliche Geruchsinn ganz stumpf für das Gegentheil. Man kann Rom wörtlich — Sentina gentium — nennen.

„Aus diesem Grunde also hast Du Pompeji zu Deinem Sommeraufenthalt gewählt?“

„Ja wohl; ich ziehe Pompeji Bajä vor. Zwar lasse ich den Reizen von Bajä Gerechtigkeit widerfahren; aber ich hasse die Pedanten, die es bewohnen und jedes ihrer Vergnügungen nach Drachmen abzuwägen scheinen.“

„Und doch bist Du ein Freund der Gelehrten, und was Poesie betrifft, so sind ja Äschylus und Homer, das Epos, wie das Drama, bei Dir zu Hause.“

„Ja, aber diese Römer, die meine athenischen Vorfahren nachahmen, benehmen sich bei Allem so schwerfällig! Selbst wenn sie auf die Jagd gehen, lassen sie sich die Werke Plato's von ihren Sklaven nachtragen; und wenn sie die Fährte des wilden Schweines verlieren, greifen sie nach ihren Büchern und ihrem Papyrus, um nicht auch die Zeit zu verlieren. Während die Tänzerinnen in dem ganzen Zauber persischer Tänze vor ihren Augen hingleiten, liest ihnen ein Freigelassener mit einem Marmorgesichte ein Kapitel aus Cicero de officiis vor. Ungeschickte Pharmazisten! Vergnügeu und Studium, sind keine vereinbare Elemente; man muß sie getrennt genießen; die Römer aber verlieren beide Genüsse durch diese vorwitzige Affektation von Verfeinerung, und beweisen dadurch, daß sie weder für den einen noch für den andern Sinn haben. Oh! mein lieber Klodius, wie wenig verstehen Deine Landsleute von der wahren Geschmeidigkeit des Perikles, von den wahren Zauberkünsten einer Aspasia! Gestern besuchte ich Plinius. Er saß in seinem Sommerhause und schrieb, während ein unglücklicher Sklave Flöte blies.

Sein Neffe, (ach! Ohrfeigen möchte ich solchen philosophischen Zierbengeln geben!) sein Neffe las die Beschreibung der Pest von Thucydides, begleitete bisweilen die Musik mit einen Nicken seines dünkelhaften Köpfchens, während seine Lippen all die Ekel erregenden Details dieser schrecklichen Schilderung vortrugen. Dieser junge Windbeutel fand es ganz in der Ordnung, zu gleicher Zeit ein Liebeslied und die Beschreibung der Pest zu lernen."

„Nun, sie sind auch ziemlich dasselbe!" meinte Klodius.

„Dies sagte ich auch wirklich zu ihm, um seine Abgeschmacktheit zu entschuldigen; aber mein junger Philosoph sah mich vorwurfsvoll an, und antwortete mir, ohne den Spott zu verstehen, die Musik ergötze nur den Sinn des Gehörs, während das Buch (wohl zu bedenken, die Beschreibung der Pest!) das Herz erhebe. „„Ach!"" sagte der dicke Oheim, „„mein Neffe ist ein ganzer Athenienser, der das utile mit dem dulci zu vereinigen weiß."" Bei der Minerva, wie lachte ich in die Faust hinein. Ich war noch da, als man dem philosophischen Schulknaben meldete, daß sein liebster Freigelassener eben am Fieber sterbe. „„Unerbittlicher Tod!"" rief er, „„bringet mir meinen Horaz. Wie schön weiß dieser liebenswürdige Poet auch in solcherlei Unglücksfällen zu trösten!"" Oh, können solche Leute lieben, mein Klodius? Kaum mit den Sinnen! Wie selten hat ein Römer ein Herz! Er ist nur eine geistige Maschine, der Fleisch und Blut fehlt."

Obschon Klodius sich im Geheimen etwas verletzt

fühlte, als er seine Landsleute so herabwürdigen hörte, so stellte er sich doch, als ob er derselben Meinung sei, wie sein Freund; theils weil er von Natur ein Parasit, theils weil es damals unter den leichtsinnigen jungen Römern Sitte war, gegen dieselbe Abkunft, die sie in Wirklichkeit so anmaßend machte, einige Verachtung zu affektiren. Es gehörte zur Mode, die Griechen nachzuahmen und sich zugleich über diese ungeschickte Nachäfferei lustig zu machen.

Während dieses Gespräches wurden ihre Schritte von der Menge aufgehalten, die sich an einem offenen Platze, wo drei Straßen zusammenliefen, versammelt hatte. Hier, im Schatten der Säulenhalle eines Tempels von graziöser und leichter Architektur, stand ein junges Mädchen, am rechten Arm ein Blumenkörbchen, in der linken Hand ein kleines, dreisaitiges Instrument, zu dessen schwachen und angenehmen Tönen sie ein halb barbarisches Lied sang. Bei jeder Ruhepause in der Musik bot sie mit Anmuth den Zuschauern ihr Körbchen dar, und lud sie zum Kaufe der Blumen ein; und mehr als ein Sesterz fiel in den Korb, entweder zu Belohnung des Gesanges, oder als ein Beweis der Theilnahme an der Sängerin — denn sie war blind.

„Es ist meine arme Thessalierin," sprach Glaukus stille stehend. „Ich habe sie seit meiner Rückkehr nach Pompeji nicht wieder gesehen. Sie hat eine angenehme Stimme; wir wollen ihr zuhören."

Das Lied des blinden Blumenmädchens.

1.

Kauft meine Blumen, hört meine Klagen,
Ich komm' aus der Ferne, ich bin blind;
Wenn die Erde so schön ist, wie sie sagen,
Die Blume hier ist der Erde Kind!
Ihr seht noch die Schönheit, die sie ihr lieh?
Sie kommt so eben von ihrem Schooß;
Vor einer Stunde erst riß ich sie
Aus dem Schlafe in ihren Armen los,
Mit der Luft, die ihr zarter Odem ist,
Die ihr zarter, lieblicher Odem ist,
Und kosend sich über sie ergoß!

* * *

Seht, wie auf den Lippen ihr Kuß noch schwebt,
Wie auf den Wangen die Thräne noch bebt;
Denn sie weinet, die zärtliche Mutter weinet,
(Wenn sie, Sorge und Sehnsucht im Herzen geeinet,
Morgens und Abends die Wache bezieht) —
Sie weinet, weil der Liebling so schön erblüht,
Sie weinet, sie weinet aus Liebe,
Und der Thau ist die Thräne der Liebe,
Die aus dem Brunnen des Herzens quillt.

2.

Ihr lebet in einer Welt voll Licht,
Wo Liebe sich in dem Geliebten spiegelt,
Das Ohr allein ist der Blinden Gesicht
Und ihr ist der Tag für immer verriegelt.

Wie drunten ein abgeschied'ner Geist
Steh' ich am Strome der Qual verwaist;
Ich höre die Schatten vorübergehen
Und fühle nur ihres Odems Wehen.

Und ich möchte so gern die Geliebten schauen
Und ich recke die Arme nach ihnen all,
Doch ich fasse nur hohler Stimmen Schall,
Das Leben ist mir ein Gespenst voll Grauen.

Kauft meine Blumen, o seht sie weinen,
O hört sie seufzen die lieblichen Kleinen
(Sie haben auch eine Stimme wie wir);
„Die Blinde," klagen die Blätterlosen,
„Versengt mit ihrem Odem die Rosen;
„Wir sind vom Lichte ans Licht gebracht,
„Wir schaudern zurück vor dem Kinde der Nacht.
„O lasset uns unsʼre Erlösung erflehen:
„Wir schmachten nach Augen, die uns sehen.
„Wir sind zu heiter für diese Nacht,
„O gönnt uns den Tag, der aus Euch lacht,
„O kaufet, o kaufet die Blumen!"

„Ich muß diesen Veilchenstrauß haben, liebenswürdige Nydia," sagte Glaukus, sich durch die Menge hindurchdrängend und eine Handvoll kleiner Münzen in das Körbchen werfend; „Deine Stimme ist reizender als je."

Die junge Blinde fuhr rasch vor, als sie die Stimme des Atheners hörte, aber plötzlich stand sie still, und Hals, Wangen und Stirne überzog schnell eine hohe Röthe.

„Du bist also wieder zurückgekehrt?" sagte sie mit leisem Tone; hierauf wiederholte sie, gleichsam wie im Selbstgespräche: „Glaukus ist zurückgekehrt!"

„Ja, mein Kind, ich bin erst seit wenigen Tagen wieder in Pompeji. Mein Garten bedarf Deiner Pflege wie früher; ich rechne darauf, daß Du ihn morgen besucheest. Ich versichere Dich, daß in meinem Hause

keine andere Hand Kränze flechten soll, als die der hübschen Nydia."

Nydia lächelte, antwortete aber nicht; Glaukus steckte die ausgesuchten Veilchen an seine Brust und begab sich vergnügt und gleichgültig aus der Menge fort.

„Dieses Kind ist also eine Art Klientin von Dir?" sagte Klodius.

„Ja; — nicht wahr, sie singt recht brav? Diese arme Sklavin interessirt mich. Überdies ist sie aus dem Lande des Götterberges; der Olympus hat auf ihre Wiege geschaut — sie ist aus Thessalien."

„Dem Lande der Zauberinnen."

„Allerdings; aber ich meines Theils finde, daß alle Frauenzimmer Zauberinnen sind, und bei der Venus! in Pompeji scheint die Luft sogar einen Zaubertrank eingesogen zu haben, so viele Reize findet hier mein Auge auf jedem bartlosen Gesichte."

„Ach! da geht gerade eine der schönsten Gestalten von Pompeji vorüber, die Tochter des alten Diomed, die reiche Julia," rief Klodius, während eine junge Dame, das Gesicht mit einem Schleier verhüllt und von zwei Sklavinnen begleitet, auf dem Wege ins Bad sich ihnen näherte.

„Schöne Julia! wir grüßen Dich," sagte Klodius.

Julia lüftete ihren Schleier weit genug, um mit einiger Koketterie ein schönes römisches Profil, ein dunkles, feuriges Auge und eine Wange zu zeigen, über deren natürliche Olivenfarbe die Kunst ein schöneres und sanfteres Rosenroth ausgegossen hatte.

„Und Glaukus ist auch wieder zurückgekehrt?"

begann sie, dem Athener einen ausdrucksvollen Blick zuwerfend. „Hat er," setzte sie beinahe halblaut hinzu, „seine Freunde vom letzten Jahre vergessen?"

„Reizende Julia, Lethe selbst, wenn er an einem Theile der Erde verschwindet, taucht wieder an einem andern auf. Jupiter erlaubt uns nie länger als einen Augenblick zu vergessen, die strengere Venus aber gestattet selbst die Vergessenheit eines Augenblicks nicht."

„Glaukus ist nie um schöne Worte verlegen."

„Wer könnte es sein, wenn der Gegenstand derselben so schön ist?"

„Werden wir Euch Beide bald in meines Vaters Villa sehen?" fragte Julia, sich zu Klodius wendend.

„Wir werden den Tag, an dem wir Dich besuchen, mit einem weißen Steine bezeichnen," antwortete der Spieler.

Julia ließ ihren Schleier wieder zurückfallen, aber langsam, so daß ihr letzter Blick mit erheuchelter Schüchternheit und wahrhaftiger Kühnheit auf dem Athener heftete. Dieser Blick drückte Zärtlichkeit und Liebe zumal aus.

Die Freunde setzte ihren Weg fort.

„Julia ist in der That sehr schön," sagte Glaukus.

„Im verflossenen Jahre hättest Du dieses Geständniß mit mehr Wärme abgelegt."

Das ist wahr; beim ersten Anblicke war ich verblendet und hielt für einen kostbaren Stein, was nur Nachahmung war."

„Ach," meinte Klodius, „im Grunde gleichen sich

alle Weiberherzen. Glücklich der Mann, der bei seiner Gemahlin Schönheit mit reicher Mitgift gepaart findet! Was kann er mehr wünschen?"

Glaukus seufzte.

Sie traten eben in eine weniger besuchte Straße, an deren Ende sie das breite und liebliche Meer unterschieden, das an diesen herrlichen Küsten auf sein Privilegium, Schrecken einzuflößen, verzichtet zu haben scheint; so sanft sind die über seine Oberfläche hinhauchenden Lüftchen, so glänzend und mannigfaltig die Farben, die es von den rosigen Wolken annimmt, so duftend die Wohlgerüche, die der Landwind über seine Tiefen hinstreut. Einem solchen Meere ohne Zweifel entstieg Anadyomene, um das Scepter der Welt zu ergreifen."

„Es ist noch zu früh ins Bad," sagte der Grieche, der einem poetischen Antriebe nie zu widerstehen wußte; „wir wollen uns vom Geräusche der Stadt entfernen und die See betrachten, während die Mittagssonne sich auf ihren Wellen spiegelt."

„Mit allem Vergnügen," antwortete Klodius; „überdies ist die Bucht der lebhafteste Theil der Stadt."

Pompeji bot ein Miniaturgemälde der Civilisation jener Zeit. In dem engen Kreise seiner Mauern fand sich so zu sagen ein Muster jeder Gabe vor, die der Luxus dem Reichthume lieferte. In seinen kleinen, aber strahlenden Verkaufsgewölben, seinen niedlichen Palästen, seinen Bädern, seinem Forum, Theater und Circus, in der Energie wie in der Verdorbenheit, in der Verfeinerung wie in der Lasterhaftigkeit seiner Einwoh-

ner sah man ein Muster des ganzen Reiches. Dies war gleichsam ein Spielzeug, ein Schaukästchen, worin die Götter zu ihrem Vergnügen ein Ebenbild der großen Monarchie der Erde aufzustellen schienen, und das sie später der Zeit entzogen, um der Bewunderung der Nachwelt die Wahrheit des Grundsatzes ans Herz zu legen: daß es nichts Neues unter der Sonne gebe.

Die spiegelglatte Bucht war mit Handelsschiffen und vergoldeten Galeeren, die den reichen Bürgern zum Vergnügen dienten, angefüllt. Die Fischernachen glitten rasch nach allen Seiten hin und in der Ferne zeigten sich die hohen Masten der von Plinius befehligten Flotte. Am Ufer saß ein Sicilianer, der unter heftigem Geberdenspiele und unter äußerster Beweglichkeit seiner Gesichtszüge einer Gruppe von Fischern und Landleuten eine sonderbare Geschichte von Schiffbruch leidenden Matrosen und liebreichen Delphinen erzählte, gerade so wie man sie heutzutage noch in der modernen Nachbarschaft auf dem Molo von Neapel hören kann.

Der Grieche zog seinen Gefährten aus der Menge fort und lenkte seine Schritte gegen einen einsamen Theil des Ufers, wo sich die beiden Freunde auf einem kleinen Felsstücke, das sich aus den glatten Kieselsteinen erhob, niedersetzten, und die wollüstige und kühle Luft einsogen, die, über die Wasser hintanzend, eine liebliche Musik bildete. Es lag vielleicht etwas in dieser Scene, das sie zum Stillschweigen und zu Träumereien einlud. Klodius hielt die Hand vor die Augen, um diese gegen den brennenden Himmel zu schützen, und überrechnete seinen Gewinn von der vorigen Woche; der Grieche aber stützte

sich auf seinen Ellenbogen, ohne Scheu vor der Sonne, der Schutzgöttin seines Vaterlandes, deren strömendes Licht sein Herz mit Poesie, Liebe und Glück erfüllte; seine Blicke hafteten fest auf der ungeheuer großen Meeresfläche und beneideten vielleicht jedes Lüftchen des Windes, das seine Schwingen nach den Küsten Griechenlands hintrug.

„Sage mir, Klodius, bist Du nie verliebt gewesen?"

„Jawohl, sehr oft."

„Wer oft geliebt hat," antwortete Glaukus, „hat nie geliebt. Es gibt nur einen Eros, obwohl viele Nachbildungen von ihm."

„Diese Bilder sind, im Ganzen genommen, keine bösen Götterchen," sagte Klodius.

„Ich gebe es zu," versetzte der Grieche; „ich bete sogar den Schatten der Liebe an, sie selbst aber noch viel mehr."

„Bist Du also ernstlich und nüchtern verliebt? empfindest Du dieses von den Dichtern geschilderte Gefühl, das uns dahin bringt, unsere Abendessen zu vernachlässigen, das Theater zu verschwören und Elegien zu schreiben? Ich hätte es nie geglaubt; Du kannst Dich recht verstellen."

„So weit bin ich noch nicht," sagte Glaukus lächelnd; „ich spreche vielmehr mit Tibull:

Wen sanfte Liebe lenket, der ist,
Wo er auch geht, geschützt und heilig.

In der That, ich bin nicht verliebt; aber ich könnte es werden, wenn ich nur Gelegenheit hätte, den Gegenstand meiner Liebe zu sehen. Eros möchte gerne seine

Fackel anzünden; aber die Priester haben ihm kein Öl gegeben."

„Soll ich den Gegenstand Deiner Wahl errathen? Ist es nicht Diomeds Tochter? Sie betet Dich an, und gibt sich nicht einmal die Mühe, es zu verbergen, und, beim Herkules, ich wiederhole es, sie ist schön und reich zugleich. Sie wird die Thürpfosten ihres Gatten mit goldenen Bändern umwinden."

„Nein, verkaufen will ich mich nicht. Die Tochter Diomeds ist schön, das gebe ich zu, und es gab eine Zeit, wo ich, wenn sie nicht die Enkelin eines Freigelassenen wäre, vielleicht — Aber nein, sie trägt all ihre Schönheit auf dem Gesichte; ihr Benehmen ist nicht wie das eines Mädchens, und ihr Verstand kennt keine andere Sorge, als die für das Vergnügen."

„Du bist undankbar. Sage mir doch, wer die glückliche Jungfrau ist."

„Vernimm denn, mein theurer Klodius. Vor einigen Monaten befand ich mich in Neapel, einer Stadt, ganz nach meinem Herzen; denn sie bewahrt noch das Wesen und den Stempel ihres griechischen Ursprungs, und verdient durch ihr himmlisches Klima und ihre herrlichen Gestade noch immer den Namen der Parthenope. Eines Tages trat ich in den Minervatempel ein, um die Göttin nicht sowohl für mich selbst, als für die Stadt, auf welche Pallas nicht mehr lächelt, anzuflehen. Der Tempel war einsam und verlassen; die Erinnerungen an Athen drängten sich schnell und erweichend auf mich ein; da ich mich allein glaubte und in meine ernsten und frommen Betrachtungen versunken war, drang ein Gebet

aus meinem Herzen hervor, schwebte über meine Lippen und betend vergoß ich Thränen. Plötzlich wurde ich hierbei durch einen tiefen Seufzer unterbrochen; ich wandte mich um und sah dicht hinter mir ein Frauenzimmer. Sie hatte ihren Schleier aufgehoben und betete gleichfalls; als sich unsere Augen begegneten, schien mir aus diesen dunkeln und leuchtenden Sternen ein himmlischer Strahl in die innerste Seele zu dringen. Nie, mein lieber Klodius, sah ich ein schöner geformtes Menschenangesicht; eine gewisse Melancholie milderte und erhob zugleich seinen Ausdruck; jenes unaussprechliche Etwas, das der Seele entspringt und das unsere Bildhauer in das Gesicht der Psyche übertrugen, verlieh ihrer Schönheit einen erhabenen und himmlischen Charakter. Thränen entströmten ihren Augen. Ich ahnete augenblicklich, daß sie athenischer Abkunft war, und daß bei meinem Gebete für Athen ihr Herz dem meinigen geantwortet hatte. Ich fragte sie mit bewegter Stimme: „„Bist Du nicht auch eine Athenerin, schöne Jungfrau?"" Beim Klange meiner Stimme erröthete sie, bedeckte ihr Gesicht zur Hälfte mit dem Schleier und antwortete: „„Die Asche meiner Väter ruht an den Ufern des Ilissus; ich wurde zu Neapel geboren, allein mein Herz ist athenisch, wie meine Abkunft."" — „„Wir wollen also unsere Opfer miteinander darbringen,"" sagte ich zu ihr. In diesem Augenblick war der Priester hereingekommen, und wir sprachen nun, nebeneinanderstehend, ihm das Gebet nach; miteinander berührten wir die Kniee der Göttin, miteinander legten wir unsere Olivenkränze auf den

Altar nieder. Bei dieser gemeinschaftlichen Handlung empfand ich ein eigenthümliches Gefühl einer fast geheiligten Zärtlichkeit. Fremd, aus einem entfernten und gefallenen Lande hergekommen, stunden wir hier bei einander und allein in diesem der Gottheit unseres Vaterlandes geheiligten Tempel. War es da nicht natürlich, daß mein Herz sich zu ihr hingezogen fühlte, die ich doch gewiß mit Recht meine Landsmännin nennen konnte? Mir war, als ob ich sie seit langer Zeit kenne, und dieser einfache Gottesdienst schien mir wie durch ein Wunder die Sympathie der Herzen bewirkt und die Bande der Zeit ersetzt zu haben. Wir verließen den Tempel in tiefem Stillschweigen, und als ich sie eben fragen wollte, wo sie wohne und ob ich mir nicht einen Besuch bei ihr erlauben dürfe, kam ein Jüngling, dessen Gesichtszüge einige Ähnlichkeit mit den ihrigen hatten, und der auf den Stufen des Tempels stund, herbei und erfaßte ihre Hand. Sie wandte sich noch einmal um und gab mir den Abschiedsgruß. In diesem Augenblicke trennte uns die Menge und ich sah sie nicht wieder. Bei meiner Nachhausekunft fand ich Briefe vor, die mich zur Reise nach Athen nöthigten, wo mir Verwandte meine Erbschaft streitig zu machen drohten. Nach Gewinnung meines Prozesses kehrte ich nach Neapel zurück; ich ließ in der ganzen Stadt Nachforschungen anstellen, ohne jedoch irgend eine Spur von meiner Landsmännin auffinden zu können, und in der Hoffnung, im Schooße der Vergnügungen jede Erinnerung an diese liebliche Erscheinung zu vergessen, eilte ich, mich in die Herrlichkeiten Pompeji's zu versenken. Dies

ist meine ganze Geschichte. Ich liebe nicht, aber ich erinnere und sehne mich."

Klodius wollte eben antworten, als ein langsamer und gemessener Schritt sich auf den Kieselsteinen vernehmen ließ: bei diesem Geräusch wandten sie sich Beide um und erkannten augenblicklich den neuen Ankömmling.

Es war ein Mann, der kaum vierzig Jahre zählte, von hohem Wuchse und magerem aber kräftigem und sehnigem Körperbau. Seine dunkle und bronzirte Haut verrieth seinen orientalischen Ursprung und seine Züge hatten etwas Griechisches in ihren Umrissen, besonders an Kinn, Lippen, Stirne und Hals; nur war seine Nase etwas groß und gebogen, während seine harten und hervorstechenden Knochen jene fleischigen Conturen nicht gestatteten, die einer griechischen Physiognomie selbst im Mannesalter die runden und schönen Linien der Jugend erhielten. Seine Augen waren groß und schwarz, wie die tiefste Nacht, und strahlten von einem beständigen festen Glanze. Eine tiefe, nachdenkende und beinahe melancholische Ruhe schien in ihrem majestätischen und imposanten Blicke ihren steten Wohnsitz aufgeschlagen zu haben. Sein Gang und seine Miene waren auffallend gesetzt und stolz, und der sonderbare Schnitt und die einfachen Farben seines langen Gewandes erhöhten den gewaltigen Eindruck der ruhigen Physiognomie und der stattlichen Gestalt. Die beiden jungen Männer machten, da sie ihn grüßten, maschinenmäßig ein leichtes Zeichen mit den Fingern, das sie jedoch sorgfältig vor dem Fremden verhehlten; denn

Arbaces, der Egypter, galt dafür, daß er die Gabe eines unheilvollen Blickes besitze.

„Die Scene muß wirklich herrlich sein," sagte Arbaces mit kaltem, aber höflichem Lächeln, „die den lebenslustigen Klodius und den allbewunderten Glaukus aus den volkreichen Straßen der Stadt wegzulocken vermag."

„Ist denn die Natur im Allgemeinen so reizlos?" fragte der Grieche.

„Für die Zerstreuten — ja."

„Diese Antwort ist streng, aber ich halte sie nicht für richtig. Das Vergnügen liebt die Gegensätze; die Zerstreuung lehrt uns die Reize der Einsamkeit, die Einsamkeit die der Zerstreuung schätzen."

„So denken die jungen Philosophen," antwortete der Egypter; „sie halten Erschöpfung für Nachdenken, und glauben, weil sie der Welt satt sind, den Reiz der Einsamkeit zu kennen. Aber nicht in solch abgematteten Herzen kann die Natur jenen Enthusiasmus erregen, der allein ihrer keuschen Zurückhaltung ihre unaussprechliche Schönheit zu entlocken vermag; sie fordert keineswegs Ausrottung der Leidenschaft von Euch, sondern jene ganze Glut, der Ihr Euch, indem Ihr sie anbetet, zu entschlagen suchet. Wisse, junger Athener, als sich Luna dem Endymion in geheimnißvollem Lichte enthüllte, geschah dies nicht etwa nach einem in den unruhigen Wohnungen der Menschen verlebten Tage, sondern auf dem stillen Gipfel der Berge und in den einsamen Thälern des Jägers."

„Das Gleichniß ist schön!" rief Glaukus, „aber die

Anwendung falsch. Erschöpfung, sagst du! Oh! die Jugend erschöpft sich niemals, und was mich wenigstens betrifft, so habe ich nie einen Augenblick der Sattheit kennen gelernt."

Wiederum lächelte der Egypter; aber diesmal war sein Lächeln frostig und schneidend, und sogar Klodius, dessen Einbildungskraft nicht sehr lebhaft war, empfand ein kleines Frieren dabei. Arbaces gab übrigens auf den leidenschaftlichen Ausruf des Glaukus keine Antwort, sondern sprach nach einer Pause mit sanftem und melancholischem Tone: „Im Ganzen genommen thust Du wohl daran, das Leben zu genießen, so lang es Dir lächelt. Die Rose welkt schnell, das Parfüm verdunstet — und was uns betrifft, o Glaukus, die wir in diesem Lande fremd und hier ferne von unserer Väter Asche sind, — welche andere Wahl bleibt uns, als sinnliches Vergnügen oder Sehnsucht? Jenes für Dich, für mich vielleicht die letztere."

Die glänzenden Augen des Griechen füllten sich plötzlich mit Thränen.

„Ach! Arbaces," rief er aus, „sprich nicht von unsern Voreltern. Vergiß, daß es je andere Freiheiten gegeben hat, als die Roms! — und eine andere Herrlichkeit — ach, vergebens würden wir ihren Schatten auf den Feldern von Marathon und Thermopylä wieder zu erwecken suchen."

„Dein Herz tadelt Dich, während Du sprichst," sagte der Egypter, „und bei den Freuden dieser Nacht wirst Du mehr an Leäna,* als an Lais denken. Vale!"

* Als Leäna, die heldenmüthige Geliebte Aristogeitons, ge-

Mit diesen Worten hüllte er sich in seinen Mantel und entfernte sich langsam.

„Ich athme wieder freier," sagte Klodius. „Um die Egypter nachzuahmen, stellen wir bisweilen ein Skelett bei unsern Gastmählern auf; fürwahr die Gegenwart eines solchen Egypter's wäre wohl gespenstisch genug, um die herrlichste Falerner Traube zu verbittern."

„Ein sonderbarer Mann!" sagte Glaukus mit nachdenkender Miene; „obwohl er abgestorben für das Vergnügen und gleichgültig gegen die Güter der Welt scheint, so könnten doch, wenn das öffentliche Gerede nicht lügt, sein Haus und Herd andere Geschichten erzählen."

„Ja man spricht von ganz andern Orgien, als von denen des Osiris, die in seiner düstern Wohnung gefeiert werden sollen. Man versichert überdies, daß er reich sei. Sollten wir ihn nicht an uns locken und die Reize des Würfelspiels lehren können? O du größtes aller Vergnügen! Du glühendes Feuer der Hoffnung und Furcht! in Leidenschaft, die nie ermüdet! O Spiel, wie fürchterlich schön bist du!"

„Welche Begeisterung!" rief Glaukus lachend; „das Orakel spricht durch den Mund des Klodius. Welches Wunder werden wir da noch erleben?"

---

foltert wurde, biß sie sich die Zunge ab, damit sie nicht der Schmerz verleiten möge, die gegen die Söhne des Pisistratus angesponnene Verschwörung zu verrathen; die ihr zu Ehren errichtete Statue einer Löwin sah man in Athen zur Zeit des Pausanias.

Drittes Kapitel.

Die Verwandtschaft des Glaukus — Beschreibung der Häuser von Pompeji — Ein klassisches Fest.

Der Himmel hatte Glaukus mit allen seinen Wohlthaten überschüttet, eine einzige ausgenommen; er hatte ihn mit Schönheit, Gesundheit, Vermögen, Talent, vornehmer Geburt, einem feurigen Herzen und einem poetischen Geiste begabt; aber er verweigerte ihm das Erbe der Freiheit. Glaukus war zu Athen geboren, der Unterthanin Roms. Frühe in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gelangt, hatte er sich dem bei jungen Leuten so natürlichen Geschmacke für's Reisen überlassen und im Schooße pomphafter Feste am kaiserlichen Hofe in langen Zügen aus dem berauschenden Becher des Vergnügens geschlürft. Glaukus war ein Alcibiades ohne Ehrgeiz; er war, was ein Mann, der Einbildungskraft, Vermögen, Jugend und Talente besitzt, wenn man ihm die Begeisterung für den Ruhm entzieht, leicht wird. Sein Haus zu Rom war das Tagesgespräch der Lüstlinge, aber auch der Freunde der schönen Künste; die Bildhauer Griechenlands fanden ein Vergnügen daran, die Portiken und die Exedra eines Atheners auszuschmücken. Seine Wohnung zu Pompeji — ach! ihre Farben sind jetzt erbleicht und ihre Mauern ihrer Gemälde beraubt; ihre Hauptschönheit, die vollendete Ausführung und Anmuth ist entschwunden — und doch, als sie wieder an's Tageslicht gefördert wurde, welche Lobreden, welche Ausrufe der Verwunderung erweckten da ihre nied-

lichen Dekorationen, ihre Gemälde, ihre Mosaikarbeiten! Glaukus hatte, als ein leidenschaftlicher Verehrer der Poesie und des Drama's, die ihn an den Geist und Heldenmuth seiner Vaterstadt erinnerten, seine herrliche Wohnung mit Darstellungen aus Äschylus und Homer geschmückt; und Alterthumsforscher, die aus dem Geschmacke auf das Gewerbe schließen, haben den Kunstfreund in einen Künstler verwandelt; und obgleich seitdem ihr Irrthum anerkannt ist, nennen sie dennoch die ausgegrabene Wohnung des Atheners Glaukus fortwährend das Haus des dramatischen Dichters.

Ehe wir dieses Haus beschreiben, wollen wir dem Leser einen allgemeinen Begriff von der Art der Eintheilung der Häuser in Pompeji geben, die, wie er finden wird, im Wesentlichen den Schilderungen des Vitruvius gleichen; im Einzelnen aber alle jene Verschiedenheiten der Laune und des Geschmackes entfalten, die dem Menschen angeboren sind und die Alterthumsforscher zu allen Zeiten in Verwirrung gebracht haben. Wir wollen versuchen, unsere Beschreibung so deutlich und so wenig pedantisch als möglich zu geben.

Man tritt gewöhnlich durch einen kleinen Gang, das sogenannte Vestibulum, in eine Halle, bisweilen mit, noch öfters aber ohne Säulen. Auf drei Seiten dieser Halle sind Thüren angebracht, die zu den verschiedenen Schlafzimmern führen, unter denen sich auch das des Pförtners befindet, und von welchen die besten gewöhnlich zu Wohnungen fremder Gäste be-

stimmt sind. Am äußersten Ende der Halle, und zwar zu beiden Seiten, rechts und links, wenn das Haus groß ist, befinden sich zwei kleine Zimmer oder vielmehr Vertiefungen, die gewöhnlich für die Frauen des Hauses bestimmt sind; mitten auf dem gewürfelten Fußboden der Halle zeigt sich unabänderlich ein viereckiger, nicht tiefer Behälter zum Sammeln des Regenwassers, das durch eine Öffnung in dem Dache hereinfiel, welche nach Belieben durch ein Schirmdach geschlossen werden konnte. In der Nähe dieses Impluviums, das in den Augen der Alten besonders heilig war, stellte man (in Pompeji, jedoch nicht so häufig als in Rom) die Bilder der Hausgötter auf; jener gastfreundliche Herd, von dem die römischen Dichter häufig sprechen, und der besonders den Laren geweiht war, bestand in Pompeji fast durchgehends in einer beweglichen Kohlenpfanne. In einem, und oft in dem am meisten in die Augen fallenden Winkel war eine große, hölzerne Kiste bemerklich, die bronzene oder eiserne Bänder schmückten und stärker machten, und die durch starke Haken an ein steinernes Piedestal so sehr befestigt war, daß sie allen Anstrengungen eines Räubers, sie von der Stelle zu rücken, Trotz bieten konnte. Diese Kiste hielt man für die Kasse des Hausherrn; da man indessen in keiner der zu Pompeji aufgefundenen Kisten Geld fand, so ist es wahrscheinlich, daß sie häufiger zum Zierrathe als zum Gebrauche dienten.

In dieser Halle (oder Atrium, um klassisch zu reden) empfing man gewöhnlich die Clienten und Besuche

niederen Standes. In den Häusern der vornehmeren Einwohner wurde durchgängig ein Atriensis gehalten — ein Sklave, der mit dem Dienste in dieser Halle besonders beauftragt war und unter seinen Kameraden einen hohen und wichtigen Rang einnahm. Der Behälter im Mittelpunkte muß eine etwas gefährliche Verzierung gewesen sein; aber die Mitte der Halle war den Hin- und Hergehenden verboten, die ja an beiden Seiten noch hinreichend Raum fanden. Gerade dem Eingange gegenüber, an dem andern Ende der Halle, war ein Gemach (tablinum), dessen Fußboden gewöhnlich mit reichen Mosaikarbeiten geschmückt, und dessen Wände mit herrlichen Gemälden bedeckt waren. Hier wurden die Familienpapiere oder Urkunden über das öffentliche Amt, das der Hausherr bekleidet hatte, aufbewahrt. Auf einer der Seiten dieses Salons, wenn man ihm diesen Namen geben darf, befand sich häufig ein Speisezimmer (triclinium), und auf der andern Seite bisweilen ein Stübchen, das wir heutzutage ein Raritätenkabinet nennen würden, da es eine Menge solcher Gegenstände enthielt, die man für die seltensten und kostbarsten achtete; und immer endlich ein kleiner Gang für die Sklaven, um sich in die verschiedenen Theile des Hauses begeben zu können, ohne die oben erwähnten Gemächer betreten zu müssen. Alle diese Zimmer öffneten sich auf eine viereckige oder längliche Kolonnade, die man mit einem technischen Ausdrucke Peristyl nannte. War das Haus klein, so endete es mit diesem Säulengang, und in diesem Falle bildete sein Mittelpunkt, so klein er auch sein mochte, immer einen Garten, der mit auf Piedestalen

stehenden Blumenvasen geschmückt war; unter der Kolonnade führten rechts und links Thüren zu den Schlafzimmern,* zu einem zweiten Triclinium oder Speisezimmer,** und wenn der Hausherr ein Freund der Literatur war, zu einem mit dem Titel einer Bibliothek geehrten Kabinet; ein sehr kleiner Raum nämlich reichte hin, um die Papyrusrollen aufzunehmen, welche die Alten für eine beträchtliche Büchersammlung hielten.

Die Küche befand sich gewöhnlich am Ende des Peristyls. War das Haus recht geräumig, so hörte es nicht mit dem Peristyl auf, und in diesem Falle war dessen mittlerer Raum kein Garten, sondern bald mit einem Springbrunnen, bald mit einem Fischbassin geschmückt, während an dem dem Tablinum entgegengesetzten Ende sich in der Regel ein zweites Speisezimmer befand, dessen beide Seiten an Schlafzimmer oder auch bisweilen an eine Gemäldegalerie oder Pinatheca *** stießen. Diese Gemächer sodann stunden in Verbindung mit einem viereckigen oder oblongen Raume, der gemeiniglich auf drei Seiten mit einer Kolonnade geschmückt war, wie das Peristyl, das er an Länge übertraf, mit dem er aber sonst viele Ähnlichkeit hatte. Dies war das eigentliche Viridarium oder der Garten, in dem sich häufig ein Spring-

* Die Römer hatten Schlafzimmer nicht bloß für die Nacht, sondern auch zur Ruhe bei Tag (cubicula diurna).

** Die Alten hatten in der Regel mindestens zwei diesem Gebrauch gewidmeten Zimmer, eines für den Sommer, das andere für den Winter; oder vielleicht das eine für den täglichen, das andere für den festlichen Gebrauch.

*** In den großen Palästen Roms stand die Pinatheca gewöhnlich mit dem Atrium in Verbindung.

brunnen, Statuen und eine große Menge schöner Blumen befanden. Am äußersten Ende stund die Gärtnerswohnung, und an den beiden Seiten waren unter der Säulenhalle, noch weitere Zimmer eingerichtet, wenn die Größe der Familie dies nöthig machte.

Das erste und zweite Stockwerk hatten zu Pompeji selten eine Wichtigkeit, da sie nur über einen kleinen Theil des Hauses hingebaut waren und nur Sklavenkammern enthielten. In den prächtigeren Gebäuden Roms hingegen war dies nicht der Fall; dort lag nämlich der Hauptspeisesaal (coenaculum) gewöhnlich im zweiten Stockwerke. Die Zimmer selbst waren gemeiniglich klein; denn so oft man in diesem herrlichen Klima zahlreiche Gäste hatte, empfing man sie in dem Peristyl (oder Portikus), in der Halle oder im Garten. Die Festsäle selbst waren, obwohl mit Fleiß ausgeschmückt und mit Sorgfalt gewählt, doch von sehr kleinem Umfange; denn die klugen Alten hielten weniger auf die Zahl, als auf die Wahl der Gäste, und speisten selten mehr als neun Personen auf einmal, so daß also große Speisesäle bei ihnen nicht so nothwendig waren, als bei uns.* Aber die Reihe von Zimmern, die man sofort beim Eintritte gewahrte, mußte in der That einen sehr imposanten Eindruck hervorgebracht haben. Man sah da auf einen Blick die reich betäfelte und herrlich bemalte Halle, das Tablinum, das anmuthige Peristyl, und wenn das Haus etwas geräumiger war, den gegenüberliegenden Festsaal und den Garten, der mit einem

* Wenn sie sehr große Gesellschaften bewirtheten, so wurde die Mahlzeit gewöhnlich in der Halle aufgetragen.

Springbrunnen oder einer Marmorstatue die Aussicht begrenzte.

Der Leser wird sich jetzt von den Häusern Pompeji's einen ziemlich richtigen Begriff machen können, die in manchen Beziehungen der griechischen, noch mehr aber der römischen Bauart glichen. Die allgemeine Einrichtung ist in sämmtlichen Häusern dieselbe, obgleich bei allen einige Verschiedenheit im Einzelnen stattfindet. In allen findet man die Halle, das Tablinum und das Peristyl, die mit einander in Verbindung stehen; in allen sind die Wände reich bemalt, und alle endlich liefern die Beweise von einem den verfeinerten Lebensgenuß liebenden Volke. Indessen ist zu zweifeln, ob der Geschmack der Einwohner von Pompeji in Bezug auf Dekorationen so ganz rein war. Sie liebten die auffallendsten Farben und die seltsamsten Zeichnungen; den unteren Theil ihrer Säulen malten sie oft hochroth, und ließen den übrigen Theil unbemalt; war der Garten klein, so pflegten sie, um das Auge zu täuschen, Bäume, Vögel, Tempel u. s. w. perspektivisch an die Mauer zu malen — ein plumper Kunstgriff, den der liebenswürdige Pedantismus des Plinius mit wohlgefälligem Stolze in Anwendung brachte.

Obgleich das Haus des Glaukus zu den kleinsten gehörte, so war es doch eines der geschmücktesten und vollendetsten aller Privatgebäude in Pompeji.

Man tritt in das Haus durch ein langes und enges Vestibulum, dessen Fußboden in Mosaikarbeit die Abbildung eines Hundes darstellte, mit dem wohlbekannten „cave canem“ (nimm dich vor dem Hunde in Acht). Auf jeder Seite befindet sich eine ziemlich geräumige

Kammer; denn da das Haus nicht groß genug war, um die zwei gewöhnlichen Abtheilungen in Privat- und öffentliche Zimmer zu enthalten, so waren diese zwei Zimmer besonders zum Empfange von Personen bestimmt, die weder durch Rang, noch durch genaue Bekanntschaft mit dem Hausherrn berechtigt waren, in das Innere des Hauses zugelassen zu werden.

Wenn man aus dem Vestibulum herauskommt, so tritt man in ein Atrium, das bei der ersten Auffindung mit Gemälden bereichert war, deren sich, hinsichtlich des Ausdrucks, ein Rafael nicht hätte schämen dürfen. Jetzt sieht man dieselben im Museum von Neapel, wo sie noch von Kennern bewundert werden; — sie stellen den Abschied des Achilles von der Briseis vor. Wer sollte der Kraft, Lebhaftigkeit und Schönheit in den Gesichtern und Gestalten des Achilles und der unsterblichen Sklavin die Anerkennung versagen?

Auf einer andern Seite des Atriums führte eine kleine Treppe zu den im zweiten Stockwerke gelegenen Sklavenzimmern. Dort befanden sich auch zwei oder drei andere kleine Schlafzimmer, auf deren Wänden der Raub der Europa, die Amazonenschlacht u. s. w. dargestellt waren.

Von da aus gelangt man in das Tablinum, an dessen äußersten Enden reiche, halb zurückgezogene Draperien von tyrischem Purpur herabhingen.* Auf seinen Wänden war ein Dichter abgebildet, der seinen Freunden seine Verse vorliest, und der Fußboden zeigte eine kleine, höchst ausgesuchte Mosaikarbeit, einen Theaterdirektor

* Das Tablium war nach Belieben auch mit Schiebthüren versehen.

darstellend, wie er seinen Schauspielern Belehrungen gibt.

Aus diesem Salon gelangte man in das Peristyl, und hier ging auch dieses Haus (was, wie schon gemeldet, bei kleineren Wohnungen in Pompeji gewöhnlich der Fall war) zu Ende. Von jeder der sieben diesen Hof schmückenden Säulen, hingen Blumengewinde. Der Mittelpunkt, der die Stelle des Gartens vertrat, war mit den seltensten Blumen angefüllt, die in weißen, auf Piedestalen ruhenden Marmorvasen aufgestellt waren. Am Ende dieses Gärtchens befand sich ein kleiner Tempel, der einer jener Kapellen glich, wie man sie in katholischen Ländern an den Landstraßen findet; er war den Penaten geheiligt und vor ihm stund ein eherner Dreifuß. Auf der linken Seite der Säulenreihe befanden sich zwei kleine Cubicula oder Schlafzimmer, und rechts lag das Triclinium, wo die Gäste eben versammelt waren.

Die Alterthumsforscher von Neapel pflegen dieses Gemach das Zimmer der Leda zu nennen, und in dem herrlichen Werke des Sir William Gell findet man einen Kupferstich nach einem zarten und anmuthigen Gemälde der Leda, wie sie ihrem Gemahle ihren Neugebornen darbietet. Dieses prächtige Gemach öffnete sich gegen den balsamduftenden Garten. Um den Tisch von Citronenholz,* der glatt, polirt und

* Das damals geschätzteste Holz, doch nicht von dem jetzigen Citronenbaume. Einige, worunter mein gelehrter Freund, W. S. Lander, glauben mit großer Wahrscheinlichkeit, daß es Mahagoniholz gewesen sei.

mit Arabesken in Silber ausgelegt war, standen drei Ruhebetten, die zu Pompeji gebräuchlicher waren, als der halbrunde Sitz, der seit kurzer Zeit in Rom Sitte geworden; auf diesen bronzenen Ruhebetten, die mit kostbaren Metallen beschlagen waren, lagen dicke, reich mit sorgfältiger Stickerei versehene Matratzen, die dem Drucke des Körpers elastisch nachgaben.

„Ich muß gestehen," sagte der Aedil Pansa, „daß Dein Haus, obgleich kaum größer als das Gehäuse für eine Fibula, doch ein wahrer Edelstein in seiner Art ist. Wie herrlich ist der Abschied des Achilles von der Briseis dargestellt! Welcher Styl! welche Köpfe! welche — hm!"

„Das Lob Pansa's über einen derartigen Gegenstand ist in der That unschätzbar," erwiderte Klodius ernst; „was für Gemälde trifft man an seinen Wänden! dort ist fürwahr die Hand des Zeuxis sichtbar."

„Du schmeichelst mir in der That sehr, mein lieber Klodius," versetzte der Aedil, der in ganz Pompeji für den Besitzer der schlechtesten Gemälde von der Welt galt; denn aus übertriebenem Patriotismus wollte er nur pompejanische Maler beschäftigen. „Du schmeichelst mir! Indessen muß man gestehen, daß die Gemälde ihr Lob verdienen — Ädepol! — in den Farben, der Zeichnung nicht zu gedenken... Und die Küche, meine Freunde — ach! Alles ist ganz nach meinem Geschmacke."

„Was für eine Malerei ist dort?" fragte Glaukus; „ich habe Deine Küche noch nicht gesehen, obgleich ich mehr als einen Beweis von der Vortrefflichkeit Deiner Speisen habe."

„Ein Koch, mein Athener, opfert dort die Meisterwerke seiner Kunst auf dem Altare der Vesta, während eine herrliche Muräne (nach dem Leben gemalt) in der Ferne an dem Spieße bratet. Du wirst zugeben, daß hierin viel Erfindung liegt."

In diesem Augenblicke erschienen die Sklaven, ein Brett mit den ersten Einleitungsspeisen zum Mahle tragend. Zwischen köstlichen Feigen waren kleine Becher eines verdünnten, schwach mit Honig vermischten Weines aufgestellt. Nachdem dies auf die Tafel niedergesetzt war, reichten junge Sklaven jedem der fünf Gäste (es waren ihrer nicht mehr) das silberne Becken mit wohlriechendem Wasser und mit Purpurfransen besetzte Handtücher. Der Ädil jedoch zog prahlsüchtig sein eigenes Handtuch hervor, das zwar nicht von so feiner Leinwand, dessen Franse aber doppelt so breit war, und wischte seine Hände mit dem Gepränge eines Mannes, der fühlt, daß er Bewunderung erregt.

„Da hast Du eine schöne Mappa," sagte Klodius; „die Franse ist so breit als ein Gürtel."

„Eine Kleinigkeit, mein Klodius, nur eine Kleinigkeit! Dies soll der neueste Geschmack in Rom sein; Glaukus versteht sich jedoch auf solche Dinge besser als ich."

„Sei uns günstig, o Bacchus!" sprach Glaukus, indem er sich ehrerbietig gegen ein herrliches Bild des Gottes neigte, das mitten auf dem Tische stand, an dessen Ecken die Laren und die Salzfässer aufgestellt waren. Die Gäste sprachen das Gebet nach und brach-

ten durch Besprengung des Tisches mit Wein die gebräuchliche Libation dar.

Nach Beendigung dieser Ceremonie ließen sich die Gäste auf ihre Ruhebetten nieder und das Mahl begann.

„Dies soll mein letzter Becher sein," rief der junge Sallust, als die Sklaven die ersten zur Erweckung des Appetits aufgetragenen Gerichte entfernten und substantiellere Speisen auf den Tisch stellten, und ihm der aufwartende Sklave einen bis an den Rand gefüllten Becher überreichte, „dies soll mein letzter Becher sein, wenn ich je besseren Wein in Pompeji getrunken habe!"

„Bring die Amphora herbei," sagte Glaukus, „und lies Jahrzahl und Namen vor."

Der Sklave beeilte sich, der Gesellschaft zu melden: „nach dem an den Stöpsel angehefteten Zettel stamme der Wein aus Chios und sei fünfzig Jahre alt."

„Wie köstlich ihn der Schnee gekühlt hat," sagte Pansa, „gerade das richtige Verhältniß."

„Er gleicht," rief Sallust, „der Erfahrung eines Mannes, der seine Vergnügungen hinlänglich mäßigt, um sie doppelt reizend zu machen."

„Oder vielmehr dem Nein eines Frauenzimmers," fügte Glaukus hinzu, „er kühlt, aber nur, um desto mehr zu entflammen."

„Wann wird unser nächstes Thiergefecht stattfinden?" fragte Klodius den Pansa.

„Es ist auf den nächsten Idus des Augusts festgesetzt," entgegnete der Aedil, „den Tag nach den Vulkanalien. Wir haben für dieses Fest einen der schönsten jungen Löwen."

„Wer wird ihm vorgeworfen werden?“ fragte Klodius. „Gegenwärtig herrscht ein großer Mangel an Verbrechern. Pansa, Du wirst diesmal jedenfalls einen Unschuldigen zum Löwen verurtheilen müssen.“

„Ich gestehe Dir, daß ich neulich darüber nachgedacht habe,“ versetzte der Aedil sehr gravitätisch. „Ein schändliches Gesetz, das uns verbietet, unsere eigenen Sklaven den wilden Thieren vorzuwerfen. Uns mit unserm Eigenthum nicht nach unserem Belieben schalten zu lassen, ist ein gegen den Besitz selbst gerichteter Angriff.“

„In den guten Zeiten der Republik war es nicht so,“ seufzte Sallust.

„Diese angebliche Großmuth gegen die Sklaven beraubt überdies das Volk einer seiner größten Vergnügungen. Ach! welche Freude hat es an einem hartnäckigen Kampfe zwischen Menschen und Löwen, und wegen dieses verdammten Gesetzes wird es auf dieses unschuldige Vergnügen verzichten müssen, wenn uns die Götter nicht bald einen großen Verbrecher zusenden.“

„Was kann unpolitischer sein,“ sagte Klodius mit affektirter Ernsthaftigkeit, „als dem Volk sein Hauptvergnügen zu verkümmern?“

„Dank dem Jupiter und dem Fatum, daß wir gegenwärtig keinen Nero mehr haben,“ sagte Sallust.

„Der war in der That ein Tyrann, denn er ließ unser Amphitheater zehn Jahre lang schließen.“

„Ich wundere mich,“ sagte Sallust, „daß es keinen Aufstand zur Folge hatte.“

„Beinahe wäre es dazu gekommen,“ versetzte Pansa, der den Mund voll Wildschweinbraten hatte.

Hier wurde die Unterhaltung für eine kurze Zeit durch einen Flötentusch unterbrochen, und zwei Sklaven traten mit einer einzelnen Schüssel ein.

„Welchen Leckerbissen hast Du da für uns aufbewahrt, mein lieber Glaukus?“ fragte der junge Sallust mit funkelnden Augen.

Sallust war erst vierundzwanzig Jahre alt, aber er kannte keinen größeren Lebensgenuß, als das Essen; vielleicht hatte er alle übrigen bereits erschöpft. Doch fehlte es ihm nicht an Verstand, und er hatte, so weit es ihm möglich war, ein vortreffliches Herz.

„Beim Pollux!“ rief Pansa, „ich sah's ihm an; es ist ein ambracisches Zicklein! Ho!“ fuhr er fort, (mit den Fingern schnippend, was das übliche Zeichen war, um die Sklaven herbeizurufen), „wir müssen dem neuen Ankömmling eine zweite Libation darbringen.“

„Ich hoffte, Euch mit brittischen Austern bewirthen zu können,“ sagte Glaukus traurig; „aber die Winde, die gegen Cäsar so ungünstig waren, haben es nicht zugelassen.“

„Sind sie wirklich so köstlich?“ fragte Lepidus, indem er seine Tunika, deren Gürtel bereits gelöst war, auseinanderschlug, um es sich noch bequemer zu machen.

„Ach! ich kann mich der Vermuthung nicht erwehren, daß nur die Entfernung ihren hohen Preis bestimme; sie haben den feinen Geschmack der brundusischen Austern nicht, aber in Rom glaubt man, ohne diese Austern sei kein Abendessen vollständig.“

„Die armen Britten!“ meinte Sallust. „Sie haben doch etwas Gutes an sich! Ihr Land liefert Austern!“

„Ich wünschte, sie verschafften uns einen Gladiator," sagte der Ädil, dessen mit der Zukunft beschäftigter Geist unaufhörlich an die Bedürfnisse des Amphitheaters dachte.

„Bei der Pallas!" rief Glaukus, als sein Lieblingssklave einen frischen Kranz um seine dunstende Stirne wand, „ich bin wohl ein großer Freund solcher wilden Schauspiele, wenn Thiere gegen Thiere kämpfen; wenn aber ein Mensch mit Fleisch und Blut, wie wir, kaltblütig in die Arena getrieben, und ihm ein Glied um das andere abgerissen wird, so ist die Theilnahme allzuschrecklich. Mir wird übel, ich kann kaum mehr athmen; es treibt mich an, mich hinabzustürzen und zu seiner Vertheidigung hin zu eilen. Die Freudenrufe des Volkes kommen mir schrecklicher vor, als das Geschrei der den Orestes verfolgenden Furien. Es freut mich, daß wir, allem Anscheine nach bei den nächsten Festspielen dieses blutige Schauspiel nicht haben werden."

Der Ädil zuckte die Achseln. Der junge Sallust, der für den gutmüthigsten Menschen Pompeji's galt, sah ganz erstaunt darein; der anmuthige Lepidus, der aus Furcht, seine Gesichtszüge zu entstellen, selten sprach, rief: „Beim Herkules!" Der Parasit Klodius murmelte: „Ädepol!" und der sechste Theilnehmer am Feste, der Schatten des Klodius,* dessen

* Eine sehr merkwürdige und interessante Abhandlung ließe sich über die Parasiten der Griechen und Römer schreiben. Bei den ersteren waren sie jedoch noch mehr verachtet, als bei den letzteren. Die Briefe des Alciphorn schildern sehr lebhaft die

Pflicht es war, in Allem das Echo seines reichen Freundes zu sein, wenn er sein Lob nicht singen konnte,

Beleidigungen, denen sie sich für ein Mittagsmahl unterzogen; einer beklagt sich, daß ihm Fischsauce in die Augen gegossen — daß er an den Kopf geschlagen worden sei, und mit Honig bestrichene Steine zu essen bekommen habe, während ein Freudenmädchen eine mit Blut gefüllte Blase nach ihm geworfen habe, die ihm im Gesichte zerplatzt sei. Die Art, in welcher diese Parasiten die Gastfreundschaft ihrer Wirthe vergalten, bestand wie bei den Schmarotzern heutiger Zeit in Witzworten und unterhaltenden Geschichten; bisweilen erlaubten sie sich auch thätliche Scherze gegeneinander, indem sie sich an die Ohren schlugen. Die Obrigkeit in Athen scheint diese hungrigen Bouffons mit sehr strengem Auge betrachtet zu haben, und sie beklagen sich mit durchaus unphilosophischen Ausdrücken über Schläge und Gefängniß. In der That scheint der Parasit in Athen dem lustigen Rath im Mittelalter entsprochen zu haben, nur war er viel nichtswürdiger und vielleicht witziger — der Gefährte von Buhlerinnen, in dem sich Kuppler und Bouffon vereinigten. Dies ist ein Griechenland eigenthümlicher Charakter. Die lateinischen, komischen Dichter lassen den Parasiten sehr häufig auftreten; doch scheint er in Rom eine etwas höhere Stufe eingenommen, und eine etwas mildere Behandlung genossen zu haben, als in Athen. Auch die Schilderungen des Terenz, der bei seiner Beschreibung athenischer Sitten wahrscheinlich Alles mildert, was römischen Zuhörern zu ungewöhnlich erschienen wäre, führen uns keinen so gemeinen oder verachteten Charakter, wie den Parasiten des Alciphorn und Athenäus vor. Die stolzeren und wählerischen Römer verschmähten es oft in der That nicht, solche Bouffons in ihren Umgang zu ziehen, und miethe-ten (wie wir in den Briefen des Plinius lesen) Narren oder Hanswurste, um ihre Gäste zu unterhalten, und die Stelle der griechischen Parasiten zu vertreten. Wenn daher Klodius in dem Texte Parasit oder Schmarotzer genannt wird, so möge der Leser dies Wort nicht im heutigen, sondern im alten römischen Sinne nehmen.

Ein sehr schwacher, aber sehr günstiger Wiederschein des

— der Schmarotzer eines Schmarotzers — murmelte wie dieser: „Ädepol!“

„Ihr Italiener seid an solche Schauspiele gewöhnt; wir Griechen hingegen sind mitleidiger. Oh! Schatten des Pindar! der Reiz wahrhaft griechischer Spiele, das Ringen Mann gegen Mann — der großartige Kampf — der halb traurige Sieg — Stolz, einen würdigen Feind zu bekämpfen — Wehmuth, ihn besiegt zu sehen!... Aber Ihr verstehet mich nicht!“

„Das Zicklein ist vorzüglich,“ sagte Sallust.

Der mit dem Vorschneiden beauftragte Sklave, der auf sein Talent stolz war, hatte eben sein Geschäft an dem Zicklein nach dem Takte der Musik vollendet.

„Dein Koch ist natürlich ein Sicilianer?“ sagte Pansa.

„Ja, aus Syrakus.“

„Laß uns um ihn spielen, „sagte Klodius; „wir wollen zwischen den Gerichten eine Partie machen.“

„Ich bin zwar allerdings von einem derartigen Kampfe ein größerer Freund, als von den Kämpfen mit den wilden Thieren; aber doch kann ich einen Sicilianer nicht auf's Spiel setzen, Du könntest nichts so Kostbares dagegen setzen.“

„Meine Phillida — meine schöne Tänzerin.“

„Ich kaufe nie Weiber,“ sagte der Grieche, indem er seinen Blumenkranz gleichgültig zurechtschob.

Parasiten war der umbra oder Schatten, der einen eingeladenen Gast begleitete und bisweilen ein Mann gleichen Ranges, gewöhnlich jedoch ein armer Verwandter oder demüthiger Freund war. Ein solcher ist der Schatten unseres Freundes Klodius.

Die in dem Portikus aufgestellten Musikanten hatten zu spielen angefangen, als man das Zicklein zertheilte. Ihre Melodie nahm bald einen sanfteren und heiteren, zugleich aber etwas geistvolleren Charakter an. Sie sangen die Ode von Horaz: „Persicos odi," die unmöglich zu übersetzen ist, und von der sie glaubten, sie eigne sich für ein Fest, das, so üppig es uns scheinen muß, doch in der That bei dem zügellosen Luxus jener Zeit ziemlich bescheiden war. Wir wohnen hier — wohl zu beachten — dem Gastmahl eines Privatmannes, keinem fürstlichen bei — dem Gastmahle eines Privatmannes von gutem Geschmacke, und nicht dem eines Kaisers oder Senators.

„Ach! guter, alter Horaz," sagte Sallust mit theilnehmendem Tone; „er besang die Feste und Mädchen ziemlich gut, aber nicht, wie unsere neueren Dichter."

„Wie der unsterbliche Fulvius z. B.," sagte Klodius.

„Ach! der unsterbliche Fulvius z. B.," wiederholte der Schatten.

„Und Spuräna und Cajus Mutius, der innerhalb eines Jahres drei epische Gedichte schrieb: konnten Horaz und Virgil so Etwas?" warf Lepidus hin.

„Diese alten Dichter haben insgesammt den Fehler begangen, lieber die Bildhauerei, statt die Malerei nachzuahmen. Einfachheit und Ruhe, dies war ihr Ideal; aber wir neueren haben Feuer, Leidenschaft, Kraft, wir schlafen nie, ahmen die Farben der Malerei, ihr Leben und ihre Handlung nach. Unsterblicher Fulvius!"

„Beiläufig gesprochen," sagte Sallust, „habt Ihr die neue Ode Spuräna's zu Ehren unsrer egyptischen Isis schon gehört? Sie ist herrlich und voll wahrhaft frommer Begeisterung."

„Isis scheint eine Lieblingsgottheit in Pompeji zu sein," fiel Glaukus ein.

„Ja," entgegnete Pansa, „sie steht besonders gegenwärtig in hohem Ansehen; ihre Bildsäule hat die außerordentlichsten Orakel ausgesprochen. Ich bin nicht abergläubisch, und doch muß ich gestehen, daß sie mir schon mehr als einmal in meinem öffentlichen Amte herrliche Rathschläge ertheilt hat. Auch sind ihre Priester so fromm! Keine stolzen Diener des Jupiters und der Fortuna — sie gehen baarfuß, genießen kein Fleisch und verbringen den größten Theil der Nacht in der Einsamkeit mit Gebet zu."

„In der That ein Beispiel für unsre andere Priesterschaften. Der Jupiterstempel bedarf einer großen Reform," sagte Lepidus, der bei Andern, aber auch nur bei Andern, ein gewaltiger Reformator war.

„Der Egypter Arbaces soll den Priestern der Isis einige ganz neue Mysterien mitgetheilt haben," bemerkte Sallust; „er rühmt sich, von Ramases abzustammen, und behauptet, seine Familie sei im Besitze der Geheimnisse des entferntesten Alterthums."

„Unstreitig ist er im Besitze der Gabe des bösen Auges," sagte Klodius; „so oft ich dieser Medusenstirne begegne, ohne mich durch einen Zauber dagegen geschützt zu haben, verliere ich unfehlbar ein Lieblings-

pferd oder werfe die canes * neunmal hintereinander."

„Letzteres wäre in der That merkwürdig," sagte Sallust ernsthaft.

„Wie meinst Du das?" erwiderte der Spieler erröthend.

„Ich meine, was Du mir ließest, wenn ich oft mit Dir spielte, nämlich — Nichts."

Klodius antwortete nur durch ein verächtliches Lächeln.

„Wenn Arbaces nicht so reich wäre," sagte Pansa mit wichtig thuender Miene, „so würde ich mein Amt ein wenig gebrauchen und untersuchen, ob das Gerede, das ihn zu einem Magier und Sterndeuter macht, Grund hat. Als Agrippa Ädil von Rom war, verbannte er alle diese gefährlichen Bürger. Aber ein reicher Mann! — Es ist die Pflicht eines Ädils, die Reichen zu beschützen."

„Was denket Ihr von jener neuen Sekte, die sogar in Pompeji einige Proselyten gemacht haben soll, — von jenen Verehrern des hebräischen Gottes — Christus?"

„Oh! dies sind bloß spekulative Träumer," sagte Klodius, „und es befindet sich kein einziger angesehener Mann unter ihnen. Ihre Proselyten sind arme, unbedeutende und unwissende Leute!"

„Die man jedoch für ihre Gotteslästerungen kreuzigen sollte," erwiderte Pansa hastig: „sie verläugnen

* Im Würfelspiel nannte man den niedersten Wurf canes oder caniculæ.

die Venus und den Jupiter! Nazarener ist bloß ein anderer Name für Gotteslängner. Lasset sie nur unter meine Hände kommen!"

Der erste Gang war vorbei; die Gäste hatten sich auf ihre Ruhebetten zurückgelehnt, es trat eine kurze Stille ein, während der sie auf die sanften südlichen Stimmen und auf die Töne des arkadischen Rohres hörten. Glaukus war am meisten entzückt und zur Brechung des Stillschweigens am wenigsten geneigt; aber Klodius meinte schon, daß man die kostbare Zeit verderbe.

„Bene vobis! (auf Deine Gesundheit!) mein Glaukus!" sagte er, indem er mit der ganzen Leichtigkeit eines erfahrenen Trinkers auf jeden Buchstaben in dem Namen seines Freundes einen Becher leerte. „Willst Du Dich wegen Deines gestrigen Unglücks nicht rächen? Sieh! die Würfel lächeln uns an."

„Wie es Dir gefällig ist," sagte Glaukus.

„Im August Würfel spielen, und ich Ädil!* sprach Pansa mit einer Amtsmiene; „dies ist gegen alles Gesetz."

„Nicht in Deiner Gegenwart, würdiger Pansa," sagte Klodius, indem er in einer langen Büchse die Würfel schüttelte: „Deine Gegenwart wird jede Übertreibung verhindern. Nicht die Sache selbst, sondern nur der Mißbrauch ist schädlich."

* Alle Hazardspiele waren durch das Gesetz verboten („Vetita legibus alea" — Horat. Od. I. 24, 3), außer während der Saturnalien im Monat December. Die Aedilen waren beauftragt, dieses Gesetz zu handhaben, das übrigens, wie alle Gesetze gegen das Spiel zu allen Zeiten, gänzlich unwirksam war.

„Welche Weisheit!“ flüsterte der Schatten.

„Gut! so will ich nach einer andern Seite sehen,“ sagte der Ädil.

„Noch nicht, guter Pansa, wir wollen warten, bis das Essen zu Ende ist,“ sagte Glaukus.

Klodius gab unwillig nach und verbarg seinen Ärger unter einem Gähnen.

„Er gähnt, um das Gold zu verschlingen,“ sagte Lepidus ganz leise zu Sallust, indem er eine Stelle aus der Aulularia des Plautus anführte.

„Oh, wie gut kenne ich diese Polypen, die Alles festhalten, was sie berühren,“ antwortete Sallust in demselben Tone und aus demselben Stücke.

Der zweite Gang, der aus einer großen Mannigfaltigkeit von Obst, Pistazien, süßen Speisen, Torten und Backwerk bestand, das tausenderlei seltsame Formen darbot, wurde aufgetragen, und die Diener stellten auch Wein, der bis jetzt den Gästen herumgereicht worden war, in großen, gläsernen Flaschen auf, an deren jeder ein Zettel das Alter und die Beschaffenheit des Inhalts anzeigten.

„Koste diesen Lesbier, mein Pansa,“ sagte Sallust, „er ist vorzüglich.“

„Er ist nicht sehr alt,“ erwiderte Glaukus, „aber er ist, wie wir, durch das Feuer früh gezeitigt worden — der Wein durch die Flammen des Vulkans — wir durch die seiner Frau, zu deren Ehren ich diesen Becher leere.“

„Er ist sehr fein,“ sagte Pansa, „doch hat er vielleicht ein wenig zu viel Harzgeschmack.“

„Welch herrlicher Becher," rief Klodius, indem er ein Trinkgefäß von durchsichtigem Krystall zeigte, dessen Handgriff mit Edelsteinen besetzt und schlangenförmig war, wie man es damals in Pompeji sehr häufig sah.

„Dieser Ring," sagte Glaukus, indem er einen kostbaren Juwel von dem ersten Gelenke seines Fingers zog und an den Griff hing, „verleiht ihm ein reicheres Ansehen und macht ihn Deiner Annahme, mein Klodius, weniger unwerth. Mögen die Götter Dir Gesundheit verleihen und Dir gestatten, ihn oft bis zum Rande zu krönen!"

„Du bist allzu freigebig, Glaukus," sagte der Spieler, den Becher seinem Sklaven einhändigend, „aber Deine Liebe verdoppelt den Werth."

„Diesen Becher den Grazien!" rief Pansa, und leerte seinen Becher dreimal. Die Gäste kamen seinem Beispiele nach.

„Wir haben noch keinen Festkönig ernannt," rief Sallust, indem er den Würfelbecher schüttelte.

„Nein," sagte Glaukus, „keinen kalten und abgenutzten Direktor für uns, keinen Diktator des Bankets, keinen rex convivii. Haben die Römer nicht geschworen, nie einem Könige zu gehorchen? Sollten wir weniger frei sein, als Eure Vorfahren? He, Musikanten! die Hymne, die ich vorige Nacht gedichtet habe!"

Die Musiker stimmten nun, nachdem Glaukus das Lied, das er meinte, noch näher bezeichnet hatte, ihre Instrumente zu einer wilden jonischen Tonart, während die jüngsten Stimmen unter der Bande in griechischen

Worten und griechischem Rhythmus folgendes Lied absangen:

Der Abendgesang der Horen.

1.

Durch des Sommertags glühende Pracht
Sind wir geschritten lang,
Nun, vor den schwarzen Pforten der Nacht
Grüßet uns mit Gesang!
Gesang, Gesang,
Mit hellem, frohem Gesang!
Wie durch das Zwielicht beherzt
Die cretische Braut durch die Epheuranken,
Nachdem sie zuvor mit dem Weingott gescherzt,
Hinausgoß ihre freien Gedanken.
Durch der Gewölke graues Gefieder
Aeugelten heimlich die Sterne nieder,
Und ringsumher
Kosten im Meer
In Liebe rauschend die Wogen.
Es ruht ihr des Luchses Haupt im Schooß,
Als sie sich hin auf den Thymian goß;
Und heimlich sich freuend der seligen Nächte,
Lauschten die Faunen im grünen Geflechte
Des grünenden Laubwerks vom Weinstock umzogen,
Die Faunen, die spähenden Faunen,
Die schlauen, die lachenden Faunen,
Die Faunen lauschten verwogen.

2.

Wie hat des Tages Pein
Uns auf der Flucht ermattet!
Schwer wird die Reise sein,
Wenn uns die Nacht umschattet.
Badet, o badet die müden Schwingen
Tief in den Fluten, welche euch springen
Dort aus dem Borne des Lichts: — dort aus dem
Borne des Lichts,

Der aus dem Kelche uns lacht,
Ruht erst die Sonne in Nacht,
Wo aus dem Becher der Tag uns erstehet.
Die Traube, sie ist die Quelle des Lichtes,
Der Spiegel des glühenden Sonnengesichtes,
In den es voll Lust wie der Thesbier schaut,
Bis seine Seele drinn untergehet.

3.

Ein Kelch sei dem Zeus gebracht, ein zweiter des Eros Macht,
Ein dritter dem Sohne der Maja;
Drei sollen versöhnen das Kleeblatt der Schönen
Den Chorus der holden Aglaja.
Doch weil euch die lachenden Kränze der Freuden,
Der Bund der lachenden Stunden noch flicht,
So lasset euch nicht durch Gesetze mehr leiten,
Und fraget nicht ängstlich nach Maaß und Gewicht.
Wer uns das Meiste bringt, ehrt uns am meisten,
Wer nicht berechnet mehr, was er zu leisten,
Kennet am Besten des Trinkers Pflicht.
Fasset die Schwingen, wir fliegen so schnell,
Tauchet uns tief in den sprudelnden Quell!
Fliehn wir dann triefend hinaus in den Raum,
Schütteln wir hin auf die Kränze den Schaum.
Wir glühen, wir glühen;
Und wie einst im Osten die jubelnde Rotte
Der Mädchen in ihre krystallene Grotte
Die Schönheit trug des mysischen Hylas,
So ziehen, so ziehen
Den Gott wir, den jungen, im lachenden Chore
In heißer Umschlingung durch unsere Thore;
Wir ziehen ihn vorwärts mit lautem Gesang
Die dunkelnden Ströme der Nacht entlang —
Hoho — hoho, wir haben dich, Psilas!

Die Gäste zollten rauschenden Beifall. Wenn der Dichter zugleich der Wirth ist, so sind seine Verse unstreitig immer bezaubernd.

„Ganz griechisch," bemerkte Lepidus; „in der römischen Dichtkunst kann man die Wildheit, Stärke und Kraft dieser Sprache unmöglich nachahmen."

„Man muß gestehen," fiel Klodius mit einer Ironie ein, die er indessen zu verbergen suchte, „daß dieses Lied gegen die alterthümliche und schmucklose Einfachheit der Ode des Horaz sehr absticht, die wir vorhin hörten. Die Melodie ist ganz jonisch; dieses Wort erinnert mich daran, eine Gesundheit auszubringen. Meine Freunde, auf das Wohl der schönen Jone!"

„Jone!... Der Name ist griechisch," sagte Glaukus mit sanfter Stimme; „ich stimme mit Vergnügen ein. Aber wer ist Jone?"

„Ach! Du bist erst kürzlich wieder in Pompeji angekommen, sonst verdientest Du den Ostrazismus für Deine Unwissenheit," antwortete Lepidus geziert; „Jone nicht kennen, heißt den ersten Reiz in unserer Stadt nicht kennen."

„Sie ist die seltenste Schönheit," sagte Pansa, „und welche Stimme!"

„Sie kann sich gewiß nur von Nachtigallenzungen nähren," entgegnete Klodius.

„Nachtigallenzungen! Welch herrlicher Gedanke," seufzte der Schatten.

„Gib mir Aufschluß, ich beschwöre Dich!" versetzte Glaukus.

„Wisse denn," begann Lepidus...

„Laß mich reden," fiel ihm Klodius ins Wort; „Du dehnst Deine Worte, als ob Du Schildkröten sprächest."

„Und Du sprichst Steine," sprach das Süßherrchen ganz leise, indem er mit verächtlicher Miene auf sein Ruhebett zurücksank.

„Wisse also, mein Glaukus," sagte Klodius, „daß Jone eine erst kürzlich in Pompeji angekommene Fremde ist. Sie singt wie Sappho, und ihre Gesänge sind eigene Dichtung; Tibia, Cythara und Lyra spielt sie so schön, daß es schwer zu sagen ist, auf welchem von diesen Instrumenten sie die Musen am meisten übertreffe. Ihre Schönheit ist überaus blendend, ihr Haus vollkommen gut eingerichtet. Solcher Geschmack! solche Juwelen! solche Bronzen! Sie ist reich und ebenso freigebig als reich."

„Ihre Liebhaber," meinte Glaukus, „sind ohne Zweifel dafür besorgt, daß sie nicht Hungers stirbt; leicht gewonnenes Geld wird eben so leicht wieder ausgegeben."

„Ihre Liebhaber! — Ach, das ist gerade das Räthsel. Jone hat nur einen Fehler ... sie ist keusch; ganz Pompeji liegt zu ihren Füßen und sie hat keinen Geliebten. Sie will nicht einmal heirathen."

„Keinen Geliebten!" wiederholte Glaukus.

„Nein; sie hat die Seele der Vesta, mit dem Gürtel der Venus."

„Welche gewählte Ausdrücke," sagte der Schatten.

„Ein Wunder!" rief Glaukus. „Könnten wir sie nicht sehen?"

„Ich will Dich diesen Abend dort einführen," versetzte Klodius. „Indessen ..." fügte er hinzu, noch einmal die Würfel schüttelnd ...

„Ich stehe zu Deinen Diensten," sagte der gefällige Glaukus, „Pansa! wende Dein Gesicht ab."

Lepidus und Sallust spielten Gerade und Ungerade, und der Schatten sah dem Spiele zu, während Glaukus und Klodius sich allmählig in die Wechselfälle des Würfelspiels vertieften.

„Beim Jupiter!" rief Glaukus, „da werfe ich die Caniculae schon zum zweitenmale."

„Sei mir jetzt günstig, Venus!" sprach Klodius, indem er den Würfelbecher lange schüttelte... „o alma Venus — es ist Venus selbst," setzte er hinzu, indem er den höchsten Wurf that, den man nach jener Göttin benannte, die allerdings gewöhnlich denjenigen, der Geld gewinnt, begünstigt.

„Venus ist undankbar gegen mich," sagte Glaukus scherzend, „und doch habe ich stets auf ihrem Altare geopfert."

„Wer mit Klodius spielt," sagte Lepidus ganz leise, „wird, wie der Kurkulio des Plautus, im Spiele bald sein Pallium einsetzen müssen."

„Armer Glaukus! Er ist so blind als Fortuna selbst," erwiderte Sallust in demselben Tone.

„Ich spiele nicht weiter," sagte Glaukus, „ich habe dreißig Sestertien verloren."

„Ich bedaure..." sagte Klodius.

„Liebenswürdiger Mann!" murmelte der Schatten.

„Nicht doch," versetzte Glaukus; „das Vergnügen über Deinen Gewinn wiegt den Kummer über meinen Verlust auf."

Die Unterhaltung wurde nun allgemein und leb-

haft; der Wein machte freier die Runde und Jone wurde wiederholt Gegenstand der Lobsprüche.

„Statt hier länger als die Sterne zu wachen, wollen wir diejenige besuchen, vor deren Schönheit die Sterne erbleichen," bemerkte Lepidus.

Klodius, der keine Aussicht hatte, das Spiel wieder in Gang zu bringen, unterstützte diesen Vorschlag, und obgleich Glaukus aus Höflichkeit in seine Gäste drang, noch nicht vom Tische aufzustehen, so konnte er sich doch nicht enthalten, sie merken zu lassen, daß seine Neugierde durch die Lobpreisungen Jone's rege geworden sei. Sie beschlossen daher Alle, mit Ausnahme Pansa's und des Schattens, sich zu der schönen Griechin zu begeben. Sie brachten darum die Gesundheit des Glaukus und des Titus aus, vollzogen ihre letzten Libationen, legten ihre Sandalen wieder an, stiegen die Treppe hinab und schritten, ohne gebissen zu werden, über den wilden, auf der Schwelle abgebildeten Hund, und traten nun beim Scheine des eben aufgehenden Mondes in die noch mit Menschen angefüllten, lebhaften Straßen von Pompeji.

Sie durchwanderten das Quartier der Goldschmiede, dessen glänzende Lichter die in den Gewölben ausgelegten Edelsteine auffingen und zurückwarfen, und gelangten endlich vor Jone's Thor. Das Vestibulum war von langen Lampenreihen erleuchtet; gestickte, purpurne Vorhänge hingen an beiden Eingängen des Tablinums herab, in welchem Wände und Mosaikboden von den reichsten Farben der Kunst strahlten; unter dem Porticus, der das balsamisch duftende Viridarium umgab, fanden sie

Jone bereits von einer Menge von Verehrern und applaudirenden Gästen umringt.

„Habt Ihr nicht gesagt, sie sei eine Athenerin?“ fragte Glaukus ganz leise, ehe er in das Peristyl trat.

„Nein, sie ist von Neapolis.“

„Von Neapolis!“ wiederholte Glaukus, und in diesem Augenblick trennte sich die Gruppe, die Jonen umgab, und er sah plötzlich jene nymphenartige Schönheit wieder, die seit Monaten auf die Wogen seiner Erinnerungen hingeleuchtet hatte.

Viertes Kapitel.

Der Isistempel — Dessen Priester — Der Charakter des Arbaces entwickelt sich.

Unsere Erzählung führt wieder auf den Egypter zurück. Wir verließen Arbaces am Nachmittage am Meeresufer, nachdem er von Glaukus und seinen Freunden hinweggegangen war. Als er sich dem besuchtesten Theile des Meerbusens näherte, blieb er stehen und betrachtete diese belebte Scene mit gekreuzten Armen und einem bittern Lächeln auf seinem düstern Angesichte.

„Thoren, Kurzsichtige und Narren, die ihr seid!“ murmelte er bei sich selbst; „möget ihr den Geschäften oder dem Vergnügen, dem Handel oder der Religion euch widmen, ihr seid immer die Spielbälle der Leidenschaften, die ihr beherrschen solltet! Wie müßtet ihr mich anekeln, wenn ich euch nicht haßte; ja, ich hasse euch! Griechen oder Römer! — von uns, von der

dunklen Weisheit Egyptens, habt ihr das Feuer gestohlen, das euch Seelen gibt — eure Wissenschaft — eure Poesie — eure Gesetze — eure Künste — eure barbarische Meisterschaft im Kriege; Alles (wie klein und verstümmelt im Vergleich zu dem gewaltigen Original) — habt ihr uns gestohlen, wie ein Sklave die Überbleibsel eines Gastmahls. Und jetzt seid ihr, ihr Nachäffer von Nachäffern, ihr Römer, die aufgeschossene Heerde von Räubern! — ihr seid unsere Herrn! die Pyramiden blicken nicht mehr auf das Geschlecht des Ramases herab, der Adler schwebt über die Schlange des Nils hin. Unsere Herren? Nein, nicht die meinigen. Meine Seele ist euch durch die Macht der Weisheit überlegen, beherrscht euch und legt euch unsichtbare Fesseln an. So lange die List über die Stärke siegen und die Religion eine Höhle besitzen wird, aus deren Innerem die Orakel das Menschengeschlecht täuschen können, beherrscht der Weise die Erde. Selbst aus euern Lastern bereitet sich Arbaces Genüsse, die kein gemeines Auge entweiht — unermeßliche, reiche, unerschöpfliche Genüsse, die euer entnervtes Gemüth in seiner geistlosen Sinnlichkeit weder begreifen noch ahnen kann. Fahret in eurem Streben nur fort, ihr Sklaven des Ehrgeizes und der Habsucht; euer kleinlicher Durst nach Fasces, Quästuren und allen Mumereien der knechtischen Gewalt erregt nur mein Lachen und meinen Hohn. Meine Macht reicht so weit, als die Menschen glauben; ich herrsche selbst über Seelen, die der Purpur umhüllt. Theben mag fallen und Egypten nur noch ein Name sein; die Welt selbst liefert dem Arbaces seine Unterthanen."

Unter solchem Gespräche schritt der Egypter langsam weiter; er kehrte in die Stadt zurück und seine über die auf dem Forum versammelte Menge emporragende Gestalt wandte sich nach dem kleinen, aber anmuthigen, der Isis geheiligten Tempel. *

* Sylla soll den Gottesdienst der egyptischen Isis nach Italien verpflanzt haben. In den kampanischen Städten jedoch war vermuthlich der Handel mit Alexandrien wirksamer, die Verehrung der Liebesgöttin in Egypten einzuführen, als die Frömmigkeit Sylla's, die vielleicht kein populäres Beispiel gewesen wäre. Bald wurde dieser Gottesdienst Mode, und zwar besonders bei den römischen Damen. Seine Priester legten das Gelübde der Keuschheit ab, waren aber, wie alle solche Brüderschaften, wegen ihrer Zügellosigkeit berüchtigt. Juvenal nennt die Priesterinnen bei einem Namen (Isiacae lenae), der bezeugt, wie bequem sie für Liebende waren, und manche Liebesintrigue wurde unter dem Mantel der Nacht in dem Bezirke der heiligen Tempel ausgeführt. Gelobte eine Dame z. B. so und so viele Nächte am Altare der Isis zu wachen, so war dies ein Opfer der Enthaltsamkeit gegenüber von ihrem Gemahl, das in der Regel ihrem Liebhaber zu Statten kam. Während so die eine Leidenschaft der menschlichen Natur in Anspruch genommen wurde, zog man auch eine andere, kaum minder starke, in den Dienst der Gottheit — nämlich Leichtgläubigkeit. Die Priester der Isis behaupteten, die Magie zu verstehen und die Zukunft zu kennen. Frauen aus allen Ständen — und sogar manche aus dem stärkeren Geschlecht — befragten die egyptischen Zauberkünste und verehrten sie als Orakel. Voltaire sucht sehr sinnreich zu beweisen, daß die Zigeuner ein Ueberbleibsel der alten Priester und Priesterinnen der Isis, vermischt mit denen der syrischen Göttin, seien. Zur Zeit des Apulejus hatten diese heiligen Betrüger ihre Würde und Geltung verloren — verachtet und arm irrten sie von Ort zu Ort, ihre Prophezeihungen verkaufend und Krankheiten heilend. Voltaire macht uns mit Scharfsinn darauf aufmerksam, daß Apulejus ihre besondere Gewandtheit im Ausplündern von Nebengebäuden und Hofräumen nicht vergessen habe — später

Dieses Gebäude war damals erst seit kurzer Zeit errichtet; der alte Tempel wurde durch das sechszehn Jahre vorher stattgefundene Erdbeben zerstört, und der neue Bau kam bei den unbeständigen Pompejanern so bald in die Mode, wie bei uns eine neue Kirche oder ein neuer Prediger. Die Orakel der Göttin zu Pompeji waren durch die geheimnißvolle Sprache, in der sie ertheilt wurden, ebenso ausgezeichnet, als durch das Zutrauen, das ihre Befehle und Vorhersagungen genossen. Waren sie auch nicht von einer Gottheit diktirt, so zeugten sie wenigstens von tiefer Menschenkenntniß; sie entsprachen mit der größten Genauigkeit den Verhältnissen jedes Individuums und boten in dieser Beziehung einen merkwürdigen Gegensatz zu den allgemeinen Aussprüchen der mit ihnen rivalisirenden Tempel.

Als Arbaces an das Gitter gelangte, das die Profanen von dem geheiligten Raume ausschloß, war eine

sagten sie aus der Hand wahr und führten eigenthümliche Tänze — vielleicht Zigeunertänze? — auf. „Dies," sagt der in seinen Schlüssen voreilige Franzose, „war das Ende der alten Religion der Isis und des Osiris, deren bloße Namen uns heute noch mit Ehrfurcht erfüllen!" — Zu der Zeit übrigens, wo meine Geschichte spielt, war der Gottesdienst der Isis noch im Ansehen. Die reicheren Verehrer derselben ließen sich sogar von dem geheimnißvollen Wasser des Nils holen, um die Altäre der Göttin damit zu besprengen. Ich habe den Ibis in den Tempel der Isis eingeführt, obgleich man glaubt, daß dieser Vogel, wenn man ihn aus Egypten fortnehme, verschmachte und sterbe. Aus verschiedenen Gründen jedoch, deren Aufzählung hier zu weitläufig wäre, glaube ich, daß der Ibis in den italienischen Tempeln der Isis keineswegs selten war, obgleich er gewöhnlich nicht lange lebte und unter einem fremden Klima sich durchaus nicht fortpflanzte.

Menge Menschen aus allen Ständen, hauptsächlich aber Kaufleute, ehrfurchtsvoll vor den zahlreichen Altären, die sich im offenen Hofe befanden, in athemloser Stille versammelt. Nischen, die in den Mauern der Cella angebracht waren, zu der sieben Stufen von parischem Marmor hinanführten, enthielten mehre Statuen, und sogar die Wände waren mit dem der Isis geheiligten Granatapfel geschmückt. Im Innern des Gebäudes befand sich ein längliches Piedestal mit zwei Statuen, deren eine die Isis selbst, die andere aber den schweigsamen und geheimnißvollen Orus vorstellte. Noch mehre andere Gottheiten schienen hier zur Bildung des Hofstaats der egyptischen Göttin vereinigt zu sein, — der ihr verwandte und vielnamige Bacchus, die cyprische Venus (eine griechische Nachahmung der Isis), wie sie aus dem Bade steigt, Anubis mit dem Hundskopfe, der Ochse Apis und eine Menge egyptischer Götzenbilder von wundersamer Gestalt und unbekannten Namen.

Wir dürfen jedoch keineswegs vermuthen, daß die Isis in den Städten Großgriechenlands unter den Formen und Ceremonien verehrt worden sei, auf die sie gerechten Anspruch machen durfte; die gemischten und neueren Nationen des Südens vermengten theils aus Stolz, theils aus Unwissenheit die Culte aller Zeiten und Länder. Auch die tiefen Geheimnisse des Nils waren durch hunderterlei ausgeartete, leichtsinnige Neuerungen, die den Glaubensbekenntnissen am Cephissus und der Tiber entnommen waren, entstellt. Der Isistempel zu Pompeji wurde von römischen und griechischen Priestern bedient, die der Sprache und der

Gebräuche der alten Verehrer dieser Göttin gleichmäßig unkundig waren, und der Nachkömmling jener mächtigen egyptischen Könige lachte unter dem Scheine der tiefsten Ehrfurcht heimlich über die kleinlichen Mummereien, durch die man den feierlichen und deutungsreichen Gottesdienst seines heißen Himmelsstriches nachzuahmen suchte.

In weißen Gewändern hatte sich die Opferschaar zu beiden Seiten der Außentreppe in Reihen aufgestellt, während oben zwei Unterpriester standen, deren einer einen Palmzweig, der andere einen kleinen Ährenbüschel hielt. Der enge Durchgang des Vordergrundes war von Zuschauern umlagert.

„Und welcher Beweggrund," fragte Arbaces leise einen Kaufmann, der beim Handel mit Alexandrien — ein Verkehr, der vor Allem zur Einführung des Cultus der egyptischen Göttin in Pompeji beigetragen haben mochte — betheiligt war, „welcher Beweggrund versammelt Euch in diesem Augenblicke vor den Altären der ehrwürdigen Isis? Nach den weißen Gewändern der Gruppe vor mir scheint es, daß ein Opfer gebracht werden soll, und nach der Versammlung von Priestern, daß Ihr auf ein Orakel harret. Auf welche Frage soll es antworten?"

„Wir sind Kaufleute," antwortete der Gefragte (der kein Anderer war als Diomed) in demselben Tone; „wir suchen das Schicksal zu erfahren, das unsern Schiffen vorbehalten ist, die morgen nach Alexandrien segeln sollen. Wir wollen der Göttin ein Opfer bringen und sie um eine Antwort anflehen. Du kannst an

meiner Kleidung sehen, daß ich nicht zur Zahl derer gehöre, die das Opfer veranstalten, aber es liegt mir doch Etwas an der guten Fahrt der Flotte .... ja, beim Jupiter! ich habe einen kleinen Handel; wie könnte ich sonst in diesen schwierigen Zeiten leben?"

Der Egypter erwiderte mit Würde, obgleich die Isis eigentlich die Göttin des Ackerbaues sei, so sei sie doch nicht weniger die Beschützerin des Handels. Dann wandte er sein Haupt gegen Morgen und schien in tiefe Andacht versunken.

In diesem Augenblicke erschien auf der Mitte der Treppe ein von Kopf zu Fuß weiß gekleideter Priester. Zwei andere Priester, die bis auf die Mitte ihrer Brust entblößt, am übrigen Körper aber mit weißen, wallenden Gewändern bedeckt waren, lösten diejenigen ab, die bis jetzt an den beiden Ecken gestanden hatten. Zu gleicher Zeit stimmte ein unten an der Treppe sitzender Priester auf einem langen Blasinstrumente eine feierliche Weise an; auf der halben Höhe der Treppe befand sich ein zweiter Flamen, mit einem Votivkranze in der einen, und einem weißen Stabe in der andern Hand, während endlich, um den malerischen Eindruck dieser morgenländischen Feierlichkeit zu vervollständigen, der stattliche Ibis (ein dem egyptischen Cultus geheiligter Vogel), von der Höhe der Mauer still den gottesdienstlichen Gebräuchen zuschaute, oder am Fuße der Stufen um den Altar umherschritt.

An diesem Altare stund jetzt der Opferpriester. *

* Man zeigt im Museum zu Neapel ein Gemälde, das ein egyptisches Opfer vorstellt.

Das Gesicht des Arbaces schien, während die Opferschauer die Eingeweide untersuchten, seine ganze strenge Ruhe zu verlieren und in frommer Besorgniß zu schweben — dann aber freudig sich aufzuhellen, als die Zeichen für günstig erklärt wurden und die glühenden Flammen die heiligen Theile des Opferthieres unter dem Wohlgeruche der Myrrhen und des Weihrauchs zu verzehren begannen. Plötzlich folgte dem Geflüster der Menge ein tiefes Stillschweigen, die Priester versammelten sich um die Cella herum, und ein anderer Priester, ganz nackt bis auf einen Gürtel um die Lenden, trat schnell vor, tanzte unter wunderlichen Geberden und flehte die Göttin um eine Antwort an. Endlich hörte er, vor Mattigkeit erschöpft, auf und in dem Körper der Statue ließ sich ein leises Gemurmel vernehmen; dreimal nickte sie mit dem Kopfe, ihre Lippen öffneten sich und hierauf sprach eine Grabesstimme folgende geheimnißvolle Worte aus:

„Ich sehe die Wogen im Kampfe sich wälzen,
Ich sehe ein Grab im umfluteten Felsen;
Die Stirne der Zukunft, sie brütet Gefahren,
Doch euch wird die Schiffe das Schicksal bewahren."

Die Stimme schwieg, die Menge athmete leichter und die Kaufleute sahen einander an.

„Nichts kann deutlicher sein," sprach Diomed leise; „auf dem Meere wird es einen Sturm geben, wie es beim Eintritte des Herbstes sehr häufig geschieht; aber unsere Schiffe werden gerettet werden. O wohlthätige Isis!"

„Gelobt sei die Göttin in Ewigkeit!" riefen die

Kaufleute; „was kann unzweideutiger sein, als ihre Vorhersagung?“

Der Oberpriester hob eine seiner Hände in die Höhe, zum Zeichen des Stillschweigens (denn die gottesdienstlichen Gebräuche der Isis heischten einen, den lebhaften Pompejanern beinahe unmöglichen Stillstand der Sprachwerkzeuge) und vollzog die Libation auf dem Altare; nach einem kurzen Schlußgebete war die Ceremonie zu Ende und die Versammlung wurde entlassen. Nachdem die Menge sich zerstreut hatte, blieb der Egypter gleichwohl bei dem Gitter zurück, und als der Weg frei genug war, näherte sich ihm einer der Priester und grüßte ihn mit allem Anschein großer Vertraulichkeit.

Das Gesicht dieses Priesters war auffallend widrig. Sein glattrasirter Schädel war vorn so platt und schmal, daß er fast dem eines afrikanischen Wilden gleichkam, ausgenommen gegen die Schläfe zu, wo er in jenem Organ, das die Jünger einer dem Namen nach neuen, praktisch jedoch den Alten, wie wir an ihren Bildhauerarbeiten sehen, vollkommen bekannten Wissenschaft, das Organ des Erwerbssinnes nennen, zwei ungeheuer große, beinahe übernatürliche Erhöhungen zeigte, welche diesen mißgestalteten Kopf noch häßlicher machten. Um die Augenbraunen herum bildete die Haut ein Gewebe von tiefen und verwirrten Runzeln; die schwarzen und kleinen Augen rollten in gelbschmutzigen Höhlen; die kurze aber dicke Nase war an den Nüstern ausgespannt, wie bei einem Satyr, während die aufgeworfenen, blassen Lippen, die hohen Backenknochen, die bleichen und buntscheckigen Farben, die auf der pergamentartigen Haut

sichtbar waren, eine Physiognomie vollendeten, die Niemand ohne Widerwillen und nur Wenige ohne Schrecken und Mißtrauen betrachten konnten. Welches auch die Wünsche des Geistes sein mochten — jedenfalls war ein solcher Körper fähig, sie alle zu vollführen. Die eisernen Kehlmuskeln, die breite Brust, die nervigten Hände und dürren Arme, die bis über die Ellenbogen entblößt waren, deuteten auf einen Körperbau hin, der in Stand setzte, sowohl mit großer Energie zu handeln, als auch mit Ausdauer zu leiden.

„Kalenus," sagte der Egypter zu diesem liebenswürdigen Flamen. „Du hast durch Befolgung meines Rathes die Stimme der Statue sehr verbessert, und Deine Verse sind vortrefflich. — Du magst immerhin günstigen Erfolg prophezeihen, wofern die Erfüllung einer solchen Vorhersagung nicht eine absolute Unmöglichkeit ist."

„Überdies," setzte Kalenus hinzu, „wenn der Sturm eintritt und den Untergang der verwünschten Schiffe zur Folge hat, werden wir es nicht vorhergesagt haben, und sind die Schiffe nicht bewahrt, wenn sie in Ruhe liegen? Sagt uns nicht Horaz, daß der Schiffer auf dem ägäischen Meere die Götter um Ruhe anflehe; an welcher Stelle im Meere aber kann er sie nun besser finden, als auf seinem Grunde?"

„Ganz richtig, Kalenus, auch wünschte ich, daß sich Apäcides Deine Weisheit zum Muster nehme; doch ich möchte mit Dir noch über ihn und einige andere Gegenstände sprechen. Kannst Du mich in eines Eurer weniger heiligen Gemächer führen?"

„Ja wohl," versetzte der Priester, indem er ihm in eines der kleinen Zimmer voranging, die das offene Thor umgaben. Hier setzten sie sich an einen kleinen Tisch, auf den man Platten mit Obst, Eiern und verschiedenen kalten Speisen, so wie Gefäße voll herrlichen Weines gestellt hatte. Während nun die Beiden hievon genossen, entzog sie zwar ein Vorhang, der an dem zum Hofe führenden Eingang herabhing, dem Auge der Neugierigen, erinnerte sie übrigens durch seine Dünne, daß sie nur durch leises Sprechen ihre Geheimnisse unbescheidenen Ohren entziehen könnten, oder gar nicht von solchen reden dürften. Sie entschieden sich für das Erstere.

„Du weißt," sagte Arbaces, mit so weicher und verhaltener Stimme, daß sie kaum die Luft umher bewegte, „daß ich es mir immer zum Grundsatze gemacht habe, mich an die Jugend zu halten. Aus ihren biegsamen und ungebildeten Gemüthern schnitzle ich mir meine passendsten Werkzeuge. Ich bereite, knete und forme sie nach meinem Willen. Die Männer mache ich bloß zu Anhängern oder Dienern, die Weiber —"

„Zu Geliebten," sagte Kalenus, dessen häßliche Züge ein bleifarbiges Lächeln in diesem Augenblicke nur noch mehr entstellte.

„Ja, ich verhehle es nicht, das Weib ist das erste Ziel — das große Verlangen meiner Seele; wie Du die Opferthiere für die Schlachtbank mästest, so liebe ich es, die Wesen, die meinen Lüsten dienen sollen, heranzubilden. Ich liebe es, ihren Geist heranzuziehen, zur Reife zu fördern und die zarte Blüte ihrer verborgenen Leidenschaften zu entwickeln, um die Frucht für meinen Geschmack

vorzubereiten. Ich verachte ausgelernte und überreife Lustdirnen. Der wahre Reiz der Liebe besteht für mich nur in dem sanften und unbewußten Fortschritte von der Unschuld zum Verlangen; — so trotze ich der Übersättigung, und indem ich die Frische der Gefühle Anderer betrachte, bewahre ich die Frische der meinigen. Aus dem jungen Herzen meiner Schlachtopfer nehme ich die Ingredienzien für den Kessel, worin ich mich selbst verjünge. Aber genug hievon; laß uns zu dem Gegenstande übergehen, der vor uns liegt. Du weißt, daß ich vor einiger Zeit Jone und Apäcides, Schwester und Bruder, die Kinder eines in Neapel ansäßigen Atheners, daselbst traf. Durch den Tod ihrer Eltern, die mich kannten und achteten, wurde ich ihr Vormund, und ich vernachläßigte mein Amt nicht. Der gelehrige und sanfte Jüngling war für die Eindrücke empfänglich, die ich ihm einzuprägen suchte. Nach den Frauen geht mir die Erinnerung an das Land meiner Väter über Alles; es macht mir Vergnügen, seinen dunkeln und geheimnißvollen Glauben zu erhalten, ihn an ferne Ufer, die ihre Kolonien vielleicht einst bewohnen, zu verpflanzen. Mit dem Vergnügen, den Göttern zu dienen, paart sich vielleicht dasjenige, die Menschen zu täuschen. Ich unterrichtete also den Apäcides in der heiligen Religion der Isis; ich enthüllte ihm einige jener erhabenen, in ihrem Cultus enthaltenen Allegorien, ich weckte in seinem, für religiöse Glut besonders empfänglichen Gemüthe jenen Enthusiasmus, der aus der Einbildungskraft Glauben erzeugt. Ich habe ihn zu Euch gebracht; er ist einer der Eurigen."

„Er ist es," sagte Kalenus; „aber indem Du seinen Glauben so steigertest, hast Du ihn seiner Weisheit beraubt; ein Schrecken befällt ihn bei dem Gedanken, nicht länger getäuscht zu sein. Unsere frommen Täuschungen, unsere redenden Statuen und unsere geheimen Treppen erschrecken und empören ihn; zugleich seufzt er, zehrt ab, spricht unaufhörlich mit sich selbst und weigert sich, an unsern Ceremonien Theil zu nehmen. Es ist bekannt, daß er Leute besucht, die der Anhänglichkeit an diese neue und atheistische Lehre verdächtig sind, welche alle unsere Götter läugnet und unsere Orakel für die Eingebungen jenes bösen Geistes erklärt, von dem die Sagen des Morgenlandes erzählen. Unsere Orakel, ach! wir wissen wohl, wessen Eingebungen die sind."

„Gerade das befürchtete ich — nach einigen Vorwürfen, die er mir bei unserem letzten Beisammensein machte," sagte Arbaces nachdenkend. „Er weicht mir seit neuerer Zeit aus, aber ich muß ihn aufsuchen, ich muß meinen Unterricht fortsetzen und ihn in das Heiligthum der Weisheit einführen. Ich muß ihn lehren, daß es zwei Stufen der Heiligkeit gibt, die erste Glauben — die zweite Täuschung — jene für den Pöbel, diese für den Weisen."

„Ich kam nie über die erste Stufe," sagte Kalenus, „und mir däucht, auch Du nicht, mein Arbaces."

„Du bist im Irrthum," versetzte der Egypter mit Würde; „ich glaube jetzt noch, zwar nicht das, was ich lehre, sondern das, was ich nicht lehre. In der Natur liegt etwas Heiliges, dem ich weder widerstehen

kann, noch will. Ich glaube an mein eigenes Wissen, und dies hat mir geoffenbart ... Doch genug davon! Jetzt zu irdischeren und lockenderen Gegenständen. Wenn ich also bei Apäcides meinem Zwecke nachkam, was waren dann meine Absichten hinsichtlich der Jone? Du weißt schon, daß ich sie zu meiner Königin, meiner Braut, zur Isis meines Herzens bestimmte. Nie, bevor ich sie sah, wußte ich, wie großer Liebe meine Natur fähig ist."

„Von tausend Lippen höre ich, sie sei eine zweite Helena," sagte Kalenus, indem er mit den Lippen schmatzte; ob aber dieses Schmatzen sich auf den genossenen Wein oder auf den ausgesprochenen Gedanken bezog, ist schwer zu entscheiden.

„Ja, sie ist von einer Schönheit, die Griechenland selbst nie übertraf," fuhr Arbaces fort; „aber dies ist noch nicht Alles; ihre Seele ist würdig, sich mit der meinigen zu vermählen. Ihr Geist übertrifft den eines Weibes — ist scharf, blendend, kühn. Die Poesie schwebt unwillkürlich über ihre Lippen; sprich eine auch noch so verwickelte und tiefe Wahrheit aus, so erfaßt und beherrscht sie ihr Verstand. Ihre Einbildungskraft und Vernunft sind nie im Widerspruche mit einander; sie harmoniren und leiten sie wie die Winde und Wogen ein hohes Schiff leiten. Hiemit vereinigt sie eine kühne Unabhängigkeit der Gedanken; sie bedarf keiner Stütze in der Welt und kann eben so muthvoll sein als sanft. Dies ist die Natur, die ich mein ganzes Leben hindurch beim Weibe suchte und jetzt erst fand. Jone muß die Meinige werden, ich empfinde eine doppelte Leidenschaft

für sie; ich wünsche in ihr eine Schönheit des Geistes wie des Körpers zu besitzen."

„Sie ist also noch nicht die Deinige?" fragte der Priester.

„Nein, sie liebt mich, aber nur als Freund, und nur mit ihrem Geiste. Sie glaubt bei mir jene untergeordneten Tugenden zu finden, die ich aus höherer Tugend verachte. Aber laß mich in meiner Erzählung fortfahren. Bruder und Schwester waren jung und reich; Jene ist stolz und ehrgeizig; stolz auf ihren Geist, auf den Zauber ihrer Poesie und die Reize ihrer Unterhaltung. Als ihr Bruder mich verließ, um in Euren Tempel einzutreten, kam auch sie nach Pompeji, um ihm näher zu sein. Sie hattte ihre Talente bekannt werden lassen; Alles strömt zu den Festen, die sie gibt; ihre Stimme bezaubert die Gäste und ihre Poesie überwältigt sie. Sie findet eine Freude darin, für die Nachfolgerin der Korinna zu gelten."

„Oder der Sappho?"

„Aber einer Sappho ohne Liebe! Ich habe sie ermuthigt in dieser kühnen Laufbahn — in diesem Schwelgen in Eitelkeit und Vergnügen; ich sah es gerne, wenn sie sich der Zerstreuung und dem Luxus dieser verdorbenen Stadt überließ. Denn wisse, Kalenus, ich wünschte ihren Geist zu entnerven; er war zu rein geblieben, um den Hauch anzunehmen, der den krystallenen Spiegel nicht bloß trüben, sondern durch's Feuer hinein geäzt werden sollte. Ich wünschte sie von hohlen und lüsternen Liebhabern, die ihre Natur verachten mußte, umschwärmt zu sehen, um ihr das Bedürfniß der Liebe

fühlbar zu machen. In jenen ruhigen Augenblicken der Leere, die auf die Aufregung folgen, kann ich meine Zaubernetze weben, ihre Theilnahme erregen, ihre Leidenschaft auf mich ziehen und mich ihres Herzens bemächtigen; denn nicht der Junge, der Schöne, der Muntere allein ist es, der Jone zu fesseln vermöchte; man muß sich ihrer Einbildungskraft bemeistern, und das ganze Leben des Arbaces war ja nur ein Triumph über die Einbildungskraft seiner Mitmenschen."

„Fürchtest Du denn Deine Nebenbuhler gar nicht? Die Liebhaber in Italien sind in der Kunst, zu gefallen, sehr erfahren."

„Durchaus nicht! Ihre griechische Seele verachtet die barbarischen Römer und würde sich selbst verachten, wenn sie nur einen Gedanken von Liebe zu Einem aus diesem Geschlechte zuließe."

„Aber Du bist ein Egypter und kein Grieche!"

„Egypten," erwiderte Arbaces, „ist Athens Mutter; Minerva, Athens Schützerin, ist auch unsere Göttin, und sein Gründer, Cekrops, war ein Flüchtling aus dem egyptischen Sais. Dies habe ich Jonen bereits mitgetheilt, und sie verehrt in meinem Blute die älteste Dynastie der Erde. Indessen gestehe ich doch, daß seit einiger Zeit ein beunruhigender Verdacht in meiner Seele aufgetaucht ist. Sie ist verschlossener als gewöhnlich, liebt traurige und schmachtende Musik, und seufzt ohne irgend einen äußeren Grund. Dies kann entweder der Beweis von einer entstehenden Liebe oder von dem Bedürfnisse nach Liebe sein. In beiden Fällen ist es für mich Zeit, meine Operationen auf ihre Einbil-

dungskraft und auf ihr Herz zu beginnen; im ersten Falle, um die Quelle der Liebe auf mich zu lenken, in dem zweiten, um sie zu erwecken, und deßhalb habe ich Dich aufgesucht."

„Und in wie fern kann ich Dir beistehen?"

„Ich bin im Begriff, sie zu einem Feste in meinem Hause einzuladen. Ich wünsche ihre Sinne zu blenden, aufzuregen und zu entflammen. Unsere Künste — die Künste, durch die Egypten seine Novizen bildete, müssen angewendet werden, und unter dem Schleier der Mysterien der Religion will ich ihr die Geheimnisse der Liebe enthüllen."

„Ach! jetzt verstehe ich. Eines jener üppigen Bankette, an denen wir Isispriester, trotz unserer abgeschmackten Gelübde strengster Enthaltsamkeit, in Deiner Wohnung schon Antheil nahmen."

„Nein, nein! Denkst Du, ihre keuschen Blicke seien für solche Scenen reif? Nein... doch, wir müssen mit der Verführung des Bruders beginnen... Eine leichtere Aufgabe! Vernehme denn meine Anweisungen."

Fünftes Kapitel.

Noch etwas von dem Blumenmädchen — Fortschritte der Liebe.

Die Strahlen der Sonne fielen glänzend in jenes schöne Zimmer im Hause des Glaukus, das, wie ich bereits bemerkte, jetzt das „Zimmer der Leda" genannt wird. Die Morgensonne drang durch eine

Reihe kleiner, im obern Theile des Zimmers angebrachter Fenster und durch die Thüre, die in den Garten führte, der für die Bewohner der Städte des Südens dasselbe war, was bei uns ein Gewächs- oder Treibhaus ist. Die geringe Ausdehnung dieses Gartens machte ihn zum Spazierengehen nicht geeignet, aber die mannigfaltigen, wohlriechenden Pflanzen, von denen er voll war, verliehen dem bei den Bewohnern eines warmen Klima's so beliebten Nichtsthun eine wollüstige Empfindung. Und gerade jetzt verbreiteten sich die durch ein leichtes Lüftchen vom nahen Meere hergefächelten Düfte über das Zimmer, dessen Wände mit den reichsten Farben der glühendsten Blumen wetteiferten. Neben den Hauptstücken, dem Gemälde von Leda und Tyndareus, waren mitten in jedem Wandfelde andere Malereien von großer Schönheit angebracht. Auf dem einen sah man Kupido, wie er auf den Knieen der Venus schaukelt; auf einem zweiten Ariadne, am Ufer schlafend, noch unbekannt mit der Treulosigkeit des Theseus. Wenn aber schon die Sonnenstrahlen lustig auf dem mit Mosaik ausgelegten Fußboden und an den glänzenden Wänden spielten, so drangen doch die Freudenstrahlen noch heiterer zum Herzen des jungen Glaukus.

„Ich habe sie also gesehen!“ sagte er, indem er in diesem kleinen Zimmer auf und ab ging; „ich habe sie gehört, ich habe wieder mit ihr gesprochen, der Musik ihres Gesanges zugelauscht und sie sang von Ruhm und von Griechenland! Ich habe das lang gesuchte Ideal aller meiner Träume entdeckt, und wie

der cyprische Bildhauer, habe ich dem Geschöpfe meiner Einbildungskraft Leben eingehaucht."

Das verliebte Selbstgespräch des Glaukus hätte vielleicht noch länger fortgewährt, hätte nicht in diesem Augenblicke ein Schatten die Schwelle des Zimmers verdunkelt, und ein junges, kaum der Kindheit entwachsenes Mädchen, seine Einsamkeit unterbrochen. Sie trug ganz einfach eine weiße Tunika, die vom Nacken bis auf die Knöchel hinabfiel, in ihrem Arme ein Blumenkörbchen und in der andern Hand ein bronzenes Wassergefäß. Ihre Gesichtszüge waren ausgebildeter, als eigentlich ihr Alter erwarten ließ, übrigens voll Sanftmuth und Zartheit, und ohne gerade an sich schön zu sein, wurden sie es doch durch die Schönheit ihres Ausdruckes. In ihrem Aussehen lag etwas, man möchte sagen Geduldiges, unaussprechlich Mildes; ein Zug von resignirter Trauer, von ruhigem Dulden hatte das Lächeln von ihren Lippen verbannt, nicht aber die Anmuth; eine gewisse Schüchternheit und Vorsicht in ihrem Gange, etwas Unstätes in den Augen ließen das Unglück errathen, unter dem sie seit ihrer Geburt seufzte: sie war blind. Indessen hatten ihre Augensterne keinen sichtbaren Fehler; ihr wehmüthiges und schwaches Licht war klar, wolkenlos und heiter.

„Man hat mir gesagt, Glaukus sei hier," sprach sie; „darf ich eintreten?"

„Ah! meine Nydia," antwortete der Grieche, „bist Du es? Ich wußte wohl, daß Du meine Einladung nicht vernachlässigen würdest."

„Glaukus erwies sich nur gegen sich selbst gerecht," antwortete Nydia erröthend, „denn er war gegen das arme, blinde Mädchen immer sehr gütig."

„Wer sollte es denn nicht sein?" sagte Glaukus zärtlich, im Tone eines mitfühlenden Bruders.

Nydia seufzte, schwieg eine Zeitlang still und versetzte alsdann, ohne auf seine Bemerkung zu antworten: „Du bist erst kürzlich zurückgekehrt?"

„Dies ist die sechste Sonne, die in Pompeji auf mich scheint."

„Und bist Du wohl? — Ach! Ich darf nicht fragen. Kann einer krank sein, der diese Erde sieht, die, wie man mir sagt, so schön ist?"

„Ich befinde mich wohl. — Und Du, Nydia? Aber wie groß Du bist! Im nächsten Jahre wirst Du auf die Antworten denken müssen, die Du Deinen Liebhabern zu geben hast."

Nydia erröthete wiederholt; diesmal runzelte sie aber auch zugleich die Stirne.

„Ich habe Dir einige Blumen gebracht," sagte sie, ohne auf seine Bemerkung zu antworten, die sie beleidigt zu haben schien; sie tastete im Zimmer umher, bis sie den Tisch fand, an dem Glaukus stund; stellte ihr Körbchen darauf und sagte: „Die Blumen sind nicht kostbar, aber frisch gepflückt."

„Flora selbst könnte mir keine lieblicheren darreichen," sagte Glaukus wohlwollend, „und ich wiederhole mein den Grazien dargebrachtes Gelübde, keinen andern Kranz zu tragen, so lange Deine Hände mir solche, wie diese, winden können."

„Und wie findest Du die Blumen in Deinem Viridarium? Kommen sie gut fort?“

„Wundervoll! Herrlich! die Laren selbst müssen sie gepflegt haben.“

„Oh! das freut mich sehr! denn ich bin während Deiner Abwesenheit, so oft ich konnte, hingegangen, um sie zu begießen und zu pflegen.“

„Wie kann ich Dir danken, schöne Nydia?“ sagte der Grieche. „Glaukus ließ sich nicht träumen, daß er in Pompeji Jemand zurückgelassen habe, der an seinen Lieblingen so großen Antheil nehme.“

Die Hand des Kindes zitterte und ihr Busen wogte unter der Tunika. Sie wandte sich verlegen um.

„Die Sonne ist heute zu heiß für diese armen Blumen,“ sagte sie, „sie werden meine Abwesenheit fühlen, ich war neulich krank, und habe sie schon seit neun Tagen nicht mehr besucht.“

„Krank, Nydia! Aber Deine Wangen sind rosiger, als im vorigen Jahre.“

„Ich bin oft leidend,“ sagte das blinde Mädchen mit rührendem Tone, „und je größer ich werde, desto mehr schmerzt es mich, daß ich nicht sehe. Aber jetzt zu den Blumen.“

Bei diesen Worten verbeugte sie sich leicht mit dem Kopfe, ging ins Viridarium und fing an zu begießen.

„Arme Nydia,“ dachte Glaukus, indem er sie betrachtete, „Dein Geschick ist hart. Du siehst weder die Sonne noch die Erde, weder den Ocean noch die Sterne — und vor Allem kannst Du Jone nicht schauen.“

Dieser letztere Gedanke rief ihm die Erinnerung an den gestern verlebten Abend zurück, als er durch den Eintritt des Klodius in seinen Träumereien von Neuem unterbrochen wurde. Es war merkwürdig und ein Beweis, wie sehr ein einziger Abend hingereicht hatte, die Liebe des Atheners für Jone zu steigern und zu läutern, daß er, obschon er Klodius das Geheimniß seines ersten Zusammentreffens mit ihr, den Eindruck, den sie damals auf ihn gemacht, mitgetheilt hatte, doch jetzt einen unwiderstehlichen Widerwillen fühlte, sogar nur ihres Namens in seiner Gegenwart zu erwähnen. Er hatte Jone unter den ausschweifendsten und zügellosesten jungen Leuten Pompeji's strahlend, rein und makellos wiedergefunden, und gesehen, wie sie selbst die Kühnsten mehr durch ihren Reiz als durch Furcht zu achtungsvollem Benehmen zwang, gesehen, wie sie sogar die innerste Natur der Sinnlichsten und am wenigsten Idealen änderte, und so durch ihren geistigen und reinen Zauber die Fabel der Circe umkehrte und Thiere in Menschen verwandelte. Diejenigen, die ihren Geist nicht fassen konnten, wurden durch den Zauber ihrer Schönheit der Erde entrückt; die kein Herz hatten für die Poesie, hatten wenigstens Ohren für die Melodie ihrer Stimme. Als er sie so ihre ganze Umgebung durch ihre Gegenwart reinigen und erleuchten sah, fühlte Glaukus vielleicht zum erstenmale die Fähigkeit seiner eigenen Natur; er fühlte, wie sehr seine Gesellschaft und sein Treiben der Göttin seiner Träume unwürdig gewesen sei. Ein Vorhang schien von seinen Augen hinweggenommen zu werden, und er erkannte den un-

ermeßlichen Abstand zwischen sich und seinem Genossen, den die betrüglichen Nebel der Vergnügungen bis jetzt verborgen hatten. Durch das Gefühl seines Muthes, mit dem er nach Jonen strebte, wurde er selbst veredelt. Er fühlte, daß es hinfort seine Bestimmung sei, aufwärts zu schauen und sich zu erheben. Den Namen, der seiner glühenden Einbildungskraft als etwas Heiliges und Göttliches ertönte, vermochte er nicht mehr vor unwürdigen und gemeinen Ohren auszusprechen. Sie war nicht mehr jenes schöne, einst gesehene und in leidenschaftlichem Andenken bewahrte Mädchen; jetzt war sie die Gebieterin, die Göttin seines Herzens. Wer hat dieses Gefühl nie erfahren? Wenn du es nie empfunden, so hast du nie geliebt!

Als daher Klodius mit affektirtem Entzücken von Jone's Schönheit redete, empfand Glaukus nur Ärger und Widerwillen, daß ein solcher Mund ihr Lob auszusprechen wagte; er antwortete kalt, so daß der Römer glaubte, seine Leidenschaft sei eher geheilt als gesteigert. Klodius bedauerte dies kaum; denn er wünschte sehr, den Glaukus mit einer noch viel reicheren Erbin zu verheirathen, mit Julia, der Tochter des reichen Diomed, dessen Geld er hiedurch leicht in seine eigene Kasse leiten zu können glaubte. Das Gespräch der Freunde hatte heute den gewöhnlichen Fluß nicht, und sobald Klodius von Glaukus fortgegangen war, schlug dieser den Weg nach Jone's Wohnung ein. Auf der Schwelle seines Hauses begegnete ihm Nydia wieder, die soeben ihr anmuthiges Geschäft beendigt hatte. Sie erkannte seinen Schritt augenblicklich.

„Du gehst frühe aus," sagte sie.

„Ja; denn der kampanische Himmel ist dem Trägen böse, der ihn vernachlässigt."

„Ach, daß ich ihn nicht sehen kann!" murmelte die junge Blinde, aber mit so leiser Stimme, daß Glaukus ihre Klage nicht vernahm.

Die Thessalierin blieb eine Zeitlang auf der Schwelle stehen, hierauf suchte sie mit Hülfe eines langen Stabs, dessen sie sich mit großer Geschicklichkeit bediente, zu ihrer Wohnung zurückzugelangen. Sie wandte sich von den belebteren Straßen der Stadt ab und trat in ein von anständigen und sittsamen Leuten nur wenig besuchtes Stadtviertel. Ihre Blindheit ersparte ihr den Anbick der niederen und rohen Zeichen des Lasters. Überdies war es um diese Zeit in den Straßen ruhig und still, und so wurde auch ihr jugendliches Ohr nicht durch die Töne beleidigt, die allzu oft in jenen dunkeln Schlupfwinkeln wiederhallten, inmitten deren sie traurig und geduldig hinwandelte.

Sie klopfte an die Hinterthüre einer Art Schenke; man öffnete und eine rauhe Stimme befahl ihr, über die eingenommenen Sesterzien Rechenschaft abzulegen. Ehe sie zu einer Antwort Zeit hatte, sagte eine andere, etwas minder gemeine Stimme: „Kümmre Dich nicht um diesen kleinen Gewinn, mein Burbo; bei den Festen unseres reichen Freundes wird man der Stimme des Mädchens bald wieder bedürfen, und Du weißt, daß er solche Nachtigallenzungen ziemlich theuer bezahlt."

„Ach! ich will nicht hoffen — ich glaube nicht —" rief Nydia zitternd; „ich will vom Aufgang bis zum

Untergang der Sonne betteln, schickt mich nur nicht dorthin!"

„Und warum denn?" fragte dieselbe Stimme.

„Weil ich — weil ich jung und zart von Geburt bin, und weil die Frauenzimmer, die ich dort treffe, keine anständige Gesellschaft sind für Eine, die — die —"

„Sklavin im Hause Burbo's ist," fiel die Stimme ironisch und mit rauhem Gelächter ein.

Die Thessalierin stellte die Blume nieder, verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und weinte still.

Während dieser Zeit begab sich Glaukus nach der Wohnung der schönen Neapolitanerin. Er traf Jone unter ihren Dienerinnen sitzend, die um sie herum arbeiteten; ihre Harfe stund neben ihr, denn Jone war heute müßiger, vielleicht nachdenkender als gewöhnlich. Er fand sie beim Morgenlicht und in ihrem einfachen Kleide sogar schöner, als am vorigen Abende, beim Glanze vieler Lampen und im Schmucke der kostbarsten Juwelen, und diese Schönheit wurde seines Erachtens weder durch eine gewisse Bläße, die auf ihrer durchsichtigen Haut lag, noch durch die schnelle Röthe vermindert, die bei seiner Annäherung darüber hinflog. Obgleich er zu schmeicheln gewöhnt war, so erstarb doch die Schmeichelei auf seinen Lippen, als er Jone anredete; er fühlte, daß es ihrer unwürdig sei, die Huldigung, die jeder seiner Blicke darbrachte, durch Worte auszudrücken. Sie sprachen von Griechenland; dies war ein Gegenstand, über den Jone lieber sprechen hörte, als selbst sprach und der der Beredsamkeit des Griechen ein unerschöpfliches Feld bot. Er beschrieb ihr die Silber-

haine, welche die Ufer des Iliſſus noch ſchmückten, und die ihrer Herrlichkeit ſchon halb beraubten Tempel, die ſogar in ihrem Zerfall noch immer ſo ſchön waren. Von der Höhe jener fernen Erinnerung, in welcher alle die rauheren und dunkleren Schatten in Licht verſchwammen, blickte er nach der weinenden Stadt Harmodius des Freien und Perikles des Herrlichen zurück. Er hatte die Heimath der Poeſie in dem poetiſchen Alter früher Jugend beſucht, und an die Gedanken des Patriotismus knüpfte ſich bei ihm die Erinnerung an des Lebens Frühling und Fülle. Jone horchte ihm nachdenkend und ſtill zu; dieſe Töne und Beſchreibungen galten ihr mehr als alle die Schmeicheleien, mit denen ihre zahlreichen Anbeter ſie überhäuften. War es eine Sünde, ihren Landsmann zu lieben? Sie liebte Athen in ihm — die Götter ihres Volkes, das Land ihrer Träume redeten zu ihr durch ſeinen Mund. Von jetzt an ſahen ſie ſich alle Tage. In der Abendkühle fuhren ſie auf das ruhige Meer hinaus. Nachts trafen ſie ſich in den Säulengängen und Hallen Jone's. Ihre Liebe war ſchnell entſtanden, aber ſtark; ſie füllte alle Quellen ihres Lebens. Herz, Verſtand, Sinne und Einbildungskraft — Alles wurde zum Diener und Prieſter dieſer Liebe. Wie wenn man bei zwei mit gegenſeitiger Anziehungskraft begabten Gegenſtänden das Hinderniß wegnimmt — ſo trafen jetzt auch ſie auf einmal zuſammen, vereinten und wunderten ſich einzig, daß ſie ſo lange Zeit von einander getrennt hatten leben können. Ja, ihre Liebe war natürlich: Beide jung, ſchön und geliebt, von derſelben Abkunft und von demſelben Geiſte; — ihre Vereinigung

war in der That die höchste Poesie. Sie beredeten sich, der Himmel lächle auf ihre Neigung. Wie die Verfolgten am Altare Schutz suchen, so erblickten auch sie an dem Altare ihrer Liebe ein Asyl gegen die Leiden der Erde; sie bedeckten ihn mit Blumen, ohne die Schlangen zu ahnen, die darunter verborgen lagen.

Eines Abends, dem fünften nach ihrem ersten Zusammentreffen in Pompeji, kehrten Glaukus und Jone mit einer kleinen Gesellschaft auserlesener Freunde von einer Spazierfahrt um die Bucht zurück; ihre Barke glitt leicht über die vom Zwielicht beleuchteten Gewässer hin, dessen klarer Spiegel nur durch die nassen Ruder gekräuselt wurde. Während die übrige Gesellschaft sich einer munteren Unterhaltung hingab, lag Glaukus zu Jone's Füßen, ohne daß er ihr jedoch, wie er so gerne gewünscht, ins Angesicht zu schauen gewagt hätte. Jone unterbrach das Stillschweigen.

„Ach!“ sprach sie seufzend, „wie würde einst mein armer Bruder sich dieser Stunde erfreut haben!“

„Dein Bruder!“ sagte Glaukus, „ich habe ihn nicht gesehen. Ganz allein mit Dir beschäftigt, dachte ich an nichts Anderes, sonst hätte ich Dich schon gefragt, ob der Jüngling, in dessen Begleitung Du mich vor dem Minervatempel in Neapel verließest, nicht Dein Bruder gewesen sei?“

„Er war es!“

„Ist er hier?“

„Ja!“

„In Pompeji, und nicht beständig bei Dir? Unmöglich!“

„Er hat andere Obliegenheiten," antwortete Jone traurig; „er ist ein Priester der Isis."

„So jung und bei dieser Priesterschaft, die in ihren Gesetzen wenigstens so streng ist!" sagte der warme und froh gestimmte Grieche mit einem Tone der Verwunderung und des Mitleidens; „was konnte ihn zu einem solchen Entschlusse veranlassen?"

„Er war immer enthusiastisch und voll Feuer in religiösen Dingen; die Beredsamkeit eines Egypters — unseres Vormundes und Freundes — erregte in seinem Herzen den frommen Wunsch, sein Leben der geheimnißvollsten unserer Gottheiten zu weihen. Vielleicht fand er bei seinem glühenden Eifer gerade in der Strenge dieser sonderbaren Priesterschaft einen eigenthümlichen, mächtigen Reiz."

„Und bereut er seine Wahl nicht? — Er ist hoffentlich glücklich? —"

Jone seufzte tief und verhüllte ihr Gesicht mit dem Schleier.

„Ich wünschte," sagte sie nach einer Pause, „er hätte nicht so sehr geeilt; vielleicht daß er, wie Alle, deren Erwartungen zu hoch gesteigert sind, zu leicht unbefriedigt gelassen wird."

„Er ist also in seinem neuen Stande nicht glücklich!... Und war dieser Egypter selbst ein Priester? Hatte er bei der Vermehrung dieser heiligen Schaar irgend ein Interesse?"

„Nein, sein Hauptinteresse war unser Glück. Er glaubte das meines Bruders zu sichern. Wir sind Waisen."

„Wie ich," versetzte Glaukus mit bedeutungsvollem Tone.

Jone senkte die Augen und fuhr fort: „Arbaces suchte uns den Vater zu ersetzen. Du mußt ihn kennen lernen; er ist ein Freund des Talentes."

„Arbaces! Ja, ich kenne ihn bereits; wir sprechen wenigstens miteinander, wenn wir uns begegnen. Aber wenn Du ihn nicht so sehr liebtest, wünschte ich nicht, ihn näher kennen zu lernen. Mein Herz fühlt sich gerne zu meinen Nebenmenschen hingezogen; aber dieser geheimnißvolle Egypter mit seiner trüben Stimme und seinem frostigen Lächeln scheint mir die Sonne selbst zu verdüstern. Man sollte meinen, er habe, wie der Kretenser Epimenides, vierzig Jahre in einer Höhle zugebracht und sich seitdem nicht wieder mit dem Tageslichte befreunden können."

„Indessen ist er, wie Epimenides, gut, weise und wohlwollend," versetzte Jone.

„Wie glücklich ist er, daß Du ihn lobst! Er bedarf keiner andern Tugenden, um mir theuer zu sein."

„Seine Ruhe, seine Kälte," sagte Jone, indem sie ausweichend fortfuhr, „sind vielleicht nur die Folge früherer Leiden, wie der Berg da" (und hiebei deutete sie nach dem Vesuv), „den wir jetzt dunkel und ruhig in der Ferne schauen, einst Feuer nährte, die jetzt für immer verloschen sind."

Als Jone diese Worte sprach, blickten Beide nach dem Vesuv hin; der übrige Himmel war in zarte und rosige Farben gebadet, über jenem grauen Gipfel, aber der aus Wäldern und Weingärten, die da-

mals bis zur halben Höhe des Berges reichten, emporragte, hing eine schwarze, unglückverkündende Wolke, das einzige düstere Bild in der Landschaft. Eine plötzliche und unerklärliche Schwermuth bemächtigte sich der beiden jungen Wesen, und in jener Sympathie, welche die Liebe sie bereits gelehrt hatte, und die ihnen bei der leisesten Gemüthsbewegung, bei der geringsten Ahnung eines Unglücks sagte, daß sie sich gegenseitig die sicherste Zufluchtsstätte seien, wandten sich ihre Blicke in demselben Momente von dem Berge ab und begegneten sich voll unaussprechlicher Zärtlichkeit.

Was bedurfte es bei ihnen der Worte, um sich zu sagen, daß sie sich liebten?

Sechstes Kapitel.

Der Vogelfänger fängt den kaum entwischten Vogel zum zweitenmal und legt seine Schlingen für ein neues Opfer.

In meiner Geschichte drängen und folgen sich die Ereignisse so schnell wie in einem Drama. Ich beschreibe eine Zeit, wo Tage hinreichten, um das zu reifen, was sonst nur die Frucht von Jahren ist. Arbaces hatte seit einiger Zeit das Haus Jone's wenig besucht, und wenn er zufällig hinkam, den Glaukus nie getroffen; daher wußte er von der Liebe, die so plötzlich zwischen ihm und seinen Entwürfen aufgeschossen war, nichts. Sein Plan auf den Bruder Jone's hatte ihn genöthigt, seine Pläne auf Jone selbst eine Zeitlang aufzuschieben. Sein Stolz und Egoismus wurden durch den plötzlichen Wechsel, der in dem

Sinne des Jünglings eingetreten war, aufgeweckt und beunruhigt; er fürchtete, daß er selbst einen gelehrigen Schüler und Isis einen begeisterten Anhänger verlieren könne. Apäcides besuchte und befragte ihn nicht mehr; man traf den jungen Mann selten; er wandte sich finster von dem Egypter ab und floh ihn sogar, wenn er ihn von Ferne sah. Arbaces, der einer jener stolzen und gewaltigen Geister war, welche über Andere zu herrschen gewöhnt sind, er ärgerte sich bei dem Gedanken, daß Einer, der einst ihm gehörte, sich von ihm losmachen könne und schwur bei sich selbst, daß ihm Apäcides nicht entwischen solle. Mit diesem Entschlusse beschäftigt, durchwandelte er ein dunkles, dichtes Wäldchen, das inmitten der Stadt zwischen seiner und Jone's Wohnung lag, zu der er sich begab. Hier traf er unvermuthet den jungen Isispriester mit zur Erde gesenktem Blicke an einen Baum gelehnt.

„Apäcides," sagte er, die Hand vertraulich auf die Schulter des jungen Mannes legend.

Der Priester schauderte zusammen und schien instinktmäßig fliehen zu wollen.

„Mein Sohn," sagte der Egypter, „was ist vorgefallen, daß Du meine Gegenwart zu meiden suchst?"

Apäcides blieb still und finster; seine Augen waren zur Erde geheftet, seine Lippen zitterten und seine Brust hob sich schwer.

„Sprich zu mir, mein Freund," fuhr der Egypter fort, „sprich! Dein Geist ist durch irgend etwas niedergedrückt; was hast Du mir anzuvertrauen?"

„Dir — Nichts!“

„Warum hast Du zu mir so wenig Vertrauen?“

„Weil Du Dich als meinen Feind bewiesen hast.“

„Laß uns sprechen,“ sagte Arbaces mit leiser Stimme, legte des Priesters widerstrebenden Arm in den seinigen und führte ihn zu einer der in dem Wäldchen stehenden Bänke. Sie setzten sich nieder, und ihre düstern Gestalten paßten trefflich zu der schattigen Einsamkeit des Ortes.

Apäcides stund im Lenze seiner Jahre, und doch schien er das Leben mehr erschöpft zu haben als der Ägypter. Seine zarten und regelmäßigen Gesichtszüge waren saft- und farblos; seine hohlen Augen funkelten von blendendem, fieberhaftem Glanze; sein Körper beugte sich vor der Zeit, und an seinen bis zur Weiblichkeit kleinen Händen zeigten blaue und angeschwollene Adern die Ermattung und Schwäche seiner Fibern an. Man fand in seinem Gesichte eine auffallende Ähnlichkeit mit Jone; aber der Ausdruck war sehr verschieden von jener majestätischen und geistigen Stille, welche der Schönheit seiner Schwester eine so klassische, ja göttliche Ruhe verlieh. Auch bei ihr war der Enthusiasmus sichtbar, aber immer beherrscht und gezügelt, und dies gerade verlieh ihrem Gesichte so hohen Reiz und Ausdruck; man fühlte sich lebhaft versucht, einen Geist zu wecken, der nur unter der Asche ruhte, aber offenbar nicht schlief. Bei Apäcides dagegen offenbarte sein ganzes Äußeres die Glut und Leidenschaft seines Temperaments, während nach dem wilden Feuer seiner Augen, nach der im Vergleiche mit der Stirnhöhe übermäßigen

Breite seiner Schläfe und nach dem beständigen Zittern seiner Lippen zu schließen, das denkende Element seiner Natur von dem imaginativen und idealen Elemente beherrscht und tyrannisirt zu werden schien. Bei der Schwester war die Einbildungskraft an der goldenen Schranke der Poesie stehen geblieben, bei dem weniger glücklichen und weniger gezügelten Bruder hingegen in unberührbare, körperlose Regionen hinübergewandert, so daß dieselben Eigenschaften, die dem einen der beiden Wesen Genie verliehen, das andere mit Wahnsinn bedrohten.

„Du sagst, ich hätte mich als Deinen Feind bewiesen," redete ihn Arbaces an. „Ich kenne den Grund dieser ungerechten Beschuldigung. Ich habe Dich unter die Priester der Isis gebracht; ihre Kunstgriffe und Täuschungen empören Dich — Du meinst, auch ich habe Dich hintergangen, getäuscht — die Reinheit Deines Gemüthes fühlt sich verletzt — Du glaubst, ich sei ein Betrüger."

„Du kanntest das Gaukelspiel dieser gottlosen Kaste, warum hast Du mir ein Geheimniß daraus gemacht? Als Du in mir das Verlangen anfachtest, mich dem Stande zu widmen, dessen Kleid ich trage, sprachst Du mir von dem heiligen Leben von Männern, die sich ausschließlich der Wissenschaft widmen, und Du hast mich einer unwissenden und sinnlichen Heerde beigesellt, die von nichts als von den plumpesten Betrügereien wissen! Du sprachst mir von Menschen, die alle weltlichen Vergnügungen dem erhabenen Dienste der Tugend aufopfern, und Du hast mich unter Männer gebracht,

denen die entehrendsten Laster zur zweiten Natur geworden sind; Du sprachst mir von Freunden, von Aufklärern des Menschengeschlechts, und ich sehe in ihnen nur seine Betrüger. Oh! Dein Betragen ist schändlich! — Du hast mir die Glorie der Jugend, den Glauben an die Tugend, den heiligen Durst nach Weisheit geraubt! Jung, reich, glühend, mit all den sonnigen Genüssen der Erde vor mir, entsagte ich Allem ohne einen Seufzer, ja sogar glücklich und entzückt in dem Gedanken, sie hinzugeben gegen die Geheimnisse der göttlichen Weisheit, die Gemeinschaft der Götter, die Offenbarungen des Himmels — Und jetzt... jetzt..."

Convulsivisches Schluchzen erstickte des Priesters Stimme; er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, und durch seine abgezehrten Finger brachen sich große Thränen und rollten reichlich auf sein Kleid herab.

„Mein Versprechen, mein Freund und Zögling, will ich Dir halten; alles Bisherige war bloß eine Prüfung Deiner Tugend, die aus diesem Noviziate nur mit neuem Glanze herausritt; denke nicht mehr an jene unverständigen Betrügereien, habe keine Gemeinschaft mehr mit diesen Sklaven der Göttin, die nur die Atriensis ihrer Halle sind; Du bist würdig, in das Allerheiligste einzutreten. Künftig will ich Dein Priester, Dein Führer sein, und Du, der Du jetzt meine Freundschaft verfluchst, wirst sie noch segnen müssen."

Der junge Mann erhob seinen Kopf und starrte den Egypter mit irrem und verwundertem Blicke an.

„Höre mich," fuhr Arbaces, nachdem er forschend herumgespäht, ob sie auch allein seien, mit ernster und

feierlicher Stimme fort: „Von Egypten kam alle Weisheit der Welt; von Egypten das Wissen Athens und die tiefe Politik Kreta's; von Egypten kamen jene frühen, geheimnißvollen Stämme, die lange, ehe die Horden des Romulus die Ebenen Italiens überzogen und in dem ewigen Kreislauf der Ereignisse die Civilisation in Barbarei und Finsterniß zurückstießen, alle Künste der Weisheit und alle Anmuth geistigen Lebens besaßen; aus Egypten kamen die Größe und die gottesdienstlichen Gebräuche der heiligen Stadt Cäre, deren Einwohner ihre eisernen, römischen Besitzer Alles das lehrten, was diese bis jetzt von Erhabenem in der Religion, von Feierlichem im Gottesdienste wissen. Und wodurch glaubst Du, junger Mann, daß dieses ehrwürdige Egypten, die Mutter zahlloser Nationen, seine Größe erlangt und sich auf den Gipfel der Weisheit geschwungen habe? Nur durch seine tiefe und heilige Politik. Die neueren Nationen verdanken ihre Größe Egypten, und dieses die seinige seinen Priestern. In sich selbst zurückgezogen und von dem Wunsche beseelt, über den edleren Theil des Menschen, über seine Seele und seinen Glauben zu herrschen, waren diese alten Diener der Gottheit von dem erhabensten Gedanken begeistert, der je Sterblichen in den Kopf gekommen ist. Den Veränderungen der Gestirne, den Jahreszeiten der Erde, dem ewigen Kreislaufe menschlicher Geschicke entnahmen sie eine höhere Allegorie. Diese machten sie durch Zeichen von Göttern und Göttinnen dem Volke deutlich und handgreiflich, und was in Wirklichkeit nur Regierung war, nannten sie Reli-

gion. Isis ist eine Fabel — erschrick nicht — das, wovon Isis ein Sinnbild ist, ist in der Wirklichkeit vorhanden, ist ein unsterbliches Wesen. Isis ist Nichts; die Natur, deren Abbild sie ist, ist die Mutter aller Dinge — dunkel, uralt, unerforschlich, außer für wenige Auserwählte. — „„Nie hat ein Sterblicher meinen Schleier gelüftet!““ — So spricht die von Dir angebetete Isis; aber für den Weisen ist dieser Schleier hinweggenommen und wir haben die festliche Pracht der Natur von Angesicht zu Angesicht geschaut. Die Priester waren die Wohlthäter, die Erzieher des Menschengeschlechts; sie waren übrigens auch, wenn Du willst, Betrüger. Aber glaubst Du, junger Mann, sie hätten ihren Mitmenschen nützlich werden können, wenn sie sie nicht getäuscht hätten? Die unwissende und knechtische Menge muß zu ihrem eigenen Wohle geblendet werden; eine Grundwahrheit würde sie nicht glauben, aber ein Orakel betet sie an. Der römische Kaiser beherrscht eine Menge verschiedener Nationen, und weiß unter diesen streitenden und getrennten Elementen eine Einheit herzustellen; daher Friede, Ordnung, Gesetzlichkeit, die Segnungen des Lebens. Glaubst Du, es sei der Mensch, der Kaiser, der so regiere? — Nein, es ist die Pracht die Ehrfurcht, die Majestät, die ihn umgeben; dies sind *seine* Täuschungen, *seine* Blendwerke. Unsere Orakel und Prophezeihungen, unsere Gebräuche und Ceremonien sind die Mittel *unserer* Oberherrschaft und die Hebel *unserer* Macht. Es sind dieselben Mittel zu demselben Zwecke — zum Glücke und zur Eintracht der Menschen. Du hörst mir mit Aufmerk-

samkeit und Entzücken zu; das Licht beginnt Dir zu tagen."

Apäcides schwieg stille, aber die rasch wechselnden Gefühle, die sich auf seinem belebten Gesichte abmalten, ließen den Eindruck bemerken, den die Worte des Egypters auf ihn machten — Worte, die durch die Stimme, das Wesen und Benehmen des Redners noch zehnfach beredter wurden.

„Während nun," hub Arbaces von Neuem an, „unsere Vorfahren am Nil die ersten Elemente, durch welche das Chaos zerstört wurde, nämlich den Gehorsam und die Achtung der Menge gegen Wenige, vollständig ins Dasein riefen, zogen sie aus ihren erhabenen und himmlischen Betrachtungen jene Weisheit, die keine Täuschung war; sie erfanden die Gesetzbücher und Vorschriften, die Künste und Verherrlichungen des gesellschaftlichen Lebens. Sie forderten Glauben und lohnten mit Civilisation. War also nicht sogar ihr Betrug Tugend? Glaube mir, wer immer von göttlicherer, wohlthätigerer Natur aus jenen fernen Himmeln auf unsere Welt herabschaut, wird der Weisheit, die ein so großes Ziel zu erreichen wußte, Beifall zulächeln. Aber Du wünschest, daß ich diese allgemeinen Sätze auf Deine eigene Person anwende und ich beeile mich, Deinem Wunsche zu genügen. Die Altäre der Göttin unseres alten Glaubens müssen Diener haben und auch in den Personen jener einfältigen und seelenlosen Geschöpfe, die gewissermaßen nur Pflöcke und Haken sind, woran man Kleid und Binde aufhängt. Erinnere Dich zweier

Sätze des Pythagoräers Sextus, die der egyptischen Lehre entlehnt sind. Der erste heißt: „„Sprich nicht von Gott zu der Menge;"" der zweite: „„der Mensch, der Gottes würdig ist, ist ein Gott unter Menschen."" Wie die geistige Kraft den Priestern Egyptens die Herrschaft verlieh, so kann diese seit einiger Zeit so fürchterlich gesunkene Macht, auch nur durch die geistige Kraft wieder hergestellt werden. In Dir, Apäcides, sah ich einen meiner Lehren würdigen Schüler — einen der großen Zwecke, die noch erreicht werden können, würdigen Diener; Deine Energie, Deine Talente, Deine Glaubensreinheit, der Ernst Deines Enthusiasmus, Alles macht Dich zu einem Berufe tauglich, der ein erhabenes und glühendes Wesen so gebieterisch fordert. Deßwegen habe ich Deine heiligen Wünsche angefacht und Dich zu dem Schritte angespornt, den Du gethan hast. Du tadelst mich zwar, daß ich Dir die kleinlichen Seelen und die Blendwerke Deiner Gefährten nicht zuvor enthüllt habe; aber wenn ich dies gethan hätte, Apäcides, so würde ich meinen Zweck selbst vereitelt haben; Dein edler Sinn hätte sich empört und Isis ihren Priester verloren."

Apäcides seufzte laut. Der Egypter fuhr, ohne auf diese Gefühlsäußerung zu achten, folgendermaßen fort: „Ich führte Dich daher ohne weitere Vorbereitung in den Tempel und überließ Dich Dir selbst, damit Du alle diese Mummereien, die den Pöbel blenden, entdecken und einen Ekel an ihnen bekommen mögest. Ich wünschte, Du selbst möchtest die

Triebfedern der Maschine erkennen, welche die Quelle sprudeln läßt, deren Wasser die Welt erfrischen. Dieser Prüfung waren alle unsere Priester seit undenklicher Zeit unterworfen; Diejenigen, welche sich an die Täuschung des Volks gewöhnen, werden bei deren Ausübung belassen; denen aber, deren höhere Natur eine höhere Beschäftigung verlangt, enthüllt die Religion göttlichere Geheimnisse. Ich freue mich, in Dir denjenigen Charakter zu finden, den ich erwartet hatte. Du hast Deine Gelübde abgelegt, zurücktreten kannst Du nicht mehr; vorwärts — ich will Dein Führer sein."

„Und was willst Du mich lehren, sonderbarer und schrecklicher Mann? Neue Täuschungen, neue —"

„Nein — ich habe Dich in den Abgrund des Unglaubens geschleudert; ich will Dich jetzt zu der Höhe des Glaubens führen. Du hast die falschen Sinnbilder gesehen und jetzt sollst Du die Wirklichkeiten, die sie vorstellen, kennen lernen. Es gibt keinen Schatten, Apäcides, ohne Wesenheit. Besuche mich diese Nacht, gib mir Deine Hand darauf."

Gerührt, aufgeregt, und durch die Reden des Egypters verwirrt, reichte ihm Apäcides die Hand, und Lehrer und Schüler trennten sich.

Bei Apäcides war in der That kein Rücktritt mehr möglich; er hatte das Gelübde der Keuschheit abgelegt und sich einem Berufe geweiht, der ihm für jetzt die ganze Strenge des Fanatismus ohne die Tröstungen des Glaubens zu zeigen schien. Es war darum natürlich, daß er sich dem sehnsüchtigen Wunsche

hingab, mit einer künftig unwiderruflichen Laufbahn sich auszusöhnen. Der mächtige und tiefe Geist des Egypters übte noch eine große Herrschaft auf seine jugendliche Einbildungskraft aus, regte ihn noch zu eitlen Vermuthungen auf und erhielt ihn zwischen Furcht und Hoffnung schwebend.

Unterdessen wandelte Arbaces mit langsamem und schwerfälligem Tritte der Wohnung der Jone zu. Bei seinem Eintritte in das Tablinum, vernahm er aus dem Portikus des Peristyls her eine Stimme, die, so wohlklingend sie auch war, sein Ohr doch unangenehm berührte. Es war die Stimme des jungen und schönen Glaukus, und zum erstenmale beunruhigte eine unwillkürliche Anwandlung der Eifersucht das Herz des Egypters. Beim Eintritt ins Peristyl sah er Glaukus neben Jone sitzen. Der Springbrunnen in dem balsamisch duftenden Garten schleuderte seinen Silberstrahl in die Luft und erhielt sogar während der heißesten Tagesstunden eine herrliche Kühlung. Die Dienerinnen der Jone, die sie niemals verließen, da sie bei all der Freiheit des Lebens den zartesten Anstand beobachtete, saßen in einiger Entfernung; zu Glaukus Füßen lag die Leier, auf der er so eben Jone ein lesbisches Lied gespielt hatte. Die Scene — die Gruppe, die Arbaces vor sich sah, trug das Gepräge jener verfeinerten, ganz eigenthümlichen poetischen Idealität, die wir jetzt noch, und nicht ohne Grund, als die unterscheidende Charakteristik der Alten ansehen — die Marmorsäulen, die Blumenvasen, die weiße und unbewegliche Statue,

die jede Aussicht abschloß, und vor Allem die beiden lebenden Gestalten, die einen Bildhauer entweder begeistert oder zur Verzweiflung gebracht hätten.

Arbaces stand wenige Augenblicke still und betrachtete das Paar mit einer Stirne, aus der alle gewohnte, ruhige Heiterkeit verschwunden war. Er sammelte sich gewaltsam wieder und näherte sich mit so leisem und so wenig vernehmbarem Tritte, daß sogar die Dienerinnen ihn nicht hörten, viel weniger Jone und ihr Geliebter.

„Und doch," sagte Glaukus, „glauben wir nur, ehe wir lieben, daß unsre Dichter die Leidenschaft wahr geschildert hätten. Sobald die Sonne aufgeht, verschwinden alle Sterne, die in ihrer Abwesenheit glänzten, in die Luft. Die Dichter sind für uns nur in der Nacht des Herzens da; sie sind uns nichts mehr, sobald wir die ganze Herrlichkeit des Gottes fühlen."

„Schönes und überaus glühendes Gleichniß, edler Glaukus."

Beide fuhren auf und erkannten nun hinter dem Sitze der Jone das kalte und satirische Angesicht des Egypters.

„Du bist ein unerwarteter Gast," sagte Glaukus, indem er sich mit erzwungenem Lächeln erhob.

„Dies sollten Alle sein, die wissen, daß sie willkommen sind," versetzte Arbaces, indem er sich niederließ und Glaukus bat, es eben so zu machen.

„Ich bin sehr erfreut," sagte Jone, „Euch endlich beisammen zu sehen; denn Ihr passet für einander und seid geschaffen, Freunde zu werden."

„Gib mir etwa fünfzehn Jahre meines Lebens zurück," erwiderte der Egypter, „ehe Du mich mit Glaukus vergleichst; seine Freundschaft würde mich glücklich machen, aber was kann ich ihm dafür bieten? Könnte ich ihm dieselben vertraulichen Mittheilungen machen, die er gegen mich ablegte, über Bankette und Blumenkränze, über parthische Rosse und Wechselfälle des Würfels? Solche Vergnügungen passen sich für sein Alter, seine Natur, seinen Stand; nicht aber für mich."

Bei diesen Worten senkte der listige Egypter seine Augen und seufzte; aber aus seinem Augenwinkel blickte er doch verstohlenerweise nach Jone hin, um zu sehen, wie sie diese Anspielungen auf das Treiben ihres Gastes aufnehme; ihre Miene befriedigte ihn jedoch nicht. Leicht erröthend beeilte sich Glaukus mit heiterer Miene, und vielleicht von dem geheimen Wunsche geleitet, den Egypter aus der Fassung zu bringen und zu demüthigen, diesem Folgendes zu erwidern: „Du hast Recht, weiser Arbaces, wir können uns gegenseitig achten, aber keine Freunde sein. Meinen Gastmählern fehlt das geheime Salz, das, wenn man dem öffentlichen Gerede Glauben schenken darf, den Deinigen solche Würze verleiht. Und beim Herkules! wenn ich Dein Alter erreicht habe, und für weise halte, den Vergnügungen des Mannesalters mich hinzugeben, dann werde ich ohne Zweifel, wie Du, das Treiben der Jugend bespötteln."

Der Egypter erhob seine Auge. „ Glaukus mit einem schnellen und durchbohrenden Blick.

„Ich begreife Dich nicht," sagte er kaltblütig, „aber es glauben ja Viele, der Witz liege nur im Dunkeln."

Mit diesen Worten wendete er mit kaum bemerkbarem, verächtlichem Lächeln sein Gesicht von Glaukus ab, und redete nach einer kurzen Pause Jone folgendermaßen an: „Die letzten zwei oder dreimale, da ich Dein Vestibulum besuchte, bin ich nicht so glücklich gewesen, schöne Jone, Dich zu Hause zu treffen."

„Die Schönheit des Meeres hat mich oft aus dem Hause gelockt," antwortete Jone etwas verwirrt.

Diese Verlegenheit entging Arbaces nicht, aber er stellte sich, als ob er sie nicht bemerke, und versetzte lächelnd: „Du weißt, der alte Dichter* sagt: „„Die Frauen sollen zu Hause bleiben und sich dort unterhalten.""

„Dieser Dichter war ein Cyniker," fiel Glaukus ein, „und haßte die Frauen."

„Er sprach nach den Sitten seines Landes, und dieses Land ist Euer so gerühmtes Griechenland."

„Andere Zeiten, andere Sitten. Wenn unsere Voreltern Jone gekannt hätten, so würden sie ein ganz anderes Gesetz gemacht haben."

„Hast Du diese hübsche Artigkeit zu Rom gelernt?" sagte Arbaces mit nur mühsam verhaltener Aufregung.

„Sicherlich würde Niemand nach Egypten gehen, um Artigkeiten zu lernen," versetzte Glaukus, indem er gleichgültig mit seiner Kette spielte.

* Euripides.

Jone suchte eine Unterredung zu unterbrechen, die, wie sie mit Bedauern sah, so wenig geeignet war, die beabsichtigte, innige Verbindung zwischen Glaukus und ihrem Freunde zu befestigen.

„Geht, geht," sagte sie darum, „Arbaces muß gegen seine arme Pflegetochter nicht so streng sein. Als eine Waise ohne mütterliche Aufsicht verdiente ich vielleicht einen Vorwurf wegen der unabhängigen und gewissermaßen männlichen Lebensfreiheit, die ich mir erwählt habe; gleichwohl aber ist sie nicht grö=ßer, als die, an welche die römischen Frauen gewöhnt sind — nicht größer als die, an welche die griechi=schen gewöhnt sein sollten. Ach! sollte man denn nur unter Männern Freiheit und Tugend vereinigt finden. Warum sollte die Sklaverei, die Euch zer=nichtet, als das einzige Mittel betrachtet werden, uns zu schützen? Ach! glaube mir, es war ein gro=ßer Irrthum der Männer, — ein auf ihr Schicksal traurig einwirkender Irrthum, — zu glauben, die Natur der Frauen sei (ich will nicht sagen, unter=geordnet, es mag sein), aber so verschieden von ihrer eigenen, daß sie Gesetze für nothwendig hielten, welche die geistigen Fortschritte der Frauen so sehr hindern. Machten sie nicht, indem sie dies thaten, Gesetze gegen ihre eigenen Kinder, welche die Frauen erzie=hen sollen, gegen die Gatten, deren Freundinnen und Rathgeber die Frauen oft sein sollen?"

Plötzlich hielt Jone inne und über ihre Wangen ergoß sich das entzückendste Roth. Sie fürchtete, ihr Enthusiasmus möchte sie zu weit geführt haben; jedoch

scheute sie den strengen Arbaces weniger, als den freundlichen Glaukus; den letztern liebte sie, und bei den Griechen pflegte man den Frauen, wenigstens denen, die man am meisten achtete, nicht dieselbe Freiheit und Stellung in der Gesellschaft zuzugestehen, deren die Frauen in Italien genossen. Sie empfand daher einen Schauer der Freude, als Glaukus in ernstem Tone erwiderte: „Mögest Du immer so denken, Jone! Möge Dein reines Herz stets Dein zuverlässiger Führer sein. Ein Glück wäre es für Griechenland gewesen, wenn es den keuschen Frauen dieselben geistigen Reize gestattet hätte, durch welche die minder würdigen unter seinem Frauengeschlechte so berühmt geworden. Kein Staat sieht seine Freiheit, sein Wissen gefährdet, so lange Dein Geschlecht nur dem Freien zulächelt, nur den Weisen durch Beifall ermuntert."

Arbaces schwieg stille; denn es lag weder in seinem Plane, die Ansichten des Glaukus zu billigen, noch die der Jone zu tadeln, und nach einer kurzen und verlegenen Unterhaltung verabschiedete sich Glaukus von Jone.

Als er fort war, rückte Arbaces seinen Stuhl näher zu der Neapolitanerin und sagte zu ihr in jenem milden und unterwürfigen Tone, unter dem er die Verschlagenheit und den Ungestüm seines Charakters so gut zu verbergen wußte: „Glaube nicht, meine süße Mündel, wenn ich Dich so heißen darf, daß ich dieser Freiheit Fesseln anlegen will, die sich durch Deine Wahl verherrlicht sieht, die aber, wenn sie auch nicht größer ist, als die der römischen Frauen, wenigstens mit sehr großer

Umsicht gehandhabt werden muß, wenn sie von einer Unverheiratheten in Anspruch genommen wird. Fahre fort, die Lebenslustigen, die Glänzenden, die Weisen selbst zu Deinen Füßen zu ziehen; fahre fort, sie durch die Unterhaltung einer Aspasia und durch die Musik einer Korinna zu bezaubern; gedenke aber jener Lästerzungen, die den zarten Ruf eines Mädchens so leicht beflecken können, und gib, während Du Bewunderung erregst, dem Neide keine Veranlassung, über Dich zu triumphiren."

„Was meinst Du, Arbaces?" sagte Ione mit aufgeregter und zitternder Stimme; „ich weiß, Du bist mein Freund und wünschest nur meine Ehre und mein Glück. Was wolltest Du sagen?"

„Dein Freund! Ach! wie aufrichtig! Darf ich als Freund, ohne Rückhalt und ohne Furcht, zu beleidigen, sprechen?"

„Ich bitte Dich darum."

„Wie hast Du die Bekanntschaft dieses jungen Wollüstlings, dieses Glaukus, gemacht? Hast Du ihn schon oft gesehen?"

Während Arbaces dieses sagte, heftete er seinen Blick auf Ione, als ob er in das Innerste ihrer Seele dringen wolle.

Vor diesem Blicke mit sonderbarem Schrecken, den sie sich nicht erklären konnte, zurückbebend, antwortete die Griechin verwirrt und zaudernd: „Er wurde bei mir als ein Landsmann meines Vaters und, ich darf wohl sagen, als der meinige, eingeführt. Ich kenne ihn erst seit etwa acht Tagen; aber wozu diese Fragen?"

„Verzeihe mir," sagte Arbaces; „ich glaubte, Du kennest ihn schon länger. Ein elender Prahlhans!"

„Wie! Was meinst Du damit? Wozu diesen Ausdruck?"

„Ach, laß es gut sein; ich will Deinen Unwillen gegen einen Menschen, der eine so hohe Ehre nicht verdient, nicht aufregen."

„Ich beschwöre Dich, sprich. Womit hat Glaukus geprahlt, oder vielmehr, in wiefern glaubst Du, daß er beleidigt habe?"

Arbaces, den Zorn unterdrückend, den die letzten Worte der Jone bei ihm erregten, fuhr fort: „Du kennst sein Treiben, seine Genossen, seine Sitten. Gastmähler und Würfel sind seine einzige Beschäftigung — wie könnte er aber unter den Genossen des Lasters an Tugend denken?"

„Du sprichst noch immer in Räthseln; ich beschwöre Dich bei den Göttern, sage mir das Schlimmste auf einmal."

„Wohlan denn, wenn es sein muß: wisse also, meine Jone, daß Glaukus erst gestern noch in den öffentlichen Bädern sogar sich laut Deiner Liebe zu ihm gerühmt hat. Er sagte, es belustige ihn, sich dieselbe zu Nutzen zu machen. Um jedoch gerecht gegen ihn zu sein, muß ich gestehen, daß er Deine Schönheit lobte. Wer wollte sie übrigens läugnen? Aber er lachte mit verächtlicher Miene, als sein Klodius oder sein Lepidus ihn fragte, ob er Dich hinreichend liebe, um Dich zu heirathen, und wann er seine Thürpfosten mit Blumen zu behängen gedenke?"

„Unmöglich! Woher hast Du diese ehrlose Verleumdung?“

„Wie? Soll ich Dir alle Bemerkungen der unverschämten Gecken wiederholen, mit denen diese Geschichte die Runde durch die Stadt macht. Sei überzeugt, daß ich im ersten Augenblicke selbst nicht daran glauben wollte, daß ich jedoch unglücklicherweise von der Wahrheit dessen, was ich Dir nur widerstrebend erzählte, so eben durch Ohrenzeugen überführt wurde.“

Jone sank zurück und ihr Gesicht ward bläßer, als der Pfeiler, an den sie sich lehnte.

„Ich gestehe, es ärgerte, es empörte mich, Deinen Namen, wie den Ruf einer bloßen Tänzerin, so leichthin von Munde zu Munde werfen zu hören. Diesen Morgen war es mein angelegentlichstes Geschäft, Dich aufzusuchen und Dich zu warnen. Ich traf Glaukus hier, und da war es um meine Selbstbeherrschung geschehen. Ich konnte meine Gefühle nicht verhehlen und war unhöflich in Deiner Gegenwart. Jone, kannst Du Deinem Freunde verzeihen?“

Ohne zu antworten, legte Jone ihre Hand in die seinige.

„Denke nicht mehr daran,“ sagte er, „aber laß es Dir eine warnende Stimme sein, die Dir sagt, wie viel Vorsicht in Deiner Lage erforderlich ist. Diese Sache kann Dich keinen Augenblick betrüben, denn ein so leichtsinniger Mensch, wie Glaukus, konnte nie auch nur durch einen ernstlichen Gedanken Jone's geehrt werden. Solche Beschimpfungen verwunden nur, wenn sie von einem Wesen kommen, das man liebt; derjenige aber,

den die erhabene Jone zu lieben sich herabläßt, muß ein ganz Anderer sein."

„Lieben!" murmelte Jone mit krampfhaftem Lächeln, „ja wahrhaftig!"

Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie auch in jenen fernen Zeiten und unter einem gesellschaftlichen Systeme, das von dem unsern so sehr verschieden ist, dieselben kleine Ursachen den Lauf des Lebens stören und unterbrechen; — wie dieselbe erfinderische Eifersucht, dieselbe arglistige Verleumdung, dieselbe schlaue Hinterbringung geringfügiger, zu diesem Zwecke geschmiedeter Klatschereien, die so oft auch in unsern Tagen die Bande zärtlichster Liebe zu brechen und dem Laufe der scheinbar günstigsten Verhältnisse eine andere Richtung zu geben vermögen, schon damals in Anwendung gebracht wurden. Die Fabel erzählt uns von einem ganz kleinen Fischlein, das, wenn die Barke über das sanfteste Gewässer hinsegelt, sich an den Kiel anklammern und seinen Lauf hemmen kann. So verhält es sich gerade mit den großen Leidenschaften der Menschen und wir würden das Leben nur schlecht schildern, wenn wir in den an romantischem Stoffe reichsten Zeiten nicht auch den Mechanismus jener gemeinen Triebfedern des Unheils beschreiben wollten, die wir täglich in unsern Zimmern und an unsern Herden in Thätigkeit sehen. Gerade in diesen kleinen Intriguen des Lebens finden wir uns mit der Vergangenheit am meisten vertraut; wer sie vernachläßigt, ist nur ein Romanschreiber und spricht das Herz nicht an, weil er kein Gemälde desselben liefert.

Mit großer Schlauheit hatte der Egypter die schwache

Seite Jone's angegriffen, mit überaus gewandter Hand den vergifteten Pfeil gegen ihren Stolz geschleudert. Er glaubte das unterdrückt zu haben, was er in Betracht der kurzen Zeit, die sich Jone und Glaukus kannten, nur für eine aufkeimende Liebe hielt und sprach nun sofort, zu einem andern Gegenstande übergehend, von ihrem Bruder. Das Gespräch dauerte jedoch nicht lang. Arbaces verließ die schöne Griechen mit dem festen Vorsatze, nicht mehr so lang wegzubleiben, sondern sie jeden Tag zu besuchen und zu überwachen.

Kaum hatte er sich aus Jone's Gegenwart entfernt, als der weibliche Stolz — die Verstellung ihres Geschlechts sein beabsichtigtes Opfer verließ und die hochstrebende Jone in leidenschaftliche Thränen zerfloß.

Siebentes Kapitel.

Das heitere Leben des pompejanischen Müßiggängers — Ein Miniatur-Bild der römischen Bäder.

Als Glaukus Jone verließ, kam es ihm vor, als ob er durch die Luft dahinzöge. Bei der Unterredung, mit der er soeben beglückt worden war, hatte er zum erstenmale deutlich bemerkt, daß seine Liebe ihr nicht unangenehm sei und er Erwiderung hoffen dürfe. Diese Hoffnung erfüllte ihn mit einem Entzücken, dem die Erde und der Himmel zu eng erschienen. Ohne zu wissen, welchen Feind er sich eben gemacht und zurückgelassen, vergaß Glaukus nicht nur seine Sticheleien, sondern sogar dessen ganzes Dasein. Er durchwandelte

die muntern Straßen, indem er im Freudentaumel die Musik des milden Liedes wiederholte, das Jone mit so großem Vergnügen angehört hatte. Jetzt trat er in die Straße der Fortuna, mit ihrem erhöhten Fußpfade und ihren von außen bemalten Häusern, durch deren offene Thüren man die glänzenden Freskogemälde im Innern erblickte. An jedem Ende der Straße befand sich ein Triumphbogen, und als Glaukus nun vor den Fortunatempel kam, verlieh die vorspringende Säulenhalle dieses schönen Gebäudes, das von einem Gliede der Familie Cicero's, vielleicht von dem Redner selbst, erbaut worden sein soll, der Scene, deren Charakter sonst mehr glänzend als erhaben war, etwas Edles und Verehrungswürdiges. Dieser Tempel war eines der anmuthigsten Werke römischer Baukunst. Er erhob sich auf einem etwas hohen Podium, und zwischen zwei Treppenfluchten, die zu einer Plattform führten, stund der Altar der Göttin. Von dieser Plattform führte eine dritte Flucht von breiten Treppen zu dem Portikus, von dessen geriefelten Seiten reiche Blumenkränze herabhingen. An den beiden Enden des Tempels stunden von griechischen Künstlern verfertigte Bildsäulen, und in geringer Entfernung erhob sich ein kleiner Triumphbogen, mit der Reiterstatue des Kaligula, zu deren beiden Seiten bronzene Trophäen angebracht waren. In dem Raume vor dem Tempel war eine lebhafte Volksmenge versammelt; die Einen saßen auf Bänken und unterhielten sich über Staatsangelegenheiten; die Andern sprachen von den bevorstehenden Schauspielen im Amphitheater. Eine Gruppe junger Männer lobte eine neue

Schönheit und eine andere stritt über den Werth des neuesten Lustspiels; eine dritte, aus bejahrten Personen bestehende Gruppe, besprach die Wechselfälle des Handels mit Alexandria. Hiebei sah man viele Kaufleute in morgenländischer Tracht, deren eigenthümliche, weite Gewänder, farbige und mit Edelsteinen besetzte Pantoffeln, ruhige und ernste Gesichter zu den Tuniken und dem lebhaften Geberdenspiel der Italiener einen auffallenden Gegensatz bildeten. Dieses lebhafte und ungeduldige Volk nämlich hatte damals schon noch eine andere als die mündliche Sprache — eine Sprache durch überaus sprechende und lebhafte Zeichen. Ihre Nachkommen haben sie beibehalten, und der gelehrte Jorio hat über diese Art hieroglyphischer Gestikulation ein sehr unterhaltendes Werk geschrieben.

Glaukus schritt heiter durch die Menge hindurch und befand sich bald unter einem Haufen seiner lustigen und ausgelassenen Freunde.

„Ah!“ sagte Sallust, „ich habe Dich seit einem Lustrum nicht mehr gesehen.“

„Und wie hast Du dieses Lustrum zugebracht? hast Du einige neue Gerichte erfunden?“

„Ich beschäftigte mich mit den Wissenschaften,“ versetzte Sallust, „und machte Versuche über die Lampretenfütterung; ich gestehe übrigens, daß ich daran verzweifle, sie zu der Vollkommenheit zu bringen, die unsere Vorfahren erreichten.“

„Unglücklicher! und warum?“

„Weil,“ antwortete Sallust mit einem Seufzer, „es nicht mehr erlaubt ist, ihnen Sklaven zur Speise

vorzuwerfen. Schon mehr als einmal fühlte ich mich versucht, meinen fetten Kellermeister in den Fischbehälter zu werfen. Er würde den Fischen einen sehr öligen Geschmack verleihen. Aber Sklaven sind heutzutage keine Sklaven mehr, und haben kein Mitgefühl für die Interessen ihrer Herrn, sonst würde sich Davus mir zu gefallen selbst umbringen."

„Was gibt es Neues aus Rom?" fragte Lepidus, als er sich der Gruppe langsamen Schrittes näherte.

„Der Kaiser hat den Senatoren ein prächtiges Abendessen gegeben," antwortete Sallust.

„Er ist ein gutes Geschöpf," fiel Lepidus ein; „man versichert, er lasse Niemand von sich, ohne ihm seine Bitte zu gewähren."

„Vielleicht würde er mir erlauben, einen Sklaven für meinen Fischbehälter zu tödten," entgegnete Sallust lebhaft.

„Es kann wohl sein," sagte Glaukus, „denn wer einem Römer eine Gunst erzeugt, muß dies immer auf Kosten eines Andern thun; sei überzeugt, daß für jedes Lächeln, das Titus hervorrief, hundert Augen geweint haben."

„Lang lebe Titus!" sagte Pansa, der, mit einer Beschützersmiene sich durch die Menge Bahn brechend, den Namen des Kaisers gehört hatte, „er hat meinem Bruder eine Quästorstelle versprochen, der sein Vermögen vergeudet hat."

„Und jetzt auf Kosten des Volks sich wieder bereichern will; nicht wahr, mein lieber Pansa?" fiel Glaukus ein.

„Ganz gewiß!“ antwortete der Aedil.

„Das heißt das Volk doch zu Etwas nütze machen,“ bemerkte Glaukus.

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Pansa; „aber ich muß jetzt fort und nach dem Ärarium sehen, das Verbesserungen nöthig hat.“

Mit diesen Worten eilte der Aedil geschäftig hinweg, gefolgt von einem langen Zuge von Klienten, welche sich durch die Toga, die sie trugen, von der übrigen Menge unterschieden; denn die Toga, einst das Zeichen der Freiheit bei einem Bürger, war jetzt das Zeichen der Unterwürfigkeit unter einen Patron.

„Armer Pansa!“ sagte Lepidus, „er hat nie Zeit, sich zu belustigen; Dank dem Himmel, daß ich kein Aedil bin!“

„Ach, Glaukus! care caput! (theures Haupt!) wie geht es Dir? munter, wie immer?“ fragte Klodius, sich zu der Gruppe gesellend.

„Willst Du der Fortuna ein Opfer bringen?“ fragte Sallust.

„Ich opfere ihr jede Nacht!“ erwiderte der Spieler.

„Ich zweifle nicht daran. Niemand hat mehr Opfer geschlachtet.“

„Beim Herkules! ein beißender Ausspruch,“ rief Glaukus lachend.

„Du führst immer den Hundebuchstaben im Mund, Sallust,“ sagte Klodius ärgerlich; „Du knurrst immer.“

„Wohl kann ich den Hundebuchstaben im Mund haben, da ich, so oft ich mit Dir spiele, den Hundewurf in der Hand habe,“ entgegnete Sallust.

„Still!“ sagte Glaukus, und nahm von einem Blumenmädchen, das neben ihnen stand, eine Rose.

„Die Rose ist das Sinnbild des Stillschweigens,“ erwiderte Sallust; „aber ich sehe sie nur bei der Abendtafel gerne. Da ich gerade von der Abendtafel spreche, fällt mir bei, daß Diomed in dieser Woche ein großes Essen gibt; bist Du eingeladen, Glaukus?“

„Ja, ich habe diesen Morgen eine Einladung erhalten.“

„Ich ebenfalls,“ sagte Sallust, indem er ein viereckiges Stück Papier aus seinem Gürtel zog, „ich sehe, daß er uns eine Stunde früher bittet, als gewöhnlich; ein Vorgeschmack von einem außerordentlichen Feste.“ *

„Oh! er ist so reich wie Krösus,“ bemerkte Klodius, „und sein Speisezettel so lang, als ein Epos.

„Gut, wir wollen in die Bäder gehen,“ sagte Glaukus; „um diese Zeit versammelt sich Alles dort, und Fulvius, dessen große Verehrer Ihr seid, wird uns seine neueste Ode vorlesen.“

Die jungen Männer nahmen den Vorschlag mit Vergnügen an, und begaben sich nach den Bädern.

Obgleich die öffentlichen Thermen oder Bäder eher für die Armen, als für die Reichen bestimmt waren, die in ihren eigenen Häusern Bäder hatten, so waren sie doch für eine Menge von Personen jeden Ranges,

* Die Römer schickten, wie wir, Einladungskarten, auf denen die Stunde der Mahlzeit angezeigt war, die, wenn das beabsichtigte Fest besonders prachtvoll sein sollte, früher als gewöhnlich Statt fand.

die sich dort versammelten, ein Lieblingsort zur Unterhaltung und zu jenem süßen Nichtsthun, das einem harmlosen und gedankenlosen Volke so theuer ist. Die Bäder von Pompeji waren natürlich nach Plan und Construktion von den ungeheuer geräumigen und complicirten Thermen zu Rom verschieden; und es scheinen wirklich in jeder Stadt des Kaiserreichs einige leichte Abweichungen in dem allgemeinen Bauplane der öffentlichen Bäder stattgefunden zu haben. Dies befremdet die Gelehrten sehr, wie wenn Mode und Baumeister vor dem neunzehnten Jahrhundert nie launisch gewesen wären. Unsere jungen Männer traten durch den Haupteingang in der Fortunastraße ein. An der Ecke des Portikus saß der Badmeister mit seinen zwei Büchsen vor sich; die eine für das Geld, das er einnahm, die andere für die Badkarten, die er ausgab, bestimmt. Um die Wände des Portikus herum standen Bänke, die mit Personen aus allen Ständen angefüllt waren, während andere, je nach der Vorschrift des Arztes, schnell im Säulengang auf und ab spazierten, und von Zeit zu Zeit stille standen, um die zahllosen Ankündigungen von Sehenswürdigkeiten, Spielen, Verkäufen oder Ausstellungen zu lesen, die auf die Wände gemalt oder geschrieben waren. Der Hauptgegenstand der Unterhaltung war jedoch das angekündigte Schauspiel im Amphitheater, und jeder neue Ankömmling wurde von einer Gruppe festgenommen, die gierig fragte, ob Pompeji so glücklich gewesen sei, etwa einen Fall der Gotteslästerung oder des Mordes hervorzubringen, der die Ädilen in den Stand setzen würde

einen Menschen für den Rachen des Löwen zu bestimmen. Alle andern mehr gewöhnlichen Schauspiele schienen dumpf und matt im Vergleiche mit der Möglichkeit eines so glücklichen Ereignisses.

„Ich für meinen Theil," sagte ein gemüthlich aussehender Mann, ein Goldschmied, „glaube, der Kaiser, wenn er wirklich so gut ist, als man sagt, hätte uns wohl einen Juden schicken können."

„Warum nimmt man nicht Einen von der neuen Sekte der Nazarener?" sagte ein Philosoph. „Ich bin nicht grausam, aber ein Atheist, einer, der sogar den Jupiter läugnet, verdient kein Mitleiden."

„Es liegt mir wenig daran, an wie viele Götter zu glauben ein Mensch für gut findet," erwiderte der Goldschmied; „aber alle Götter zu läugnen, ist etwas Schreckliches."

„Doch bin ich der Meinung," sagte Glaukus, „diese Leute seien keine völligen Atheisten. Man hat mich versichert, sie glauben an einen Gott, und sogar an ein zukünftiges Leben."

„Du bist ganz im Irrthum, mein lieber Glaukus," sagte der Philosoph; „ich habe mit ihnen Unterredungen gehabt, sie lachten mir ins Gesicht, wenn ich mit ihnen von Pluto und dem Hades sprach."

„Oh! Ihr Götter!" rief der Goldschmied voll Entsetzen. „Gibt es in Pompeji auch solche Bösewichte?"

„Ich weiß, daß es einige gibt; aber sie halten ihre Versammlungen so geheim, daß es unmöglich ist, zu entdecken, wer sie sind."

Beim Fortgehen des Glaukus sah ihm ein Bildhauer, ein großer Enthusiast für seine Kunst, bewundernd nach.

„Ach!“ äußerte er, „wenn wir diesen auf die Arena bekommen könnten, das wäre ein Modell! welche Glieder! welcher Kopf! Er hätte ein Gladiator werden sollen! Das ist ein unsrer Kunst würdiger Gegenstand! warum wirft man den nicht dem Löwen vor?“

Unterdessen näherte sich Fulvius, der römische Dichter, den seine Zeitgenossen für unsterblich erklärten, und der ohne diese Erzählung in unserem nachlässigen Zeitalter gar nie genannt worden wäre, dem Glaukus eilig.

„Oh! mein Athener, mein Glaukus,“ sagte er, „Du bist also zu Anhörung meiner Ode gekommen? Welche Ehre für mich! Du, ein Grieche, bei dem selbst die Sprache des gemeinen Lebens Poesie ist. Wie danke ich Dir! Mein Gedicht ist nur eine Kleinigkeit, aber erlange ich Deinen Beifall, so kann ich vielleicht bei Titus eingeführt werden. O Glaukus, ein Dichter ohne Patron ist eine Amphora ohne Aufschrift. Der Wein kann gut sein, aber Niemand will ihn loben, und was sagt Pythagoras: „„Den Göttern Weihrauch, den Menschen Lobsprüche!““ Ein Patron ist also der Priester des Dichters; er verschafft ihm Weihrauch, und führt ihm Gläubige zu.“

„Aber ganz Pompeji ist Dein Patron und jeder Portikus ein Altar zu Deiner Ehre.“

„Ach! die armen Pompejanar sind sehr höflich;

sie ehren das Verdienst zwar gerne, aber sie sind nur die Bewohner einer kleinen Stadt — spero meliora ! Wollen wir eintreten ?"

„Gewiß ; wir verlieren die Zeit, so lange wir Dein Gedicht nicht hören."

In diesem Augenblicke liefen etwa zwanzig Personen zumal von den Bädern in den Portikus, und ein an der Thüre eines kleinen Korridors aufgestellter Sklave ließ den Dichter, Glaukus, Klodius und einige andere Freunde des Dichters eintreten.

„Eine armselige Einrichtung in Vergleich mit den römischen Thermen," sagte Lepidus verächtlich.

„Die Decke ist doch von ziemlich gutem Geschmacke," entgegnete Glaukus, der in einer Stimmung war, in welcher ihm Alles gefiel, indem er nach den Sternen deutete, mit welchen diese Decke übersäet war.

Lepidus zuckte die Achseln, war aber zu faul, um zu antworten.

Sie traten nun in ein ziemlich geräumiges Gemach, das als Apodyterium diente, das heißt an den Ort, wo die Badelustigen sich zu ihren üppigen Waschungen vorbereiteten. Die gewölbte Decke stieg von einem Karniß auf, der mit bunten und grotesken Malereien geschmückt war. Die Decke selbst war in weiße, mit reichem Karmoisin eingefaßte Felder eingetheilt, der fleckenlose und glänzende Fußboden aber mit weißer Mosaik ausgelegt, während an den Wänden hin Bänke zur Bequemlichkeit der Gäste stunden. Dieses Gemach hatte die vielen und breiten Fenster nicht, die Vitruv seinem prachtvollen Frigidarium zuschreibt ; die Pompejaner-

wie alle Süditaliener, verbannten gern aus ihren Gemächern das Licht ihres schwülen Himmels, und konnten sich in ihren wollüstigen Begriffen keinen wahren Luxus ohne eine gewisse Dunkelheit denken; nur zwei Fenster von Glas * ließen die sanften und milden Strahlen ein, und das Feld, in welchem eines dieser Fenster angebracht war, zierte ein großes Relief, die Vernichtung der Titanen darstellend.

In diesem Zimmer nahm Fulvius mit ernster Miene Platz, und seine um ihn versammelten Zuhörer ermuthigten ihn, die Vorlesung zu beginnen.

Es bedurfte keiner langen Bitten bei dem Poeten. Er zog eine Papyrusrolle aus seinem Gewande hervor, räusperte sich dreimal, sowohl um Stille anzuempfehlen, als auch seine Stimmen zu klären, und begann hierauf jene herrliche Ode, von der zu großem Bedauern des Verfassers dieser Erzählung nicht ein einziger Vers mehr aufgefunden werden kann. Nach dem Beifalle, den sie erhielt, war das Werk ohne Zweifel seines Ruhmes würdig, und Glaukus der einzige Zuhörer, der sie nicht besser fand, als die schönsten Oden des Horaz.

Nach beendigter Vorlesung fingen diejenigen, die nur ein kaltes Bad nehmen wollten, an, sich zu entkleiden; sie hängten ihre Kleider an Haken an der

* Die zu Pompeji gemachten Entdeckungen haben den lange bestandenen Irrthum der Alterthumsforscher, daß die Glasfenster den Römern unbekannt gewesen seien, widerlegt. Ihr Gebrauch jedoch war in den Privatwohnungen der mittlern und unteren Volksklassen nicht gewöhnlich.

Wand auf, und begaben sich, nach dem sie je nach ihrem Stande entweder von ihren eigenen Sklaven oder von den Dienern der Bäder ein weites Gewand erhalten hatten, in jenes anmuthige, kreisförmige Gebäude, das gleichsam, um die im Baden so träge Nachkommenschaft des Südens zu beschämen, jetzt noch vorhanden ist.

Die Üppigeren traten durch eine andere Thüre in das Tepidarium, einen Ort, der theils durch bewegliche Heerde, hauptsächlich aber durch die unter dem erhöhten Fußboden fortlaufenden Heizröhren des Lakonikum in wollüstiger Wärme erhalten wurde.

Hier verweilten diese Badgäste, nachdem sie sich entkleidet, noch einige Zeit, um die künstliche Wärme der wollüstigen Atmosphäre zu genießen. Dieses Gemach nun war, entsprechend dem wichtigen Range, den es in dem langen Abwaschungsprozesse einnahm, sorgfältiger und reicher ausgeschmückt als die übrigen. Der gewölbte Plafond war mit prachtvollen Schnitzarbeiten und Malereien verziert; die hoch angebrachten Fenster von dickem Glase ließen nur flüchtige und schwache Strahlen ein. Unter dem Karnieß befand sich eine Reihe Figuren von massiven und kühnen Reliefs; die Wände waren glühendroth und der Fußboden kunstreich mit weißer Mosaik ausgelegt. Hier verweilten die beständigen Badegäste — Leute, die sich täglich siebenmal badeten — in einem Zustande geschwächter und sprachloser Mattigkeit bisweilen vor, öfter aber nach dem Bade, und manche dieser Opfer, die der Gesundheit nachjagten, schauten die Eintretenden mit gleichgültigen Blicken an und begrüßten ihre Freunde nur mit einem

Kopfnicken, indem sie die Anstrengung des Gespräches fürchteten. Von hier aus zerstreute sich die Gesellschaft von Neuem, je nach den verschiedenen Launen; die Einen begaben sich in das Sudatorium, das unsern Dampfbädern entsprach, und von da in das warme Bad selbst; die an körperliche Übung Gewöhnteren aber, die auf eine so wohlfeil erkaufte Ermüdung verzichten konnten, gingen sogleich ins Calidarium oder Wasserbad.

Um die Skizze zu vollenden und dem Leser einen vollständigen Begriff von diesem Hauptluxus der Alten zu geben, wollen wir den Lepidus begleiten, der mit Ausnahme des kalten Bades, das erst seit Kurzem aus der Mode gekommen war, den ganzen Prozeß regelmäßig durchmachte. Nachdem der Elegant von Pompeji sich in dem so eben beschriebenen Tepidarium allmählig erwärmt hatte, lenkte er seine zarten Schritte nach dem Sudatorium. Hier möge sich der Leser den stufenweisen Verlauf des Dampfbades, das von einer Verdünstung seiner Parfüme begleitet war, selbst vorstellen. Nachdem unser Badgast sich dieser Operation unterworfen hatte, ergriffen ihn seine Sklaven, die ihn stets im Bade bedienten, und entfernten die auf der Haut sich zeigende Feuchtigkeit durch eine Art Schabeisen, das, beiläufig gesagt, nach der ernstlichen Angabe eines neueren Reisenden bloß dazu gedient haben soll, den Schmutz zu entfernen, von dem doch auch nicht das geringste Theilchen auf der glatten Haut eines beständigen Badgastes sich festsetzen konnte. Etwas abgekühlt begab er sich in das Wasserbad, über welches aufs Neue frische

Wohlgerüche reichlich ausgegossen wurden, und wo sich, wenn er an dem entgegengesetzten Ende des Zimmers herausstieg, ein kühlender Schauer über seinen Kopf und Leib ergoß. Hierauf hüllte er sich in ein leichtes Oberkleid und kehrte noch einmal ins Tepidarium zurück, wo er den Glaukus traf, der nicht in das Sudatorium gegangen war, und jetzt begann erst der wahre, oder vielmehr übermäßige Genuß des Bades. Die Sklaven salbten die Badenden aus goldenen, alabasternen oder krystallenen, mit den köstlichsten Steinen geschmückten Gefäßen, welche die seltensten, aus allen Enden der Welt herbeigeholten Unguente enthielten. Die Zahl dieser Smegmata, deren sich die Reichen bedienten — Amoracinum, Nardum, omne quod exit in um — würde, zumal wenn derselbe bei einem Modebuchhändler erschiene, einen modernen Band anfüllen. Während dieses Aktes spielte eine sanfte Musik in einem anstoßenden Zimmer, und diejenigen, welche das Bad mäßig gebrauchten, unterhielten sich, erquickt und gestärkt durch das angenehme Geschäft, mit all der Glut und Frische eines verjüngten Lebens.

„Gesegnet sei der Erfinder der Bäder," rief Glaukus, indem er sich auf einen jener bronzenen, damals mit weichen Kissen bedeckten Sitze ausstreckte, welche die Besucher von Pompeji noch heutzutage in dem Tepidarium sehen; „sei es Herkules oder Bacchus gewesen, er verdient jedenfalls Vergötterung."

„Aber sage mir," begann ein fettleibiger Bürger, der unter der Operation seufzte und stöhnte, „sage mir, o Glaukus ... verflucht seien Deine Hände, o Sklave,

warum so rauh? — sage mir — oh! — oh! — sind die Bäder zu Rom wirklich so prächtig?“

Glaukus wandte sich um und erkannte Diomed, jedoch nicht ohne einige Schwierigkeit, so geröthet und entzündet waren des guten Mannes Wangen durch das Schwitzbad und das kurz zuvor an ihm applizirte Reibeisen.

„Ich denke,“ fuhr er fort, „sie müssen viel schöner sein als diese hier, he?“

Glaukus suchte ein Lächeln zu unterdrücken und antwortete: „Denke Dir ganz Pompeji in Bäder umgewandelt, und dann hast Du allenfalls einen Begriff von der Größe der kaiserlichen Thermen in Rom; aber auch nur einen Begriff von der Größe. Denke Dir alle Unterhaltungen des Geistes und Körpers — zähle alle gymnastischen Spiele auf, die unsere Väter erfanden — alle Bücher, die Italien und Griechenland hervorgebracht haben — denke Dir die Räume für alle diese Spiele, die Bewunderer für alle diese Werke; ferner die ungeheuer großen Bäder, die künstlichste Construktion, und zu diesem Allem noch Gärten, Theater, Säulengänge, Schulen — stelle Dir, mit einem Worte, eine Götterstadt vor, die einzig aus Palästen und öffentlichen Gebäuden besteht, und Du wirst Dir einen schwachen Begriff von der Pracht der großen Bäder Roms bilden können.“

„Beim Herkules!“ rief Diomed, ihn mit großen Augen anstarrend, „da würde ja das Baden das ganze Leben eines Menschen wegnehmen.“

„In Rom kommt das oft vor,“ sagte Glaukus

ernsthaft. „Dort gibt es viele Leute, die bloß in den Bädern leben. Sie begeben sich dorthin, sobald sie geöffnet werden und verlassen sie erst bei ihrem Schlusse. Man sollte meinen, das ganze übrige Rom sei ihnen fremd und sie verachten jede andere Existenz."

„Beim Herkules!"

„Sogar Diejenigen, welche nur dreimal täglich baden, finden Mittel und Wege, ihr Leben mit dieser Beschäftigung zuzubringen. Sie treiben sich im Ballhofe oder in den Säulengängen umher, um sich auf das erste Bad vorzubereiten, gehen in das Schauspiel, um sich nach demselben zu erholen, nehmen ihr Frühstück unter den Bäumen und denken an ihr zweites Bad. Bis dieses fertig ist, haben sie das Frühstück verdaut. Vom zweiten Bade gehen sie in eines der Peristyle, um einen neuen Dichter Verse vortragen zu hören, oder in die Bibliothek, um über einem alten einzuschlafen. Nun kommt das Abendessen, das sie nur als einen Theil des Bades betrachten, und dann gehen sie zum drittenmal ins Bad, weil sie dies für den besten Ort halten, sich mit ihren Freunden zu unterhalten."

„Beim Herkules! Aber wir haben ihre Nachahmer in Pompeji!"

„Ja, und ohne ihre Entschuldigung. Die prachtliebenden Lüstlinge in den römischen Bädern sind glücklich; sie sehen nichts als Pracht und Glanz und besuchen die schmutzigen Quartiere der Stadt nie; sie wissen nicht, daß es Armuth in der Welt gibt. Die ganze Welt lächelt ihnen zu und sie sehen nur einen einzigen zornigen Blick von ihr, wenn sie sie nämlich in die Bäder

des Cocytus sendet. Glaube mir, dies sind die einzigen wahren Philosophen!"

Während Glaukus also redete, unterwarf sich Lepidus mit geschlossenen Augen und kaum hörbar athmend all den mystischen Operationen, von denen seine Sklaven auch nicht eine auslassen durften. Nach den Parfümerien und Salben streuten sie jenes köstliche Pulver über ihn, das der Hitze keinen weitern Zugang gestattete, und nachdem dieses durch die glatte Oberfläche des Bimssteins weggerieben worden war, begann er seine Kleider anzuziehen, jedoch nicht die abgelegten, sondern jene festlicheren, die sogenannte Synthesis, durch welche die Römer ihre Achtung gegen die herannahende Feierlichkeit des Abendessens beurkundeten, wenn letzteres nämlich nach seiner Stunde (drei Uhr nach unserer Zeitrechnung) nicht passender Mittagessen genannt werden darf. Nachdem Alles vorüber war, öffnete Lepidus seine Augen und gab Zeichen des wiederkehrenden Lebens. In demselben Augenblicke lieferte auch Sallust durch ein langes Gähnen den Beweis seiner Existenz.

„Es ist Zeit zum Abendessen," sagte der Epikuräer; „Glaukus und Lepidus, kommt und speiset mit mir."

„Vergesset nicht, daß Ihr alle Drei in dieser Woche zu mir eingeladen seid," rief Diomed, der auf seine Bekanntschaft mit vornehmen Leuten außerordentlich stolz war.

„Ah! Ah!" sagte Sallust, „wir vergessen es nicht; der Sitz des Gedächtnisses, mein lieber Diomed, ist gewiß im Magen."

Hierauf wieder in die kühlere Luft und sodann in

die Straße tretend, beschlossen unsere Elegants jener Tage die Ceremonie eines pompejanischen Bades.

Achtes Kapitel.

Arbaces verfälscht seine Würfel mit Wollust und gewinnt die Partie.

Der Abend dunkelte über die bewegte Stadt hin, als Apäcides auf die Wohnung des Egypters zuwandelte. Er vermied die beleuchteten und bevölkerten Straßen, und wie er so mit auf die Brust herabgesenktem Haupte und unter dem Gewande gekreuzten Armen sich vorwärts bewegte, lag in dem Widerspruche, in welchem sein ernstes Aussehen und seine abgemagerten Glieder mit der sorglosen Stirne und der fröhlichen Miene Derer standen, die ihm auf der Straße begegneten, etwas Erschreckendes. Endlich berührte jedoch ein Mann von nüchternerem und gesetzterem Aussehen, der schon zweimal mit einem neugierigen, aber zweifelhaftem Blicke an ihm vorübergegangen war, seine Schulter.

„Apäcides!“ sagte er, und machte ein schnelles Zeichen mit seinen Händen: es war das Zeichen des Kreuzes.

„Ah, Nazarener!“ sagte der Priester, indem sein blasses Gesicht noch bläßer wurde, „was willst Du von mir?“

„Nun, ich will Dein Nachdenken nicht unterbrechen,“ erwiderte der Fremde, „aber als wir uns das letztemal trafen, schien ich Dir nicht so unwillkommen zu sein.“

„Du bist mir nicht unwillkommen, Olinth; aber ich bin traurig und müde, und diesen Abend außer Stand, mit Dir über das zu sprechen, was Dich am meisten interessirt.“

„O der Verkehrtheit des Herzens!“ sagte Olinth mit bitterem Eifer, „Du bist traurig und abgemattet, und willst Dich gerade von der Quelle entfernen, die Dich erquicken und heilen kann?“

„O Erde!“ rief der junge Priester leidenschaftlich an seine Brust schlagend, „wohin muß ich mich wenden, um den wahren Olymp zu schauen, den die Götter wirklich bewohnen!.... Soll ich mit diesem Manne glauben, daß keiner von denen, die meine Väter so viele Jahre hindurch anbeteten, ein Wesen oder einen Namen habe? Soll ich dieselben Altäre, die ich für die heiligsten hielt, als gotteslästerlich und unheilig umstürzen? oder soll ich mit Arbaces glauben? — was?“

Er schwieg stille, und schritt hierauf schnell vorwärts mit der Ungeduld eines Mannes, der sich selbst zu entfliehen sucht.

Aber der Nazarener war einer jener kühnen, kraftvollen und enthusiastischen Männer, durch die Gott zu jeder Zeit Veränderungen auf der Erde bewirkt hat, und die vor Allem bei der Einsetzung wie bei der Reform seiner Religion geschaffen sind, Andere zu bekehren, wie sie geschaffen sind, zu dulden; — Männer, die Nichts entmuthigt, Nichts abschreckt; in der Inbrunst des Glaubens sind sie begeistert und begeistern Andere. Ihre Vernunft entflammt zuerst ihr Herz,

dieses aber ist das Werkzeug, dessen sie sich bedienen; sie dringen mit Gewalt in die Herzen der Menschen ein, während sie nur zu ihrem Verstande zu reden scheinen. Nichts ist so ansteckend, als der Enthusiasmus; er ist die wahre Allegorie in der Fabel des Orpheus; er bewegt die Steine, bezaubert die wilden Thiere. Der Enthusiasmus ist der Genius der Aufrichtigkeit und ohne ihn erringt die Wahrheit keine Siege.

Olinth ließ den Apäcides nicht so leicht entschlüpfen; er holte ihn wieder ein und redete ihn also an: „Es befremdet mich nicht, Apäcides, daß ich Dir unangenehm bin; daß ich alle Elemente Deines Gemüthes erschüttere; daß Du Dich in Zweifel verlierst, nnd auf dem ungeheuern Ozeane ungewisser und umnachteter Gedanken umhergeworfen wirst. Darüber wundere ich mich nicht; aber harre ein wenig mit mir aus; wache und bete. Die Finsterniß wird verschwinden, der Sturm sich legen und Gott selbst, wie er einst auf dem See von Samaria umherwandelte, wird über die beruhigten Wellen hinschreiten, um Deine Seele zu befreien. Unsere Religion ist eifersüchtig in ihren Forderungen, aber wie unendlich freigebig in ihren Gaben. Sie beunruhigt Dich eine Stunde und lohnt Dir durch Unsterblichkeit."

„Derartige Versprechungen," sagte Apäcides bitter, „sind Kunstgriffe, durch die die Menschen zu allen Zeiten getäuscht wurden. Oh! wie herrlich waren die Versprechungen, die mich an den Altar der Isis führten."

„Aber," antwortete der Nazarener, „frage Deine Vernunft, kann eine Religion richtig sein, die gegen

alle Moral anstößt. Man sagt euch, ihr sollt eure Götter verehren; aber was sind diese Götter nach eurem eigenen Geständnisse? was ihre Handlungen, was die Attribute ihrer Göttlichkeit? werden sie euch nicht insgesammt als die abscheulichsten Verbrechen dargestellt? Und doch fordert man von euch, ihr sollt sie wie die heiligsten Gottheiten anbeten. Jupiter selbst ist ein Vatermörder und Ehebrecher. Was sind die geringeren Götter als Nachahmer seiner Laster? Man sagt euch, ihr sollt nicht morden, aber ihr betet Mörder an; man sagt euch, ihr sollt nicht ehebrechen, aber ihr betet zu einem Ehebrecher; heißt dies nicht mit dem Heiligsten in der Menschennatur, mit dem Glauben, Spott treiben? Wende Dich jetzt zu Gott, dem einzigen, dem wahren Gott, vor dessen Altar ich Dich führen möchte. Wenn er Dir für die menschliche Vorstellung, für die rührende Verbindung zwischen Schöpfer und Geschöpf, woran sich das schwache Herz anklammert, zu erhaben und zu geistig dünkt, so betrachte ihn in seinem Sohne, der sich mit Sterblichkeit bekleidete wie wir. Seine Sterblichkeit gibt sich allerdings nicht wie die eurer fabelhaften Götter, durch die Laster unserer Natur kund, sondern durch die Ausübung aller ihrer Tugenden. In ihm vereinigt sich die strengste Sittlichkeit mit der zärtlichsten Liebe. Wäre er nur ein Mensch, so hätte er ein Gott zu werden verdient. Ihr ehret den Sokrates — er hat seine Sekte, seine Jünger, seine Schüler. Aber was sind die zweifelhaften Tugenden des Athe-
ners gegen die klare, unbestrittene, thätige, unab-

läſſige, ſich ſelbſt hingebende Heiligkeit Chriſti? Ich ſpreche hier nur von ſeinem menſchlichen Charakter. Er tritt in demſelben auf als das Vorbild kommender Jahrhunderte, um uns die Geſtalt der Tugend, die Plato verkörpert zu ſehen wünſchte, zu zeigen. Dies iſt das Opfer, das er für die Menſchen brachte. Aber die Herrlichkeit, die ſeine letzte Stunde umſtrahlte, verklärte nicht nur die Erde, ſondern erſchloß uns auch den Blick in den Himmel. — Du biſt gerührt — Du biſt bewegt. Gott wirkt in Deinem Herzen, ſein Geiſt iſt mit Dir. Komm, widerſtrebe dieſem heiligem Antriebe nicht; komm ſogleich, ohne Bedenken. Einige von uns finden ſich in dieſem Augenblicke zur Auslegung des Wortes Gottes verſammelt. Komm, laß Dich von mir zu ihnen führen. Du biſt traurig und müde. Höre alſo das Wort des Herrn: „„Kommet zu mir,““ ſagt er, „„Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken.““

„Ich kann jetzt nicht;“ ſagte Apäcides; „ein anderes Mal.“

„Jetzt! Jetzt!“ rief Olinth mit Eifer, und faßte ihn beim Arme. Aber Apäcides war noch nicht vorbereitet zur Entſagung jenes Glaubens und jenes Lebens, dem er ſo viel geopfert hatte, ſondern riß ſich, noch immer von den Verſprechungen des Egypters eingenommen, gewaltſam aus dieſer Umarmung los. Da er ferner fühlte, daß eine beſondere Anſtrengung nöthig ſei, um die Unſchlüſſigkeit zu bemeiſtern, welche die Beredſamkeit des Chriſten in ſeinem erhitzten und fieberiſchen Gemüthe zu erregen begonnen hatte, ſo

hob er sein Kleid auf und entfloh mit einer Eile, die jeden Gedanken an eine Verfolgung ausschloß.

Erschöpft und außer Athem gelangte er endlich in einen entlegenen und abgeschiedenen Theil der Stadt, und stund plötzlich vor der einsamen Wohnung des Egyp=ters. Während er stille stand, um sich zu erholen, drang der Mond aus einer silberhellen Wolke hervor, und goß sein volles Licht auf die Mauern dieser ge=heimnißvollen Wohnung.

Es befand sich kein anderes Haus in der Nähe. Die Vorderseite war mit dunkeln Weinreben umrankt, und hinter dem Hause erhoben sich hohe, im melan=cholischen Mondlichte schlafende Waldbäume. Weiter=hin unterschied man schwach die Umrisse der entfernten Berge, unter ihnen den rauchigen Gipfel des Vesuvs, der damals nicht so hoch war, als er sich jetzt dem Blicke des Reisenden zeigt.

Apäcides ging durch das Nebengewölbe und ge=langte zu dem breiten und geräumigen Portikus, vor welchem, zu beiden Seiten der Treppe, das Bild des egyptischen Sphynx ruhte. In diesen großen, har=monischen und leidenschafts'osen Zügen, in denen die Künstler, welche dieses Sinnbild der Weisheit ver=fertigten, so viel Liebenswürdigkeit mit majestätischem Wesen zu vereinigen wußten, lag eine weitere, noch feierlichere Ruhe. Auf der halben Höhe der Treppe dunkelte das grüne und düstere Blätterwerk der Aloe, während die morgenländische Palme ihre langen, re=gungslosen Zweige theilweise über die marmornen Stufen hinwarf.

In der Stille des Orts und dem sonderbaren Anblicke der Sphynxe lag vielleicht Etwas, das das Blut des Priesters mit namenloser und geisterhafter Furcht durchschauerte; und als er auf die Schwelle zuging, sehnte er sich sogar nach dem Echo seiner geräuschlosen Tritte.

Er klopfte an die Thüre, über welcher eine Inschrift in, seinem Auge unbekannten, Charakteren, angebracht war; sie öffnete sich unvernehmbar, und ein großer, egyptischer Sklave, der ihn weder fragte noch grüßte, gab ihm ein Zeichen, einzutreten.

Die weite Vorhalle war von hohen, kunstreich gearbeiteten, bronzenen Kandelabern beleuchtet, und die Wände ringsherum mit Hieroglyphen von düstern und dunkeln Farben bemalt, die zu dem hellen Kolorit und den lieblichen Gestalten, mit denen die Bewohner Italiens ihre Häuser schmückten, einen seltsamen Gegensatz bildeten. Am Ende der Halle trat ein Sklave auf ihn zu, dessen Gesicht, obgleich nicht afrikanisch, doch viel dunkler war, als in der Regel das der Bewohner des südlichen Europa's.

„Ich suche Arbaces," sagte der Priester, aber mit so bebender Stimme, daß ihr Zittern seinem eigenen Ohre vernehmbar wurde.

Der Sklave beugte stillschweigend sein Haupt, geleitete den Apäcides nach einem, außerhalb der Halle befindlichen Flügel und führte ihn eine enge Treppe hinauf; nachdem sie sodann mehre Gemächer durchwandert hatten, in welchen immer die ernste und nachdenkende Schönheit der Sphinx die Beachtung des

Priesters am mächtigsten auf sich zog, gelangte Apäcides in ein dämmerndes und schwach erleuchtetes Zimmer, wo er sich nun dem Egypter gegenüber sah.

Arbaces saß vor einem kleinen Tische, auf dem mehre entfaltete Papyrusrollen lagen, mit denselben Charakteren beschrieben, wie sie Apäcides bereits bei der Thürschwelle erblickt hatte. Etwas erfernter stund ein kleiner Dreifuß, aus dem der Weihrauch langsam aufstieg; neben diesem befand sich ein großer Globus, auf dem die Himmelszeichen abgebildet waren, und auf einem zweiten Tische sah Apäcides verschiedene Instrumente von seltsamer und sonderbarer Form, deren Gebrauch ihm unbekannt war. Das entgegengesetzte Ende des Zimmers verbarg ein Vorhang, und durch das längliche Fenster in der Decke drangen die Strahlen des Mondes ein, sich traurig paarend mit der einzigen Lampe, die im Gemache brannte.

„Setze Dich, Apäcides," sagte der Egypter, ohne sich zu erheben.

Der junge Mann gehorchte.

„Du fragst mich," ergriff Arbaces nach einer kurzen Pause, während deren er in Gedanken vertieft zu sein schien, wieder das Wort; „Du fragst mich, oder möchtest mich wenigstens fragen, nach den mächtigsten Geheimnissen, die des Menschen Seele zu fassen vermag; es ist also das Räthsel des Lebens selbst, das Du von mir aufgelöst zu sehen wünschest. In das Düster versetzt, aber nur kurze Zeit in diesem dämmernden und beschränkten Dasein verweilend, schaffen wir uns, wie Kinder, Gespenster in dieser Dunkel-

heit: bald sinken unsere Gedanken mit Schrecken in sich selbst zurück, bald stürzen sie sich wild in die führerlose Finsterniß, forschend, was sie enthalten möge, während wir rechts und links unsere hülflosen Hände ausstrecken, um nicht blind über eine unvorhergesehene Gefahr zu fallen. Da wir die Grenzen des Orts nicht kennen, so glauben wir bald, ihre Nähe werde uns ersticken, bald, sie erstrecken sich noch bis ins Unendliche. Unter diesen Umständen besteht die ganze Weisheit nothwendigerweise in der Lösung der beiden Fragen: „„Was sollen wir glauben, und was sollen wir verwerfen?““ Über diese Fragen also wünschest Du eine Entscheidung von mir?“

Aräides nickte bejahend.

„Der Mensch muß einen Glauben haben,“ fuhr der Egypter mit traurigem Tone fort; „er muß seine Hoffnung an Etwas knüpfen, das ist das allgemeine Erbtheil unserer Natur. Wenn Du, erschreckt und entsetzt, Dir das, worauf bis jetzt Dein Glaube ruhte, entrissen zu sehen, auf dem traurigen und uferlosen Meere der Ungewißheit umherschwimmst, so rufst Du um Hülfe, und wünschest ein Brett, an das Du Dich anklammern — wünschest, wenn auch in nebelgrauer Ferne liegendes Land, das Du erreichen kannst. Nun, so höre! Du hast unsere heutige Unterredung nicht vergessen?“

„Wie sollte ich das?“

„Ich habe Dir gestanden, daß die Gottheiten, für die so viele Altäre rauchen, nur menschliche Erfindungen, und daß unsere gottesdienstlichen Gebräuche

und Ceremonien nur Mumereien seien, um die Menge zu ihrem eigenen Glücke zu täuschen. Ich zeigte Dir, daß gerade aus diesem Blendwerke die Bande der Gesellschaft, die Harmonie der Welt, die Macht der Weisen entspringe; diese Macht beruht auf dem Gehorsam des gemeinen Haufens. Laß uns also diese heilsamen Täuschungen fortsetzen; wenn der Mensch einen Glauben haben muß, so wollen wir ihm denjenigen auch ferner erhalten, den ihm seine Väter theuer gemacht haben, und den die Gewohnheit heiligt und stärkt. Indem wir für uns, deren Sinne für den groben Glauben zu geistig sind, einen erhabeneren suchen, wollen wir Andern jene Stütze lassen, die für uns zu schwach ist. Das ist weise — ist wohlwollend —"

„Weiter?"

„Nachdem dies festgesetzt ist," sprach der Egypter, „und die alten Grenzen für diejenigen, die wir jetzt verlassen wollen, unverrückt geblieben, gürten wir unsere Lenden und wandeln den neuen Regionen des Glaubens zu. Verbanne aus Deiner Erinnerung, aus Deinen Gedanken Alles, was Du bis jetzt geglaubt hast. Nimm an, Dein Gemüth sei ein leeres, unbeschriebenes Täfelchen, zur Aufnahme des ersten Eindrucks bereit. Blicke in der Welt umher; betrachte ihre Ordnung, ihre Regelmäßigkeit, ihren Plan. Irgend Etwas muß sie erschaffen haben; das planmäßig aufgeführte Gebäude zeugt von einem Baumeister. Mit dieser Gewißheit betreten wir zuerst festes Land. Aber was ist dieses Etwas? Ein Gott

rufst Du. Halt! keine verworrenen und verwirrenden Namen. Von dem, was die Welt erschuf, wissen wir nichts, können wir nichts wissen, als die Attribute: Macht und unveränderliche Regelmäßigkeit — strenge, vernichtende, unerbittliche Regelmäßigkeit, die auf keine einzelne Fälle Rücksicht nimmt — die flammend in raschem Fluge dahinrollt, unbekümmert, wie viele Herzen, von der allgemeinen Masse losgerissen, zu Boden fallen, und unter ihren Rädern verbrennen. Die Mischung des Bösen mit dem Guten, das Dasein von Leiden und Verbrechen haben die Weisen zu allen Zeiten in Verwirrung gebracht; sie schufen einen Gott, und dachten sich ihn als ein wohlwollendes Wesen; woher kam nun das Böse? Warum hat er es zugelassen — noch mehr, warum erfunden, fortgesetzt? Um sich dies zu erklären, erschafft der Perser einen zweiten Geist, dessen Natur böse ist und den er sich im beständigen Kampfe mit dem Gott des Guten denkt. Die Egypter dachten sich in unserem düstern und schrecklichen Typhon einen ähnlichen Dämon. Verwirrender Irrthum, der uns noch mehr von dem rechten Wege ableitet! — Thorheit, entspringend aus der ungegründeten Vorstellung, welche aus dieser unbekannten Macht ein greifbares, körperliches, menschliches Wesen macht, — welche das Unsichtbare mit Eigenschaften und einer dem Sichtbaren ähnlichen Natur begleitet. Nun, geben wir jenem Baumeister einen Namen, der keine verwirrende Begriffe mit sich führt, und das Geheimniß wird klarer — dieser Name ist: Nothwendigkeit. Die Noth-

wendigkeit, sagen die Griechen, zwingt die Götter; wozu also Götter? Ihre Thätigkeit wird unnöthig. Verwirf sie sofort. Die Nothwendigkeit beherrscht Alles, was wir sehen. Macht und Regelmäßigkeit, diese beiden Eigenschaften bilden Wesen. Wilst Du mehr fragen? Du kannst nicht weiter erfahren. Ob sie ewig ist, ob sie uns, ihre Geschöpfe, nach dem Dunkel, das wir Tod nennen, in neue Laufbahnen zwängt, können wir nicht sagen: hier verlassen wir diese alte, unsichtbare, unergründliche Macht, und wenden uns zu der, die in unsern Augen ihre große Dienerin ist. Über diese können wir mehr lehren, von dieser mehr lernen — ihre Zeugnisse umgeben uns: ihr Name ist Natur. Der Irrthum der Wesen bestand bisher darin, daß sie die Attribute der Nothwendigkeit erforschen wollten, wo doch Dunkel und Blindheit herrscht. Wenn sie ihre Forschungen auf die Natur beschränkt hätten, wie viele Kenntnisse hätten wir wohl schon erlangt? Hier werden Ausdauer und Forschung nie vergebens angewendet. Was wir untersuchen, liegt vor unsern Augen; unser Geist steigt an einer fühlbaren Leiter von Ursachen und Wirkungen empor: die Natur ist die große Seele der äußern Welt und die Nothwendigkeit legt ihr die Gesetze auf, nach denen sie handelt, während sie uns die Kräfte verleiht, durch die wir unsere Forschungen anstellen. Diese Künste sind Wißbegierde und Gedächtniß: ihre Vereinigung ist Vernunft, ihre Vollkommenheit Weisheit. Mittelst dieser Kräfte also untersuche ich die unerschöpfliche Natur, die Erde,

die Luft, den Ocean, den Himmel; ich finde, daß zwischen ihnen allen eine geheime Verwandtschaft besteht; daß der Mond Ebbe und Flut regiert, daß die Luft die Erde erhält, und daß sie das Medium für Leben und Empfindung ist; daß wir durch die Kenntniß der Gestirne die Grenzen der Erde messen und die Zeiten in Abschnitte theilen, durch ihr blasses Licht in den Abgrund der Vergangenheit geleitet werden und in ihren heiligen Zeichen die Geschicke der Zukunft lesen zu können. Wenn wir auf diesem Wege auch nicht erfahren, was Nothwendigkeit ist, so lernen wir doch wenigstens ihre Beschlüsse kennen. Und welche Moral ziehen wir nun aus dieser Religion? denn Religion ist es! Ich glaube an zwei Gottheiten: Natur und Nothwendigkeit. Diese ehre ich durch Unterwürfigkeit, jene durch Forschung. Welche Sätze lehrt sie uns? folgende: alle Dinge sind nur allgemeinen Gesetzen unterworfen; die Sonne leuchtet zur Freude der Mehrzahl, obwohl sie allerdings Einzelnen Schmerzen bereiten mag; die Nacht gießt ihren Schlummer über die Menge aus, aber sie birgt ebensowohl Mord als Ruhe; die Wälder sind der Schmuck der Erde, aber sie bieten auch Schlangen und Löwen Aufenthalt; das Meer trägt Tausende von Schiffen auf seinem Rücken, aber es verschlingt auch das eine oder andere. So wirkt die Natur und so verfolgt die Nothwendigkeit ihre erhabene Bahn, zwar nicht zum Wohle Aller, aber doch zum allgemeinen Wohle. Dies ist die Regel der furchtbaren Triebfeder der Welt; es ist auch die

meinige, der ich ihr Geschöpf bin. Ich möchte die Täuschungen der Priester erhalten, denn sie sind für die Menge nützlich; ich möchte den Menschen die Künste, die ich entdecke, die Wissenschaft, die ich vervollkommne, mittheilen; ich möchte die ungeheure Bahn der Civilisation befördern; hierin diene ich der Masse, ich erfülle das allgemeine Gesetz und vollziehe die große Lehre, welche die Natur predigt. Für mich selbst aber nehme ich die individuelle Ausnahme in Anspruch; ich fordere sie für die Weisen. Zufrieden damit, daß meine individuellen Handlungen in der großen Wagschale des Guten und Bösen Nichts sind; zufrieden, daß das Ergebniß meines Wissens der Masse mehr nützen kann, als meine Begierden der Minderheit zu schaden im Stande sind (denn jenes kann sich bis in die entlegendsten Gegenden ausdehnen, und noch ungeborene Nationen humanisiren), gebe ich der Welt Weisheit, mir selbst Freiheit. Ich erleuchte das Dasein Anderer und genieße mein eigenes. Ja, unsere Weisheit ist ewig, aber unser Leben kurz; benütze es, so lang es währt. Widme Deine Jugendzeit dem Vergnügen und Deine Sinne dem Genusse. Bald kommt die Stunde heran, wo der Becher nicht mehr winkt, und die Blumenkränze nicht mehr blühen. Genieße, so lange Du kannst. O Apäcides, sei auch ferner mein Schüler und Jünger. Ich werde Dich den Bau der Natur, ihre dunkelsten und wildesten Geheimnisse lehren — die Wissenschaft, die Thoren Magie nennen, und die feierlichen Mysterien der Gestirne. Dadurch sollst Du Deine Pflichten gegen die

Masse erfüllen, dadurch Dein Geschlecht aufklären. Aber ich will Dich auch zu Genüssen führen, von denen das Volk keine Ahnung hat, und auf den Tag, den Du den Menschen weihest, soll die Nacht folgen, die Du Dir selbst widmest."

Als der Egypter zu reden aufhörte, ertönte plötzlich neben, oben und unten die lieblichste Musik, die Lydien je erfand, oder Jonien vervollkommnete. Sie drang wie ein Strom von Tönen herein, die überraschten Sinne zu baden — durch Entzücken zu unterwerfen und zu unterjochen. Man glaubte, die Gesänge unsichtbarer Geister zu vernehmen, wie sie etwa die Schäfer in den goldenen Zeiten durch die Thäler Thessaliens und durch die sonnigten Wälder von Paphos hin tönen hörten. Die Worte, welche sich zur Beantwortung der Sophismen des Egypters auf die Lippen des Apäcides gedrängt hatten, erstarben zitternd. Er glaubte sich einer Entheiligung schuldig zu machen, wenn er diese bezaubernde Akkorde unterbräche; seine so leicht erregbare Natur, die griechische Milde und Glut seiner innersten Seele wurde durch Überraschung gewonnen und gefesselt. Er fiel mit geöffneten Lippen und lauschendem Ohre auf den Sitz zurück, während ein Chor von lieblichen Stimmen, wie die, welche die Psyche in den Hallen Amors erweckten, folgende „Hymne des Eros" sang:

Wo kühlend des Cephissus Fluten kosen,
Bebt eine Silberstimme durch die Luft,
Und höher röthet sich das Roth der Rosen,
Und lautlos schlürft die Taube ihren Duft.

Und lächelnd lauschten in der Höh' die Horen,
Und streuten Blüten auf der Erde Brust,

Und in die Worte, die sie hört, verloren,
Erbebt sie durch und durch in süßer Lust.

„Liebt, Sterbliche! ich bin die Macht der Liebe,
Der ältste Gott, so alt als das Geschick;
Mein Lächeln haucht den Lichtquell aus dem Siebe,
Mein Kuß erschließt Aurorens Feuerblick.

Mein sind die Sterne und wohin ihr schauet,
Ist es mein Mutterauge, welches wacht;
Mein ist Selene und wenn sie ergrauet,
Ist's doch Endymion, für den sie lacht.

Mein ist die Blume — mein die Glut der Rosen,
Mein ist das Veilchen, das der Zephyr leckt;
Mein sind die Strahlen, die im Mailicht kosen,
Mein jeder Traum, der Laub und Leben weckt.

Liebt Sterbliche — die Erde läßt's euch sagen,
Die Erde, die von Liebe überfließt,
Die Wogen, die ans Ufer sehnend schlagen,
Der Wind, der die geschwellte See umschließt.

Ja, Alles lehret Liebe!" — Hier verschwammen
Die süßen Laute, wie ein Traum der Nacht,
Doch, wo es wogte, wo es rauschte, kamen
Sie wieder stets mit ihrer Zaubermacht.

Als die Stimme sanft in der Luft verhallt war, ergriff der Egypter den Apäcides bei der Hand und führte den Erstaunten, Berauschten, obwohl halb Widerstrebenden durch das Zimmer dem Vorhange zu, und plötzlich schienen hinter diesem Tausende von funkelnden Sternen aufzutauchen; der Vorhang selbst aber, der bisher dunkel gewesen war, wurde durch diese Feuer zum lieblichsten Himmelblau erhellt. Er stellte den Himmel selbst vor — einen Himmel, wie er in Juninächten auf den kastalischen Quell herabgeschienen haben mochte. In

kleinen Zwischenräumen waren rosige und leichte Wolken gemalt, aus denen durch die Kunst des Malers Gesichter voll himmlischer Schönheit lächelten, und auf welchen Gestalten ruhten, wie die, von denen Phidias und Apelles träumten. Die auf diesem durchsichtigen Azur im vollsten Glanze strahlenden Sterne rollten schnell dahin, während die Musik, die in lebhafterem und leichterem Takte von Neuem begonnen hatte, die Melodie der entzückten Sphären nachzuahmen schien.

„Oh, welch Wunder ist dies, Arbaces?" sagte Apäcides mit zitternder Stimme. „Nachdem Du die Götter verläugnet, enthüllst Du mir —"

„Ihre Freuden," unterbrach ihn Arbaces in einem von seinem gewohnten ruhigen und kalten Gleichmaß so verschiedenen Tone, daß Apäcides erschrack, und den Egypter selbst für verwandelt hielt; und als sie dem Vorhang näher traten, brach eine milde, laute, frohlockende Melodie hinter dem Versteck hervor; bei diesen Tönen riß der Vorhang entzwei, theilte sich und schien in der Luft zu verschwinden, und ein Schauspiel, wie selbst Sybaris kein schöneres sah, bot sich dem geblendeten Auge des Priesters dar. Ein ungeheuer großer Festsaal dehnte sich vor ihnen aus, funkelnd von unzähligen Lichtern, welche die warme Luft mit Düften von Weihrauch, Jasmin, Veilchen und Myrrhen erfüllten. Alles, was die wohlriechendsten Blumen und die kostbarsten Spezereien zu bieten vermochten, schien in eine unbeschreibliche, ambrosische Essenz vereinigt. Von den schlanken Säulen, die sich zu der hohen Decke erhoben, hingen weiße, mit goldenen Sternen besäeten Drape-

rien herab. An den beiden Enden des Saales warfen zwei Springbrunnen einen Schaum empor, der im Wiederstrahl des rosigen Lichtes wie zahllose Diamanten schimmerte. In der Mitte des Zimmers erhob sich bei ihrem Eintritte langsam aus dem Boden heraus und bei den Tönen einer unsichtbaren Musik eine mit den feinsten Speisen besetzte Tafel, während in Vasen jener verloren gegangenen myrrhinischen Composition,* deren Farbe so glühend, deren Stoff so durchsichtig war, die ausländischen Gewächse des Ostens prangten. Die um diesen Tisch aufgestellten Polster waren mit azurblauen und goldenen Teppichen bedeckt, und aus unsichtbaren, im gewölbten Plafond angebrachten Röhren ergoß sich ein wohlriechender Regen herab, der die köstliche Luft abkühlte und mit dem Parfüm der Lampen wetteiferte, als ob die Geister des Wassers und Feuers sich darum stritten, welches der beiden Elemente die lieblichsten Wohlgerüche erschaffen könne. Nun traten hinter den schneeweißen Draperien Gestalten hervor, wie sie Adonis schaute, als er auf dem Schooße der Venus ruhte. Sie umringten, die Einen mit Blumenkränzen, die Andern mit Leiern in der Hand, den Jüngling, geleiteten ihn zum Tische und schlangen eine rosige Kette um ihn. Die Erde — der Gedanke an die Erde verschwand aus seiner Seele; er glaubte sich träumend und hielt den Athem an sich, um nicht zu früh zu erwachen. Die Sinne, deren

* Die übrigens vermuthlich das chinesische Porzellan war — obgleich sich allerdings auch hiegegen einige Einwendungen machen lassen.

Regung er bis jetzt immer unterdrückt hatte, pochten in seinem brennenden Puls, und verwirrten seinen schwindelnden, taumelnden Blick. Während er so erstaunt und verblendet dastand, ertönte von Neuem, aber in lebhaftem, bacchischem Tonmaße der magische Gesang:

In den Adern des Kelches schäumet und glüht
Wie Blut der perlende Wein,
Doch in den Becher der Jugend glüht
Ein göttlicher Feuer hinein,
So hell, so hell,
Wie Lichtes Quell,
So blitzt er heraus aus der Augen Schein.

Gieß ein, gieß ein, bis zum funkelnden Rand,
Den göttlichen Saft, der uns fließt,
Die Traub' ist der Schlüssel in Bacchus Hand,
Womit er den Kerker erschließt.
Trink immer zu,
Was fürchtest du,
Wo nur die Lampe dich grüßt?

Trink, trink, ich trinke den süßeren Wein
Aus deinen Augen dafür;
Dein Lächeln möge dem Bacchus sein,
Dein Seufzer, Geliebter, sei mir;
Komm zu mir her,
Ich glühe sehr,
Ich glühe nach Blicken von dir!

Nach Beendigung dieses Gesangs näherte sich ihm, umwunden mit einer Kette von Sternblumen, eine Gruppe von drei Mädchen, die die Grazien, die sie darstellten, leicht hätten verdunkeln können, im gleitenden Takte des jonischen Tanzes, wie ihn die Nereiden im Mondlichte im gelben Sande des ägäischen

Meeres aufführten; wie Cytherea ihn ihre Dienerinnen bei der Vermählung Psyche's mit ihrem Sohne lehrte.

Herantretend wandten sie ihm ihren Kranz um das Haupt; knieend reichte ihm die jüngste von den Dreien den Becher, in welchem Wein aus Lesbos schäumte und perlte. Der Jüngling widerstand nicht länger; er ergriff den berauschenden Becher, das Blut rollte ungestüm durch seine Adern. Er sank an den Busen der neben ihm sitzenden Nymphe, und als er sich mit schwimmenden Augen nach Arbaces umsah, den er im Strudel seiner Gefühle aus dem Gesichte verloren hatte, gewahrte er, daß sein Lehrer unter einem Thronhimmel saß und ihn mit einem Lächeln anblickte, das zum Genuß aufmunterte. Er sah ihn nicht, wie bisher, in dunklem, schwarzem Gewande, mit sinnender, ernster Stirne; — ein schneeweißes, im Glanze des Goldes und kostbarer Edelsteine strahlendes Gewand umgab seine majestätische Gestalt; weiße, mit Smaragden und Rubinen abwechselnde Rosen bildeten eine Tiare, die seine Rabenlocken krönte. Er schien, wie Ulysses, die Glorie einer zweiten Jugend gewonnen — seine Züge schienen das Nachdenken mit der Schönheit vertauscht zu haben, und unter den lieblichen Gestalten, die ihn umgaben, ragte er hervor in dem ganzen, strahlenden und entfesselnden Wohlwollen eines olympischen Gottes.

„Trinke, genieße das Fest, liebe, mein Zögling," sagte er, — „erröthe nicht über Deine Jugend und Leidenschaftlichkeit. Was Du bist, fühlst Du in Deinen Adern; was Du werden wirst, siehst Du hier."

Bei diesen Worten wies er nach einer Nische hin, und dieser Bewegung mit den Augen folgend, bemerkte Apäcides auf einen Piedestal zwischen den Statuen des Bacchus und der Venus — ein Skelet.

„Erschrick nicht," fuhr der Egypter fort; „dieser freundliche Gast erinnert uns nur an die Kürze des Lebens. Aus seiner Kinnlade höre ich eine Stimme, die uns auffordert, zu genießen."

In diesem Augenblicke umgab eine Gruppe von Nymphen die Statuen; sie legten Blumenkränze auf das Piedestal und sangen, während die Becher der Reihe nach geleert und wieder gefüllt wurden, nachstehende „Bacchische Hymne auf das Bild des Todes":

1.

Du, der du einst schwelgtest im frohen Genuß,
Den Wein dir und Liebe dir woben,
Du weilest nun drunten am stygischen Fluß,
Doch deine Erinnrung ist oben;
Kann sie noch zurück
Zu dem goldnen Glück,
Das jetzt sie entübrigen muß?

Wir winden den Kranz um das hohle Gerüst,
Worin deine Seele einst thronte,
Als noch deine Blicke die Rose geküßt,
Dein Lächeln im Kelche noch wohnte,
Und der Cytherklang
Dich lud zum Gesang,
Wenn die Sonne hinuntergemüßt.

Hier trat eine neue Gruppe vor und sang, während die Musik in einen schnelleren und lebhafteren Takt überging:

2.

Tod heißt der dunkle Küstenstrich,
Nach dem wir Alle steuern,

Wind, der uns treibt, o säume dich,
Hand, laß das Ruder feiern.
Mit Kränzen bind' die Horen an,
Die zum Altare wallen;
Mit Klang und Blumen weihet man
Die Opfer, eh sie fallen.

Nach der Pause eines Augenblicks tanzte die silberfüßige Musik immer schneller und schneller fort:

Das Leben ist so kurz, o laßt uns genießen
Und keine Minuten vergeuden,
So lange die Ströme der Jugend noch fließen,
Sei Liebe die Perle der Freuden.

Jetzt näherte sich eine dritte Gruppe mit bis an den Rand gefüllten Bechern, die sie als Libation auf jenen sonderbaren Altar ausgoß, und noch einmal erhob sich langsam und feierlich die wechselnde Melodie:

3.

Du bist willkommen, dunkler Gast,
Willkommen an dem fernen Strand.
Wenn einst die letzte Ros' erblaßt,
Reicht dir den Becher unsre Hand.
Sei uns gegrüßt als Gast!
Wer hat ein so gegründet Recht
Zum Genuß vom lebenden Geschlecht,
Als du, deß leergebranntes Haus
Uns Alle ruft zum letzten Schmauß
Am dunklen, öden Küstenstrich?
Jetzt sind noch wir der Wirth für dich,
Und du, o todter Schatten, du,
In deiner ernsten, düstern Ruh,
Du bist einstweilen unser Gast!

In diesem Augenblicke nahm diejenige, welche neben Apäcides saß, plötzlich den Gesang auf:

Uns lachet noch der Horen Mund,
Lacht noch das Licht der Sonnen,
Wir sind noch fern von Hades Schlund,
Wir haben noch gewonnen.
Mir ist noch süß Dein Liebesblick,
Dir ist noch süß die Traube;
Ich fliege hin zu Dir, mein Glück,
So wie zum Täuber die Taube.
O laß, Geliebter, lasse mich
In Deine Arme sinken
Und Wonneschlummer trinken;
Doch wecke, wecke mich und sprich
Mit Deinen Purpurlippen doch
Und mehr mit Deinen Augen noch,
Daß Du mir Sonne bliebest,
Daß mir die Funken der Fackel noch sprühn,
Daß wir noch heiß für einander glühn,
O sprich, daß Du mich noch liebest!

Zweites Buch.

Lucus tremescit, tota succusso solo
Nutavit aula, dubia quo pondus daret
Ac fluctuanti similis.

Senec. Thyestes, v. 693.

Erstes Kapitel.

Eine Kneipe in Pompeji und die Gladiatoren.

Wir versetzen uns nunmehr nach einem jener Theile von Pompeji, der nicht von den Herren, sondern nur von den Dienern und Opfern des Vergnügens bewohnt wurde — dem Aufenthaltsorte der Gladiatoren und Lohnkämpfer, des Lasters und der Armuth, der Rohheit und Gemeinheit, mit einem Worte nach der Alsatia * einer Stadt des Alterthums.

Es war ein großes Zimmer, das sich auf eine enge und volkreiche Straße öffnete. Vor der Thürschwelle stund ein Haufen Männer, deren eiserne, kräftig gespannte Muskeln, kurze und herkulische Nacken, kühne

* Alsatia — ein Bezirk von London, der unter Karl II. als ein Schutzort für alle Arten von Verbrechen und gesetzwidrigen Schurkereien seine höchste Blüte erreicht hatte.
Anm. d. Uebers.

und verwogene Gesichtszüge sie als die Kämpfer der Arena bezeichneten. Auf einem Brette außerhalb des Schoppens stund eine Reihe von Wein- und Ölkrügen, und unmittelbar darüber war ein plumpes Gemälde über der Wand angebracht, das trinkende Gladiatoren vorstellte, so alt und ehrwürdig ist der Brauch der Wirthsschilde! Im Innern des Zimmers waren mehre kleine Tische zwischen einigen Verschlägen aufgestellt, an denen verschiedene Gruppen von Männern saßen, von denen Einige tranken, Andere Würfel spielten, noch Andere einem mehr Nachdenken erfordernden Spiele oblagen, das man duodecim scripta nannte und das Manche irrthümlich für das Schachspiel hielten, obgleich es mehr Ähnlichkeit mit dem Brettspiele hatte, und gemeiniglich, wenn auch nicht immer, mit Würfeln gespielt wurde.

Es war noch früher Morgen, und vielleicht konnte nichts so gut, als gerade diese unzeitige Stunde, den eingefleischten Müßiggang der Gäste dieser Kneipe beweisen. Dennoch bot dies Haus, trotz seiner Lage und dem Charakter seiner Bewohner, nicht jene garstige Unreinlichkeit dar, die ein derartiges Etablissement in unsern modernen Städten charakterisiren würde. Die natürliche Lebenslust der Pompejaner die selbst da, wo sie den Geist vernachlässigten, den Sinnen zu schmeicheln suchten, zeigte sich in den blühenden Farben, welche die Wände zierten, und in den phantastischen, aber nicht ungefälligen Formen der Trinkbecher und sogar der gewöhnlichsten Hausgeräthe.

„Beim Pollux!“ sagte einer der Gladiatoren, indem er sich gegen einen Thürpfosten lehnte, „der Wein, den

Du uns verkaufst, alter Silen, wäre im Stande, das beste Blut, das in unsern Adern rinnt, zu verdünnen."

Mit diesen Worten schlug er einen Mann, der neben ihm stund, auf die Schulter. Der auf diese Weise Begrüßte, dessen entblößte Arme, weiße Schürze und nachläßig in den Gürtel gesteckte Schlüssel und Serviette den Wirth der Schenke anzeigten, war bereits in den Herbst seiner Jahre eingetreten; aber seine Glieder waren noch so kräftig und athletisch, daß er sogar die nervigten Gestalten an seiner Seite hätte beschämen können, außer daß seine Muskeln ins Fleisch übergegangen, seine Wangen geschwollen und aufgedunsen waren, und der dicke Bauch die große und massive Brust beinahe ganz in Schatten stellte.

„Mache keinen Deiner Scherze mit mir," sagte der riesenmäßige Wirth mit dem dumpfen Brüllen eines gereizten Tigers; „mein Wein ist gut genug für ein Skelet, das bald den Staub des Spoliariums einsaugen wird." *

„Krächzest Du so, alter Rabe," versetzte der Gladiator mit verächtlichem Lächeln, „Du wirst Dich noch aus Ärger hängen, wenn Du mich die Palmenkrone gewinnen siehst, und wenn ich im Amphitheater die Börse bekomme, was unfehlbar geschehen wird, so soll mein erstes Gelübde dem Herkules sein, daß ich Dich und Dein niederträchtiges Gesindel auf immer verschwöre."

„Hört ihn doch! hört ihn, diesen bescheidenen Pyr-

* Der Ort, wohin die Todten oder tödtlich Verwundeten von der Arena geschafft wurden.

gopolinices! Er hat sicherlich unter Bombochides Cluninstaridysarchides * gedient," rief der Wirth. „Sporus, Niger, Tetraides, er behauptet, er schnappe Euch den Preis weg. Jede Eurer Muskeln ist, bei den Göttern! stark genug, den ganzen Kerl zu erdrücken, oder ich müßte nichts von der Arena verstehen."

„Ha!" schrie vor Zorn erröthend der Gladiator, „unser Lanista könnte Euch eine ganz andere Geschichte erzählen."

„Welche Geschichte könnte er gegen mich erzählen, prahlerischer Lydon?" sagte Tetraides, die Stirne runzelnd.

„Oder gegen mich?" brüllte Sporus mit funkelnden Augen.

„Ruhig!" rief Lydon, indem er seine Arme kreuzweise über einander legte und seine Nebenbuhler mit herausfordernder Miene ansah; „die Zeit der Prüfung wird bald da sein. Sparet bis dahin Eure Wuth."

„Dies rathe ich Dir," sagte der Wirth mürrisch, „und wenn ich den Daumen einschlage, um Dein Leben zu retten, so sollen die Parzen meinen Lebensfaden abschneiden."

„Deinen Strick willst Du sagen," entgegnete Lydon foppend; „hier ist ein Sesterz, um einen zu kaufen."

Der titanenhafte Weinschenk ergriff die ihm dargebotene Hand und drückte sie so kräftig, daß das Blut zu den Fingerspitzen heraus den Umstehenden auf die Kleider spritzte. Alle schlugen ein wildes Gelächter auf.

* Miles gloriosus, Akt. 1. Dies ist so viel, als wenn wir heutzutage sagten: er hat unter Bombastes Furioso gedient.

„Ich will Dich lehren, Du junger Großsprecher, den Macedonier mit mir zu spielen. Ich bin kein schwacher Perser, das versichere ich Dich. Habe ich nicht zwanzig Jahre lang in dem Cirkus gekämpft, ohne jemals die Arme sinken zu lassen? Und empfing ich nicht aus des Editors eigener Hand den Stab als ein Siegeszeichen und als Genehmigung, auf meinen Lorbeeren auszuruhen? Und jetzt soll ich mich von einem Lehrjungen meistern lassen?“

Mit diesen Worten stieß er die Hand verächtlich von sich.

Ohne eine Miene zu verziehen und mit demselben lächelnden Gesichte, mit dem er zuvor den Wirth gehöhnt hatte, ertrug der Gladiator den schmerzlichen Händedruck. Aber kaum war seine Hand frei, als er sich einen Augenblick niederduckte wie eine wilde Katze; sein Kopf- und sein Barthaar sträubte sich empor, und mit einem wilden und durchdringenden Schrei rann er so gewaltig auf die Kehle des Riesen los, daß dieser, so stark und handfest er auch war, das Gleichgewicht verlor. Der Wirth stürzte mit dem Lärmen eines Felsstücks zur Erde nieder und über ihn auch sein grimmiger Feind.

Wahrscheinlich hätte der Wirth des Strickes, den ihm Lydon so freundlich anempfohlen hatte, nicht bedurft, wenn er drei Minuten länger in dieser Stellung geblieben wäre; durch das Geräusch des Falles aber zu Hülfe gerufen, stürzte ein Weib, das sich seitdem in einem inneren Gemache aufgehalten hatte, auf den Kampfplatz. Diese neue Verbündete hätte allein dem

Gladiator die Spitze bieten können. Sie war von einem hohen Wuchs, mager und mit Armen versehen, die andere, als sanfte Umschlingungen zu geben vermochten. Wirklich hatte, wie er selbst, die liebenswürdige Gefährtin Burbo's, des Weinwirths, in den Schranken, * ja sogar vor dem Kaiser gefochten. Und Burbo selbst, der Unbesiegte auf dem Schlachtfelde, mußte dem Gerüchte zufolge hie und da seiner sanften Stratonice die Palme überlassen. Dieses reizende Geschöpf sah kaum, in welch dringender Gefahr sich ihre schlechtere Hälfte befand, als sie ohne eine andere Waffe, als diejenige, welche ihr die Natur verliehen, auf den obenliegenden Gladiator losstürzte, ihn mit ihren langen, schlangenartigen Armen um den Leib faßte ihn mit einem plötzlichen Drucke von dem Körper ihres Mannes wegriß, so daß Lydon bloß noch mit seinen Händen seinen Gegner an der Kehle festhielt. So sieht man bisweilen einen Hund an den Hinterbeinen, aus dem Kampfe mit einem gefallenen Nebenbuhler gerissen, in den Armen eines neidischen Stallknechts, so daß die eine Hälfte des Thiers ruhig und harmlos in der Luft schwebt, während die andere, Kopf, Zähne, Augen und Pfoten, in den besiegten und zerfleischten Feind eingegraben und eingerammelt zu sein scheint. Indessen drängten sich die an Blut gewöhnten und dadurch entzückten Gladiatoren voll Wonne um die Kämpfenden; ihre Nasenlöcher öffneten sich weit, die Lippen grinsten, ihre Augen

* Nicht bloß Weiber aus dem niedrigen Stande fochten bisweilen in dem Amphitheater, sondern selbst Frauen von edler Abkunft theilten diese sanfte Ehrbegierde.

hafteten starr auf der blutigen Kehle des Einen und den ausgespannten Krallen des Andern.

„Habet! (er hat's!) habet!“ schrien sie mit brüllendem Tone, indem sie ihre nervigen Hände rieben.

„Non habeo! (ich hab's nicht!) Ihr Lügner!“ rief der Wirth, als er sich durch eine ungeheure Anstrengung von seines Gegners grimmigen Händen losmachte und athemlos, keuchend, zerfleischt und blutig auf die Füße sprang. Mit rollenden Augen wandte er sich gegen den stieren Blick und die grinsenden Zähne seines besiegten Feindes, der sich jetzt, aber nur mit einer gewissen Verachtung, gegen die handfeste Amazone wehrte.

„Ehrliches Spiel!“ riefen die Gladiatoren, „Einer gegen Einen!“ Sie umringten Lydon und das Weib und trennten unsern liebenswürdigen Wirth von seinem höflichen Gaste.

Aber Lydon, der sich über seine gegenwärtige Lage schämte und sich vergebens von diesem wilden Weibe loszumachen suchte, fuhr mit der Hand in seinen Gürtel und zog ein kurzes Messer; so drohend war sein Blick, so klar funkelte die Klinge, daß Stratonice, die nur an den Faustkampf gewöhnt war, voll Schrecken zurückwich.

„O Götter!“ schrie sie, „der Bösewicht! Er hat Waffen verborgen! Ist das auch recht? heißt das wie ein Mann von Ehre und als Gladiator handeln? Nein, wahrhaftig, solche Bursche verachte ich!“

Mit diesen Worten wandte sie dem Gladiator höhnisch den Rücken zu und eilte, den Zustand ihres Gatten zu untersuchen.

Aber dieser, der an eine derartige Übung so gewöhnt war, wie eine englische Dogge an den Kampf mit einem zarteren Gegner, hatte sich wieder vollkommen erholt. Die Purpurtinten verschwanden von der karmesinrothen Oberfläche seiner Wangen und die Adern seiner Stirne traten in ihre gewöhnliche Größe zurück. Er schüttelte sich mit behaglichem Grunzen, zufrieden, daß er sich noch am Leben wußte; hierauf betrachtete er seinen Gegner von Kopf zu Fuß mit einem Ausdrucke größerer Würdigung als zuvor.

„Beim Kastor! Du bist ein stärkerer Bursche als ich glaubte," sagte er; „ich sehe, Du bist ein Mann von Verdienst und Tugend; reiche mir Deine Hand, mein Held!"

Die Gladiatoren zollten der edelmüthigen Anrede Burbo's lauten Beifall und drangen in Lydon, ihm die Hand zu reichen.

„Sehr gerne," versetzte der Gladiator; „doch jetzt, da ich einmal sein Blut gekostet, möchte ich gerne das Ganze einsaugen."

„Beim Herkules!" rief der Wirth, ohne aus der Fassung zu kommen; „das ist echter Gladiatorsinn. O Pollux! was kann gute Zucht aus einem Manne machen; ein Tiger könnte ja nicht wilder sein!"

„Ein Tiger? o Unsinn!" rief Tetraides; „wir nehmens mit Jedem auf."

„Gut! gut!" sagte Stratonice, die damit beschäftigt war, ihre Haare zu glätten und ihre Locken in Ordnung zu bringen. „Wenn Ihr wieder alle gute Freunde seid, so empfehle ich Euch, ruhig und ordent-

lich zu sein; denn einige junge Herren, Eure Patrone und Gönner, ließen sagen, sie wollen hieher kommen und Euch besuchen. Sie wünschen, ehe sie ihre Wetten auf das große Gefecht im Amphitheater abschließen, Euch hier mit mehr Bequemlichkeit zu betrachten, als in den Schulen möglich ist. Sie kommen gewöhnlich deßwegen immer zu uns, weil sie wissen, daß wir nur die besten Gladiatoren von Pompeji aufnehmen. Unsere Gesellschaft ist, Dank den Göttern, sehr ausgesucht."

„Ja," fuhr Burbo fort, indem er einen Becher oder vielmehr einen Eimer Wein austrank, „ein Mann, der so viele Kränze gewonnen hat, wie ich, kann nur die Tapfern aufmuntern; Lydon, trink, mein Junge! Mögest Du ein so ehrenvolles Alter haben als ich!"

„Komm her," sagte Stratonice, indem sie ihren Mann auf jene liebkosende Weise, die Tibull so angenehm beschrieben hat, zärtlich an den Ohren zog; „komm her!"

„Nicht so hart, Du Wölfin, Du bist schlimmer als der Gladiator," murmelte der ungeheure Rachen Burbo's.

„Stille," sagte sie leise; „Kalenus hat sich so eben verkleidet durch die Hinterthüre hereingeschlichen; ich hoffe, er hat die Sesterze mitgebracht."

„Oho!" versetzte Burbo, „ich will zu ihm gehen. Siehe unterdessen scharf auf die Becher und merke aufs Kerbholz. Laß Dich nicht hintergehen, Weib. Es sind Helden, das gebe ich zu, aber auch durchtriebene Schurken. Kakus war nichts gegen sie."

„Habe keine Angst für mich, Du Narr!" war die

Antwort der Ehehälfte, und Burbo, mit dieser zärtlichen Zusicherung zufrieden, durchschritt das Gemach und begab sich in die Penetralia seines Hauses.

„So, diese zarten Herren wollen also kommen, unsre Muskeln zu betrachten," sagte Niger; „wer hat Dich davon in Kenntniß gesetzt, meine Herrin?"

„Lepidus; er bringt Klodius, den sichersten Wetter von Pompeji, und den jungen Griechen Glaukus mit."

„Eine Wette auf eine Wette!" rief Tetraides. „Es gilt zwanzig Sesterze, Klodius wettet auf mich."

„Er wettet auf mich," sagte Lydon.

„Nein, auf mich," brummte Sporus.

„Ihr Thoren! glaubt Ihr denn, er werde irgend Einen von Euch dem Niger vorziehen," sprach der Athlet, sich selbst auf diese Weise bescheiden nennend.

„Nun," sagte Stratonice, indem sie eine große Amphora für die Trinker anzapfte, die sich eben um einen Tisch setzten; „weil Ihr nach Eurer Meinung so große und so tapfere Männer seid, so saget mir, welcher von Euch mit dem numidischen Löwen kämpfen will, im Falle man keinen Verbrecher findet, der Euch die Wahl erspart?"

„Ich," sagte Lydon, „der ich Deinen Armen entkommen bin, stolze Stratonice, glaube auch dem Löwen ohne Gefahr die Stirne bieten zu dürfen."

„Aber sage mir," fiel Tetraides in die Rede, „wo ist Deine hübsche Sklavin, das blinde Mädchen mit den glänzenden Augen; ich habe sie schon lange nicht mehr gesehen."

„Oh! die ist zu zart für Dich, Du Sohn Nep-

tuns," * sagte die Wirthin, „und ich glaube sogar für uns. Wir schicken sie in die Stadt, um Blumen zu verkaufen und den Damen Etwas zu singen. Sie bringt uns auf diese Art größere Summen ein, als wenn sie Euch aufwartete. Außerdem hat sie noch andere Geschäfte, von denen man nichts sprechen kann."

„Andere Geschäfte?" sagte Niger; „dazu ist sie doch zu jung."

„Still, Du Bestie!" versetzte Stratonice; „Du glaubst, es gebe kein anderes Spiel als das korinthische. Wenn Nydia auch noch einmal so alt wäre, so würde das arme Mädchen sich doch eben so gut für den Dienst der Vesta eignen."

„Aber höre einmal, Stratonice," hub Lydon an, „wie bist Du zu einer so sanften und zarten Sklavin gekommen? Bei einer reichen römischen Dame wäre sie besser an ihrem Platze."

„Ganz richtig," antwortete Stratonice, „und ich werde auch durch ihren Verkauf einmal mein Glück machen. — Du fragtest mich, wie ich zu der Nydia gekommen sei?"

„Ja."

„Nun, siehst Du, meine Sklavin Staphyla .... Du erinnerst Dich der Staphyla, Niger?"

„Ja wohl. Ein großhändiges Weibsbild, mit einem Gesichte, wie eine komische Maske. Wie sollte ich sie vergessen haben, beim Pluto, dessen Dienstmagd sie jetzt wahrscheinlich ist."

* Sohn Neptuns — eine lateinische Phrase für einen polternden und wilden Gesellen.

„Ruhig! Du Tölpel! Staphyla starb also eines Tags und war für mich ein großer Verlust, und ich ging auf den Markt, mir eine andere Sklavin zu kaufen. Aber, bei den Göttern! die waren, seitdem ich die arme Staphyla gekauft hatte, alle so theuer geworden, und das Geld war so rar, daß ich schon hoffnungslos heimkehren wollte, als ein Kaufmann mich an meinem Kleide zupfte. „„Frau,"" sagte er, „„möchtest Du um einen billigen Preis eine Sklavin kaufen? Ich habe da ein junges Mädchen zu verhandeln; zwar ist sie nur klein und fast noch Kind, aber sie ist behend und still, gelehrig und geschickt, singt hübsch und stickt, und ist überdies, wie ich Dich versichern kann, von guter Abkunft."" — Aus welchem Lande? fragte ich. „„Aus Thessalien."" Nun wußte ich, daß die Thessalierinnen flink und sanft sind, und sagte also, ich wolle das Mädchen sehen. Ich fand sie ganz, wie Ihr sie jetzt sehet, kaum kleiner, und dem Äußern nach nicht viel jünger. Sie sah geduldig und ergeben genug aus, mit ihren auf die Brust gekreuzten Armen und zu Boden gesenkten Augen. Ich fragte den Kaufmann nach dem Preise; er war mäßig, und so kaufte ich Nydia auf der Stelle. Der Kaufmann führte sie in mein Haus und verschwand sogleich. Denkt Euch mein Erstaunen, meine Freunde, als ich fand, daß sie blind sei. Ha! ha! dieser Kaufmann war ein sauberer Bursche. Ich eilte vor Gericht, aber der Spitzbube war schon nicht mehr in Pompeji; ich mußte also wieder nach Hause zurückkehren, und zwar, wie Ihr wohl denken könnt, übel gelaunt, was das arme Mädchen wohl zu fühlen bekam. Aber es war nicht ihre

Schuld, daß sie blind war, denn sie ist es seit ihrer Geburt. Allmählig tröſteten wir uns über unſern Handel. Sie ist zwar nicht so stark als Staphyla und nützt uns im Hauſe sehr wenig; aber sie wußte ihren Weg in der Stadt so gut zu finden, wie wenn die hundert Augen des Argus ihr zu Dienste gestanden wären, und als sie uns eines Morgens eine Handvoll Sesterze heimbrachte, die sie, ihrer Angabe nach, aus einigen, in unſerm kleinen Garten gepflückten Blumen gelöst hatte, so zweifelten wir nicht, daß sie uns von den Göttern selbst zugesendet worden sei. Wir laſſen sie nun von jener Zeit an nach Belieben mit einem Korbe voll Blumen ausgehen, aus denen sie nach der theſſaliſchen Art Kränze windet, was den jungen Herren Spaß macht. Die vornehmen Leute scheinen überhaupt Gefallen an ihr zu finden, denn sie bezahlen ihr für ihre Blumen immer mehr als andern Blumenmädchen, und sie bringt uns den ganzen Erlös nach Hauſe, was keine andere Sklavin thun würde. Darum verrichte ich mein Geschäft im Hauſe selbst; aber was sie mir schon eingetragen hat, wird bald zum Ankaufe einer zweiten Staphyla hinreichen. Ohne Zweifel hat der theſſaliſche Seelenverkäufer die junge Blinde vornehmen Eltern * gestohlen; außer ihrer Geschicklichkeit im Kränzewinden singt sie und spielt die Zither, was auch viel Geld ein-

* Die theſſaliſchen Sklavenhändler waren dafür bekannt, daß sie Personen von Geburt und Erziehung raubten, und sie verſchonten hiebei sogar ihre eigenen Landsleute nicht immer. Ariſtophanes verſpottet dieſes, wie schon das Sprüchwort sagt, verrätherische Volk aufs Bitterſte wegen seiner eingewurzelten Sucht, durch den Handel mit Menſchenfleiſch Geld zu gewinnen.

trägt, und seit einiger Zeit ... doch, dies ist ein Geheimniß ..."

„Dies ist ein Geheimniß! Was!" rief Lydon, „bist Du eine Sphinx geworden?"

„Eine Sphinx! nein ... Warum eine Sphinx?"

„Höre auf mit Deinem Geschnatter, gute Frau, und bring uns zu Essen, ich bin hungrig," sagte Sporus ungeduldig.

„Und ich auch," rief der schreckliche Niger, indem er sein Messer auf der flachen Hand wetzte.

Die Amazone ging also in die Küche und kehrte bald mit einem Brette voll großer, halb roher Fleischstücke zurück; denn durch solche Speisen glaubten die Heroen des Lohnkampfes damals, wie noch heutzutage, ihre Stärke und Wildheit am besten zu erhalten. Sie setzten sich um den Tisch mit den Blicken hungriger Wölfe; das Fleisch verschwand, der Wein floß. So verlassen wir diese bedeutenden Personen klassischen Lebens, um den Schritten Burbo's zu folgen.

Zweites Kapitel.

Zwei Biedermänner.

In den früheren Zeiten Roms war das Priesteramt nicht sowohl Sache des Gewinns, als vielmehr der Ehre. Die edelsten Bürger versahen es; denn die Plebejer waren davon ausgeschlossen. Später übrigens, und zwar lange vor der Zeit, die wir schildern, stund der Priesterstand allen Ständen gleichmäßig offen — wenigstens jene Abtheilung desselben, die die Flamines

oder Priester, nicht der Religion im Allgemeinen, sondern gewisser, besonderer Götter in sich begriff. Sogar der Jupiterspriester (flamen Dialis), der einen Liktor vor sich hergehen hatte, und den sein Amt zum Sitze im Senate berechtigte, wurde, nachdem diese Würde ausschließlich den Patriziern vorbehalten gewesen war, später durch eine Volkswahl ernannt. Die weniger nationalen und nicht so geehrten Gottheiten wurden gewöhnlich von plebejischen Priestern bedient. Viele traten in diesen Stand (wie heutzutage manche Katholiken in die Mönchsorden), weniger aus religiöser Gesinnung, als aus den Gründen berechnender Armuth.

So war Kalenus, der Priester der Isis, von der niedrigsten Abkunft; zwar nicht seine Eltern, aber seine Verwandten waren Freigelassene. Von diesen hatte er eine gute Erziehung und von seinem Vater ein kleines Vermögen erhalten, das jedoch bald vergeudet war. Er wählte nun den Priesterstand als die letzte Zuflucht gegen die Armuth! Was auch das (damals vermuthlich nur sehr kleine) fixe Einkommen dieses heiligen Standes sein mochte, so hatten sich doch die Priester eines beliebten Tempels über den Ertrag ihres Berufs nie zu beklagen. Es gibt keine so gewinnbringende Beschäftigung, als diejenige, die den Aberglauben der Menge zum Felde ihrer Thätigkeit wählt.

Kalenus hatte in Pompeji nur einen einzigen lebenden Verwandten, und dieser war Burbo. Verschiedene entehrende und geheimnißvolle Bande — stärker als die des Blutes — vereinigten ihre Herzen und ihre Interessen. Oft stahl sich der Isispriester verkleidet von den

strengen Andachtsübungen weg, denen man ihn hingegeben glaubte, und schlich durch die Hinterthür in das Haus des Exgladiators, eines durch Laster wie durch Gewerbe gleichmäßig verrufenen Mannes, und freute sich, dort auch den letzten Lappen der Scheinheiligkeit abzulegen, die, wäre nicht die Habsucht seine herrschende Leidenschaft gewesen, einer selbst für die bloße Heuchelei der Tugend zu brutalen Natur nur plump angestanden haben würde.

In einen jener großen Mäntel gehüllt, die unter den Römern in demselben Verhältnisse in die Mode kamen, in welchem die Toga ihre Beliebtheit verlor und deren weite Falten die Gestalt vollkommen verhüllten, während die daran befestigte Kapuze den Gesichtszügen dieselbe Sicherheit gewährte, saß Kalenus in dem Privatstübchen des Wirthes, von dem ein kleiner Gang direkt zu der Hinterthüre führte, die beinahe an allen Häusern von Pompeji angebracht war. Ihm gegenüber sitzend zählte der kräftige Burbo auf einem zwischen ihnen stehenden Tische sorgfältig ein Häufchen Geldes, das der Priester eben aus seiner Börse geschüttelt hatte; denn die Geldbeutel waren damals ebenso allgemein gebräuchlich, wie jetzt, nur mit dem Unterschiede, daß sie meistens besser gefüllt waren.

„Du siehst," sprach Kalenus, „daß wir gut bezahlen, und Du solltest mir dankbar sein, daß ich Dir zu einer so guten Kundschaft verholfen habe.

„Ich bin's auch, mein Vetter, ich bin's," antwortete Burbo freundschaftlich, indem er das Geld in einen ledernen Beutel fallen ließ, den er sodann in seinen

Gürtel schob und die Schnalle um seine starken Lenden sorgfältiger verschloß, als er in den ungezwungenen Stunden seiner häuslichen Beschäftigungen zu thun pflegte, „und bei der Isis, Pisis und Nysis, kurz bei allen Gottheiten Egyptens! meine kleine Nydia ist für mich ein wahrer Hesperidengarten, eine Goldgrube."

„Sie singt gut und spielt wie eine Muse," erwiderte Kalenus; „und diese Eigenschaften bezahlt der, dem ich diene, immer freigebig."

„Er ist ein Gott!" rief Burbo enthusiastisch; „jeder reiche Mann, der freigebig ist, verdiente, angebetet zu werden. Aber komm, mein alter Freund, trink einen Becher Wein und erzähle mir noch mehr davon. Was macht sie dort? Sie ist erschrocken, spricht von ihren Eiden und bekennt nichts."

„Ich ebenso wenig, bei meiner rechten Hand! Auch ich habe jenen fürchterlichen Eid der Geheimhaltung geschworen."

„Eid! Und was sind Eide für Männer, wie wir?"

„Allerdings! gewöhnliche Eide; aber dieser ..." Und der im Laster abgehärtete Priester zitterte, während er sprach. „Indessen," fuhr er fort, einen großen Becher unvermischten Weines leerend, „will ich Dir nur gestehen, daß es nicht sowohl der Eid ist, den ich fürchte, als die Rache dessen, der ihn mir auferlegt hat. Bei den Göttern! er ist ein mächtiger Zauberer und könnte mein Geständniß sogar aus dem Monde herausbringen, wenn ich es diesem abzulegen wagen sollte. Also nichts mehr davon. Beim Pollux! So herrlich auch die Feste sind, die ich mit ihm feire, so fühle ich

mich doch nie ganz behaglich dabei, mein Freund! ich ziehe eine muntere Stunde bei Dir und bei einem jener einfachen, natürlichen, schäkernden Mädchen, die ich in diesem Zimmer treffe — so verräuchert es auch sein mag — ganzen Nächten jener Schlemmereien vor."

„Ah! sprichst Du so? — gut, da wollen wir morgen Abend, wenn es den Göttern gefällt, ein heimliches Gelage halten."

„Recht gern," sagte der Priester, und trat, sich die Hände reibend, dem Tische näher.

In diesem Augenblicke vernahmen sie ein leises Geräusch an der Thüre, wie wenn Jemand nach der Klinke fühlte. Der Priester ließ schnell die Kapuze über sein Gesicht herab.

„Still," sagte der Wirth; „es ist die junge Blinde."

In diesem Augenblicke öffnete Nydia die Thüre und trat ins Zimmer.

„Ah, mein Kind! was machst Du? Du bist blaß; hast Du in die Nacht hingeschwärmt? Das thut nichts, Jugend bleibt immer Jugend," sagte Burbo ermuthigend.

Das junge Mädchen gab keine Antwort, sondern ließ sich mit einem Anscheine von Mattigkeit auf einen Sitz nieder. Sie wechselte mehremale die Farbe, stampfte mit ihren kleinen Füßen ungeduldig auf den Boden, erhob dann plötzlich den Kopf und sagte mit entschlossenem Tone: „Herr, Du kannst mich verhungern lassen, wenn Du willst, kannst mich schlagen, mit dem Tode bedrohen; — aber an diesen unheiligen Ort gehe ich nicht mehr."

„Wie, Du Thörin!" sagte Burbo mit mildem

Tone, indem seine düstern Augbraunen finster über seinen trotzigen blutdürstigen Augen zusammentrafen: „wie, Du Ungehorsame, nimm Dich in Acht.“

„Ich habe es gesagt,“ sprach das Mädchen, ihre Hände über die Brust kreuzend.

„Was! meine keusche Vestalin; Du willst also nicht mehr dorthin gehen? Gut, so muß man Dich dorthin tragen.“

„Ich werde durch mein Geschrei die Stadt in Aufregung bringen,“ sagte sie leidenschaftlich, und die Röthe stieg ihr ins Gesicht.

„Wir werden auch dafür sorgen; man wird Dich knebeln.“

„Dann mögen mir die Götter helfen,“ sagte Nydia, indem sie aufstand; „ich werde mich an die Obrigkeit wenden.“

„Gedenke an Deinen Eid!“ rief eine hohle Stimme. Es war Kalenus, der jetzt zum erstenmale an der Unterhaltung Antheil nahm.

Bei diesen Worten kam ein Schauder über die Gestalt des armen Mädchens: sie faltete flehend die Hände.

„O ich Unglückliche!“ rief sie, und brach in heftige Thränen aus.

Mochte es nun dies laute Schluchzen gewesen sein, was die liebenswürdige Stratonice herbeizog, oder nicht — kurz, ihre schreckliche Gestalt zeigte sich in diesem Augenblicke im Zimmer.

„Viehkerl! was hast Du mit meiner Sklavin getrieben?“ sagte sie zornig zu Burbo.

„Sei ruhig, Weib," sagte er mit halb aufgeregtem, halb unterwürfigem Tone: „Du brauchst neue Gürtel und schöne Kleider, nicht wahr? Gut, so gibt Acht auf Deine Sklavin, oder Du wirst sie noch lang ent= entbehren müssen. Væ capiti tuo (Wehe Deinem Haupte), Elende!"

„Was soll das heißen?" sagte die alte Hexe, vom Einen zum Andern blickend.

Nydia fuhr wie von einem plötzlichen Antriebe von der Wand auf, gegen die sie sich angelehnt hatte, warf sich der Stratonice zu Füßen und blickte mit ihren lichtlosen rührenden Augen zu ihr empor.

„Ach! meine Gebieterin!" schluchzte sie, „Du bist ein Weib, hast Schwestern gehabt und bist jung gewe= sen, wie ich; habe Mitleiden mit mir, rette mich, ich will nicht mehr zu diesen abscheulichen Festen gehen."

„Thörin!" sagte die Alte, und riß sie ungestüm an einer ihrer zarten Hände, die sich nicht zu härteren Arbeiten, als zum Flechten von Kränzen eigneten, was ja gegenwärtig ihr Gewerbe, immer aber ihre Lust war; „Thörin! solche feine Bedenklichkeiten sind nicht für Sklavinnen."

„Hörst Du?" sagte Burbo, indem er den Inhalt seiner Börse erklingen ließ; „Du hörst diese Musik, Frau? Beim Pollux! Wenn Du Dein Füllen nicht streng im Zaume hältst, so wirst Du sie nicht mehr hören."

„Das Mädchen ist müde," sagte Stratonice, dem Kalenus zunickend; „wenn Du sie das nächste Mal nöthig hast, wird sie gelehriger sein."

„Du! Du! Wer ist hier!“ rief Nydia, ihre Blicke mit so schüchternem und gespanntem Ausdrucke durchs Zimmer werfend, daß Kalenus erschreckt von seinem Sitze aufsprang.

„Sie muß mit diesen Augen sehen!“ murmelte er.

„Wer ist da? Sprechet in des Himmels Namen! Ach, wenn Ihr blind wäret, wie ich, so würdet Ihr nicht so grausam sein!“ sagte sie und brach in einen neuen Strom von Thränen aus.

„Bringt sie weg,“ sagte Burbo ungeduldig, „ich kann dieses Geheul nicht hören.“

„Komm!“ sagte Stratonice, indem sie das arme Mädchen an die Schultern stieß.

Nydia wich ihr mit einer Miene aus, der feste Entschlossenheit Würde verlieh und sagte: „Höre mich! Ich habe Dir treu gedient — ich, die ich erzogen wurde — ach, meine Mutter, meine arme Mutter! Hast Du je daran gedacht, daß es mit mir so weit kommen würde!“ Sie wischte sich eine Thräne aus ihren Augen und fuhr fort: „Befiehl mir Alles, was Du willst, nur dies nicht, und ich will gehorchen; aber ich sage Euch jetzt, so hart, streng und unerbittlich Ihr auch seid, ich sage Euch, daß ich nicht mehr gehe, oder, wenn man mich Gewalt hinschleppt, die Barmherzigkeit des Prätors selbst anrufe. Ich hab' es gesagt: höret mich, ihr Götter, ich schwöre!“

Die Augen der Hexe funkelten; mit der einen Hand ergriff sie das Mädchen bei den Haaren, und hob die andere in die Höhe, — diese furchtbare rechte

Hand, deren geringster Schlag die schwache und zarte Gestalt, die unter ihrem Griff zitterte, zerschmettern zu müssen schien. Selbst Stratonice schien dies zu bedenken; denn sie hielt inne, änderte ihr Vorhaben, zog Nydia nach der Wand hin, nahm einen, ach! mehr als einmal zu demselben Gebrauche benutzten Strick aus einem Haken und alsbald ertönte das herzzerreißende Geschrei des armen blinden Kindes durch das Haus.

Drittes Kapitel.

Glaukus macht einen Kauf, der ihm später theuer zu stehen kommen wird.

„Holla! mein tapferer Bursche!“ sagte Lepidus, indem er gebeugten Hauptes durch die niedrige Hausthüre Burbo's trat; „wir sind hieher gekommen, um zu sehen, wer von Euch seinem Lanista am meisten Ehre mache.“

Die Gladiatoren erhoben sich achtungsvoll vom Tische gegen die drei Ankömmlinge, die als die reichsten und muntersten unter den jungen Leuten von Pompeji bekannt waren, und im Amphitheater den Ton angaben.

„Welche herrliche Thiere!“ sagte Klodius zu Glaukus; „würdig, Gladiatoren zu sein.“

„Schade, daß sie keine Krieger sind!“ versetzte Glaukus.

Es war sonderbar zu sehen, wie der weichliche und ekelige Lepidus, den bei einem Banket ein Lichtstrahl zu blenden, im Bade das leiseste Lüftchen zu versengen,

in welchem die Natur so ganz jeden ursprünglichen Antrieb verloren und in ein zweifelhaftes, weibisches und künstliches Ding verwandelt zu haben schien; es war, sage ich, sonderbar zu sehen, wie dieser Lepidus jetzt voll Eifer, Kraft und Leben mit seiner weißen Mädchenhand die großen Schultern der Gladiatoren betastete, ihre eisernen Muskeln anfühlte ganz verloren in Bewunderung dieser Mannhaftigkeit, die er von sich selbst sorgfältigst zu verbannen sein ganzes Leben hindurch bemüht gewesen war.

So sehen wir auch in unsern Tagen die unbärtigen Salonsschmetterlinge zu London sich um die Helden von Fives-Court drängen; so sehen wir sie dieselbe begaffen und bewundern und eine Wette berechnen; so sehen wir in komischer, aber zugleich tragischer Vereinigung die beiden Extreme der civilisirten Gesellschaft: die Patrone des Vergnügens und seine Sklaven; die verächtlichsten aller Sklaven, zugleich wild und verkäuflich, männliche Miethlinge, die ihr derbes Fleisch und ihre Stärke wie Weiber ihre Schönheit verkaufen; wilde Thiere in ihrem Handeln, aber noch schlimmer als diese in ihren Beweggründen, denn letztere verstümmeln sich wenigstens nicht gegenseitig für Geld.

„Nun, Niger," sagte Lepidus, „wie und mit wem wirst Du fechten?"

„Sporus hat mich herausgefordert," antwortete der Riese, „ich hoffe, es soll ein Kampf auf Leben und Tod sein."

„Ja, ja, ohne Zweifel," entgegnete Sporus, und blinzelte dabei mit seinen kleinen Augen.

„Er nimmt das Schwert, ich das Netz und den Dreizack; es wird einen herrlichen Spaß geben; der Ueberlebende wird hoffentlich hinlänglich bezahlt werden, um die Würde der Krone behaupten zu können?"

„Sei unbesorgt, mein Hektor, wir wollen Deine Börse schon spicken," sprach Klodius; „laß sehen, Du fichtst gegen den Niger? Glaukus, eine Wette — ich halte auf den Niger."

„Ich sagte es Dir ja," rief Niger mit triumphirender Miene; „der edle Klodius kennt mich; rechne Dich bereits für todt, mein Sporus."

„Eine Wette von zehn Sestertien;* was sagst Du dazu?"

„Die Wette gilt," sagte Glaukus; „aber wen haben wir da? Diesen Helden sah ich noch nie."

Mit diesen Worten sah er den Lydon an, dessen Glieder schlanker waren, als die seiner Kameraden, und in dessen Gesicht etwas Anmuthiges, ja sogar Edles lag, das sein Stand noch nicht ganz verwischt hatte.

„Dies ist Lydon," antwortete Niger mit Herablassung, „ein junger Mensch, der sich bis jetzt bloß mit dem hölzernen Schwerte geschlagen hat; aber er hat Vollblut in seinen Adern und den Tetraides herausgefordert."

„Er hat mich herausgefordert," sagte Lydon, „und ich habe die Forderung angenommen."

„Und wie fichtst Du?" fragte Lepidus. „Gedulde Dich noch eine Weile, mein Junge, ehe Du Dich mit dem Tetraides einläßt."

* Etwas mehr als 80 Pfund.

Lydon lächelte mit verächtlicher Miene.

„Ist er ein Bürger oder ein Sklave?“ fragte Klodius.

„Ein Bürger, wie wir Alle hier,“ antwortete Niger.

„Strecke Deinen Arm aus, Lydon,“ sprach Lepidus mit Kennermiene.

Der Gladiator warf einen bedeutungsvollen Blick auf seine Kameraden und streckte einen Arm aus, der zwar nicht so gewaltig im Umfange war, als die seiner Genossen, dagegen so feste Muskeln und eine so vollkommene Symmetrie in seinen Verhältnissen zeigte, daß die drei jungen Männer gleichzeitig einen Ruf der Bewunderung ausstießen.

„Nun gut! was ist Deine Waffe?“ fragte Klodius mit einer Schreibtafel in der Hand.

„Wir werden zuerst mit dem Cestus kämpfen; hierauf, wenn wir Beide noch am Leben sind, mit dem Schwerte,“ sagte Tetraides spitzig und mit neidischem Gesichte.

„Mit dem Cestus!“ rief Glaukus; „da handelst Du thöricht, Lydon. Der Cestus ist eine griechische Kampfart, ich kenne sie wohl. Dazu hast Du nicht Fleisch genug, Du bist zu mager dafür, glaube mir, gib den Cestus auf.“

„Ich kann nicht,“ sagte Lydon.

„Und warum nicht?“

„Ich habe es Dir schon gesagt, er hat mich herausgefordert.“

„Aber er wird Dich nicht gerade zu dieser Waffe zwingen.“

„Meine Ehre zwingt mich," versetzte Lydon stolz.

„Ich wette auf Tetraides, Zwei gegen Eins auf den Gestus," sagte Klodius, „soll es gelten, Lepidus? und auf gleiche Wette mit den Schwertern."

„Wenn Du mir Drei gegen Eins anböteſt, so nähme ich die Wette nicht an," versetzte Lepidus. „Lydon wird nie zum Schwerte kommen. Du bist außerordentlich gütig."

„Was meinst Du Glaukus?" fragte Klodius.

„Ich nehme die Wette Drei gegen Eins an."

„Zehn Sestertien * gegen Dreißig?"

„Ja."

Klodius schrieb die Wette in seine Tafel.

„Verzeihe mir, mein edler Patron," sagte Lydon leise zu Glaukus, „wie viel glaubst Du, daß der Sieger gewinnen werde?"

„Wieviel? Nun, vielleicht sieben Sestertien."

„Weißt Du gewiß, daß es so viel sein wird?"

„Wenigstens. Aber, pfui über Dich! an das Geld und nicht an die Ehre zu denken. O Römer, ihr seid doch überall Römer!"

Die braune Wange des Gladiators bedeckte sich mit einer dunkeln Röthe.

„Thue mir nicht Unrecht, edler Glaukus; ich denke an Beides; aber ohne das Geld wäre ich nie ein Gladiator geworden."

* Man verwechsle Sestertien nicht mit Sesterzen; erstere waren eine nur nominelle Münze, im Betrage von tausend Sesterzen, letztere dagegen eine cursirende Münze im Werthe von wenigen Kreuzern.

„Elender! mögeſt Du fallen; ein Knicker war nie ein Held.“

„Ich bin kein Knicker,“ ſagte Lydon ſtolz und zog ſich ans andere Ende des Zimmers zurück.

„Aber ich ſehe den Burbo nicht. Wo iſt Burbo? Ich habe mit ihm zu reden,“ rief Klodius.

„Er iſt da drinnen,“ ſagte Niger, indem er mit dem Finger nach der Thüre im Hintergrunde zeigte.

„Und Stratonice, die tapfere Alte, wo iſt ſie?“ ſprach Lepidus.

„Sie war noch kurz vor Euch da; aber ſie hörte Etwas, das ihr mißfiel und entfernte ſich. Beim Pollux! Der alte Burbo hat vielleicht im Hinterſtübchen ein junges Mädchen unter den Klauen. Ich habe eine weibliche Stimme ſchreien hören; die alte Dame iſt ſo eiferſüchtig wie Juno.“

„Ah! herrlich!“ rief Lepidus lachend: „Vorwärts Klodius, wir wollen mit Jupiter theilen; vielleicht hat er eine Leda gefunden.“

In dieſem Augenblicke erſchreckte ein lauter Schrei des Schmerzes und Entſetzens die ganze Verſammlung.

„Oh, ſchone, ſchone mich! Ich bin ja nur ein Kind, ich bin blind — iſt das nicht Strafe genug?“

„O Pallas! dieſe Stimme kenne ich; es die meines armen Blumenmädchens,“ rief Glaukus und pfeilſchnell ſtürzte er auf die Gegend zu, woher die Klagetöne kamen.

Er ſtieß die Thüre auf, und erblickte nun Nydia, wie ſie ſich unter den Mißhandlungen der wüthend gewordenen Hexe wand; der Strick, ſchon mit Blut

gefärbt, schwebte von Neuem in der Luft, — wurde aber sofort von kräftiger Hand aufgehalten.

„Furie!“ sagte Glaukus und befreite Nydia mit der linken Hand aus der Gewalt der Alten; „wie wagst Du ein junges Mädchen, eine Person Deines Geschlechtes, ein Kind, so zu behandeln? Meine Nydia, mein armes Kind!“

„Oh, bist Du es? ist es Glaukus?“ rief das Blumenmädchen im Hochgefühl der Freude. Die Thränen standen still auf ihren Wangen; sie lächelte, schmiegte sich an seine Brust und küßte sein Kleid.

„Und wie kannst Du es wagen, vorwitziger Fremdling, in das Verfahren einer Frau gegen ihre Sklavin Dich zu mischen? Bei den Göttern! Trotz Deiner schönen Tunika und Deiner erbärmlichen Wohlgerüche zweifle ich, ob Du, Männlein, ein römischer Bürger bist!“

„Höflich, Herrin! hübsch höflich!“ sagte Klodius, der jetzt mit Lepidus eintrat, „dies ist mein Freund und Bruder, er muß gegen Deine Zunge unter Dach gebracht werden, sie regnet ja Steine!“

„Gib mir meine Sklavin!“ rief die Amazone, indem sie mit kräftiger Faust den Griechen bei der Brust faßte.

„Nicht, wenn alle Furien, Deine Schwestern, Dir beistünden,“ versetzte Glaukus. „Fürchte Nichts, süße Nydia, ein Athener verläßt die Unglücklichen nie.“

„Hoho!“ rief Burbo, mit verdrießlicher Miene sich erhebend; „was ist das für ein Lärmen um eine Sklavin? Weib, laß diesen jungen Herrn gehen, laß

ihn gehen — und verzeihe diesmal ihm zu Liebe der kleinen Unverschämten."

Mit diesen Worten zog oder schleppte er vielmehr seine wilde Gefährtin hinweg.

„Mir schien, bei unserm Eintritte sei noch ein Mann hier gewesen," sagte Klodius.

„Ja, aber er ist fortgegangen."

Der Isispriester hatte es in der That für hohe Zeit gehalten, sich zu entfernen.

„Oh!" sagte Burbo gleichgültig, „es war ein Freund, ein Zechbruder, ein ruhiger Hund, der solche Händel nicht liebt." Hierauf setzte er, sich an Nydia wendend, hinzu: „Aber geh doch, Kind, Du wirst die Tunika dieses Herrn zerreißen, wenn Du sie festhältst; geh, Du hast Verzeihung."

„Oh! verlaß mich nicht, verlaß mich nicht," rief Nydia, sich noch fester an das Gewand des Atheners anklammernd.

Gerührt durch ihre traurige Lage, durch die Anflehung seines Mitleidens und durch ihre zahllosen und rührenden Reize, setzte sich der Grieche auf einen der plumpen Stühle. Er zog sie auf seine Kniee, wischte ihr mit seinen eigenen Haaren das Blut von den Schultern — küßte die Thräne von ihren Wangen — flüsterte ihr tausende von den besänftigenden Worten zu, mit denen man den Schmerz eines Kindes zu stillen sucht, und so schön erschien er in diesem freundlichen und tröstenden Geschäft, daß sogar das Herz der Stratonice davon gerührt wurde. Seine Gegenwart schien über diese gemeine und schmutzige

Wohnung einen gewissen Glanz zu verbreiten. Jung, schön, glanzvoll, bot er ein Bild des höchsten irdischen Glückes, indem er ein Wesen zu trösten suchte, das von der Welt verlassen war.

„Wer hätte je geglaubt, daß unsre blinde Nydia eine solche Ehre genießen würde?“ sagte die Alte, ihre erhitzte Stirne abtrocknend.

Glaukus schaute den Burbo an und sagte: „Mein guter Mann, dies ist Deine Sklavin, sie singt gut und versteht sich auf die Pflege der Blumen; ich wünschte einer Dame mit einer solchen Sklavin ein Geschenk zu machen. Willst Du sie mir verkaufen?“

Während er sprach, fühlte er, wie das arme Mädchen vor Freude an allen Gliedern zitterte. Sie sprang auf, strich sich die fliegenden Haare aus dem Gesichte und blickte um sich, wie wenn sie wirklich im Stande gewesen wäre, zu sehen.

„Unsere Nydia verkaufen! Nein, nein,“ sagte Stratonice mit brutalem Ton.

Nydia sank mit einem langen Seufzer zurück und ergriff von Neuem das Gewand ihres Beschützers.

„Tollheiten!“ sprach Klodius mit gebieterischem Tone, „Ihr müßt mir zu gefallen sein. Was, Burbo? Was, alte Dame? Bedenket Ihr nicht, daß Euer Gewerbe ruinirt ist, wenn Ihr mich beleidiget? Ist Burbo nicht ein Klient meines Vetters Pansa? Bin ich nicht das Orakel des Amphitheaters und seiner Helden? Ein Wort von mir, und Ihr könnt Eure Weinkrüge getrost zerschlagen, denn Ihr verkaufet Nichts mehr. Glaukus, die Sklavin gehört Dir.“

Burbo kratzte sich in sichtbarer Verlegenheit hinter den Ohren.

„Das Mädchen ist für mich so viel werth als es in Gold wiegt."

„Nenne Deinen Preis, ich bin reich," sagte Glaukus.

Die alten Italiener waren, wie die heutigen, stets bereit, Alles zu verkaufen, um so mehr also ein armes, blindes Mädchen.

„Ich habe sechs Sestertien für sie bezahlt; sie ist jetzt zwölf werth," murmelte Stratonice.

„Ich will Euch zwanzig geben, kommet auf der Stelle mit mir zur Obrigkeit und von da in meine Wohnung, um Euer Geld in Empfang zu nehmen."

„Wenn es nicht aus Gefälligkeit gegen den edlen Klodius geschähe, so hätte ich dieses holde Kind nicht für hundert Sestertien verkauft," sagte Burbo mit weinerlichem Tone; Du, edler Klodius, wirst hoffentlich bei Pansa wegen der Stelle eines Designator im Amphitheater reden; sie würde gerade für mich passen."

„Du sollst sie bekommen," sagte Klodius, und flüsterte dem Burbo ferner ins Ohr: „Dieser Grieche da kann Dein Glück machen; das Geld läuft bei ihm wie durch ein Sieb. Du darfst diesen Tag mit weißer Kreide bezeichnen, mein Priamus."

„An dabis?" sagte Glaukus, in der gebräuchlichen Frage des Käufers an den Verkäufer.

„Dabitur," antwortete Burbo.

„Ich werde also mit Dir gehen — mit Dir? Oh, welches Glück!" murmelte Nydia.

„Ja, mein hübsches Kind, und Dein härtestes Geschäft soll künftig sein, der liebenswürdigsten Frau in Pompeji griechische Lieder vorzusingen."

Das junge Mädchen wand sich aus seinen Armen los; ihr Gesicht verlor plötzlich den Glanz, der es so eben noch belebt hatte, sie seufzte tief, ergriff hierauf noch einmal seine Hand, und sagte: „Ich glaubte, ich würde in Dein Haus gehen."

„Dies soll auch für jetzt geschehen; komm — wir verlieren hier nur die Zeit."

Viertes Kapitel.

Der Nebenbuhler des Glaukus bringt vor auf der Rennbahn.

Jone war eine jener strahlenden Erscheinungen, wie sie über unsere Lebensbahn nur ein- oder zweimal hinblitzen. Sie vereinigte in sich in der höchsten Vollkommenheit die zwei seltensten irdischen Gaben, Geist und Schönheit. Nie noch besaß Jemand höhere geistige Fähigkeiten, ohne sich ihrer bewußt zu sein; die Paarung der Bescheidenheit mit dem Verdienste ist etwas recht Hübsches, aber wo das Verdienst groß ist, da verbirgt der Schleier jener bewunderten Bescheidenheit die Größe des Verdienstes nie vor den Augen dessen, der es in sich trägt. Das stolze Bewußtsein gewisser Eigenschaften, die es dem Alltagsmenschen nicht enthüllen kann, ist es, was dem Genie jenes schüchterne, zurückhaltende und etwas verlegene Wesen gibt, das dich, wenn du es triffst, zugleich irre macht und dir schmeichelt. Täusche dich nicht,

eitler Weltmensch, mit dem Gedanken, das verlegene Wesen jenes großen Mannes sei ein Zeichen, daß er seine Geistesüberlegenheit über dich nicht kenne! Was du für Bescheidenheit hältst, ist der innere Kampf der Selbstachtung. Er kennt den unermeßlichen Abstand zwischen dir und ihm nur zu sehr, und ist bloß deßhalb aus der Fassung gebracht, weil er sich an den Orten, wo er dir begegnet, plötzlich auf dein Niveau herabgesetzt sieht. Er hat keine Unterredung, keine Gedanken, keinen Verkehr mit Menschen, wie du; — deine Kleinheit ist es, die ihn aus der Fassung bringt, nicht die seinige.

Jone also war sich ihres Genies bewußt; aber mit jener bezaubernden Gewandtheit, die den Frauen eigenthümlich ist, besaß sie das Talent, dessen sich wenige gleichartige Geister unter dem minder biegsamen Geschlechte rühmen können — das Talent, ihr anmuthiges Wissen nach der Fassungskraft derer, mit denen sie in Berührung kam, herabzustimmen und zu modelliren. Die sprudelnde Quelle goß ihre Wasser gleichmäßig auf Ufer, Höhle und Blumen aus; überall erfrischte, lächelte, blendete sie. Jener Stolz, der das natürliche Resultat geistiger Überlegenheit ist, fiel bei ihr nicht lästig; in ihrer Brust concentrirte er sich zur Unabhängigkeit. Sie verfolgte also ihren eigenen, hellen und einsamen Pfad; sie hat keine alte Matrone, sie zu leiten und zu lenken, sie wandelte bloß im nie flackernden Lichte ihrer eigenen Reinheit. Sie gehorchte keiner tyrannischen und allgemeinen Sitte, sondern formte dieselbe im Gegentheile nach ihrem eigenen Willen, aber auf so zarte Weise und mit so weiblicher Anmuth, mit so vollkommenem Ferne-

halten von jedem Irrthume, daß man nicht sagen konnte, sie trotze der Sitte, sondern sie gebiete ihr. Es war möglich, Jonen nicht zu lieben; vielleicht schien sie zu erhaben für die Liebe gewöhnlicher Geschöpfe; liebte man sie aber einmal, so ging es auch bis zur Anbetung. Der Born ihrer Anmuth war unerschöpflich, sie verschönerte die gewöhnlichsten Handlungen; ein Wort, ein Blick von ihr glich einem Zauber. Wer sie liebte, trat in eine neue Welt ein, und entfernte sich von dieser abgenutzten und prosaischen Erde. Man befand sich alsdann in einem Lande, wo das Auge alle Gegenstände durch ein Kaleidoskop sah. In ihrer Gegenwart glaubte man eine vortreffliche Musik zu hören; man war in jenes Gefühl getaucht, das so wenig von der Erde an sich hat, in jene Entzückung, die die Musik so herrlich einzuflößen vermag, die verfeinert und erhebt, die allerdings die Sinne erfaßt, aber nur, um ihnen die Eigenthümlichkeiten des Geistes zu verleihen.

Sie war somit besonders geschaffen, die minder gewöhnlichen und kühneren Naturen zu beherrschen und zu fesseln. Sie lieben hieß zwei Leidenschaften vereinigen — die der Liebe und des Ehrgeizes; man strebte aufwärts, wenn man sie anbetete. Man darf sich also nicht wundern, daß sie die geheimnißvolle, aber feurige Seele des Egypters — eines Mannes, der die heftigsten Leidenschaften nährte — vollkommen gefesselt und unterjocht hatte. Ihre Schönheit und ihre Seele unterjochten ihn gemeinschaftlich.

Da er selbst von der gewöhnlichen Welt abgesondert dastund, so liebte er jene Kühnheit des Charakters,

die sich auch inmitten der Alltagsdinge eine besondere und erhabene Stellung zu verschaffen wußte. Er sah nicht, oder wollte nicht sehen, daß gerade diese Isolirung sie von ihm noch mehr, als von der Menge entfernte. So ferne, wie die Pole von einander — ferne, wie der Tag von der Nacht, stund seine Einsamkeit von der ihrigen. Er stund vereinzelt da wegen seiner dunkeln, mit Feierlichkeit umgebenen Laster — sie durch ihre schönen Gefühle und ihre reine Tugend.

Wenn es schon nicht befremden konnte, daß Jone das Herz des Egypters so an sich fesselte, so war es noch weit weniger auffallend, daß sie sich eben so plötzlich als unwiderruflich des hellen und sonnigen Herzens des Atheners bemächtigte. Die Heiterkeit eines Temperaments, das aus Lichtstrahlen gewoben schien, hatten den Glaukus in den Strudel des Vergnügens gestürzt. Wenn er sich der Zerstreuung seines Zeitalters überließ, so gehorchte er nicht sowohl lasterhaften Eingebungen, als vielmehr den munteren Stimmen der Gesundheit und Jugend. Er warf den Lichtglanz seines Wesens über jede Kluft und jede Höhle, durch die er irrte. Seine Einbildungskraft blendete ihn, aber sein Herz war nie verdorben. Weit mehr durchdringenden Scharfsinn besitzend, als seine Kameraden vermutheten, sah er wohl, daß sie seinen Reichthum und seine Jugend auszubeuten suchten; aber das Geld hatte nur insofern Werth für ihn, als es ihm Mittel zum Genuß war, und die Jugend war das sympathetische Band, das ihn an sie knüpfte. Allerdings fühlte er den Antrieb zu edleren Gedanken und zu einem höheren Ziele, als bei den Vergnügungen errun-

gen werden konnte; aber die Welt war damals ein großes Gefängniß, dessen kaiserlicher Kerkermeister der Beherrscher von Rom war, und dieselben Tugenden, die in den freien Tagen Athens dem Glaukus Ehrbegierde eingeflößt hätten, machten ihn in der Sklaverei der Erde unthätig und gleichgültig, denn bei jener widernatürlichen und mehr scheinbaren, als wirklichen Civilisation war jeder edle Wetteifer unmöglich gemacht. In den Regionen eines despotischen und wollüstigen Hofes wurde Ehrbegierde zu einem Kampfe der Schmeichelei und List. Habsucht war ausschließlich die Mutter der Ehrbegierde; man suchte Präturen und Provinzen, nur um das Privilegium zu haben, zu plündern. In den kleineren Staaten ist die Ehrliebe am thätigsten und reinsten; je enger die Grenzen des Kreises sind, desto glühender ist die Vaterlandsliebe. Die öffentliche Meinung ist concentrirt und stark: alle Augen sind auf deine Handlungen gerichtet; deine Motive im öffentlichen Leben stehen im Einklange mit deinen Verbindungen im Privatleben; jeder Punkt auf deiner engen Sphäre ist mit Individuen besetzt, die schon seit deiner Jugend dir vertraut sind; der Beifall deiner Mitbürger ist zugleich eine Liebkosung von Freunden. Aber in großen Staaten ist die Hauptstadt nur der Hof; die dir unbekannten Provinzen — fremd in ihren Sitten und vielleicht auch in ihrer Sprache — haben kein Recht auf deinen Patriotismus; die Voreltern ihrer Bewohner sind nicht die deinigen. Am Hofe suchst du Gunst, nicht Ruhm; ferne vom Hofe ist die öffentliche Meinung für dich verschwunden und die Selbstsucht ohne Gegengewicht.

Italien! Italien! In dem Augenblicke, da ich dies schreibe, ist dein Himmel über mir und deine Meere fließen zu meinen Füßen; höre nicht auf jene blinde Politik, die alle deine glorreichen Städte, die um ihre republikanische Freiheit trauern, in ein einziges Reich verwandeln möchten. Falsche, verderbliche Täuschung! Deine einzige Hoffnung zur Wiedergenesung beruht auf Theilung. Florenz, Mailand, Venedig, Genua, können wieder frei werden, wenn jedes einzeln frei ist. Aber träume nicht von der Freiheit für das Ganze, während du die Theile unter die Knechtschaft beugest; das Herz muß der Mittelpunkt der Organisation sein, das Blut muß überall frei hinrollen; große Staaten hingegen gleichen nur einem aufgedunsenen und kraftlosen Riesen, dessen Gehirn schwach, dessen Glieder lahm sind, und der durch Krankheit und Entkräftung dafür büßt, die natürlichen Verhältnisse der Gesundheit und Kraft überschritten zu haben.

So auf sich selbst beschränkt konnten die herrlicheren Eigenschaften des Glaukus nur in jener überreichen Einbildungskraft, welche dem Vergnügen Anmuth und dem Gedanken Poesie verleiht, einen Ausweg finden. Behagliches Leben war minder verächtlich, als ein Wettstreit mit den Parasiten und Sklaven, und obgleich die Ehrsucht nicht geadelt werden konnte, so ließ sich doch der Luxus läutern. Aber was an Vortrefflichem und Glänzendem in Glaukus Herz geschlummert hatte, erwachte auf einmal, als er Jone kennen lernte. Hier war ein Reich, würdig des Stre-

bens eines Halbgottes; hier eine Herrlichkeit, die der garstige Rauch einer verdorbenen Gesellschaft weder beschmutzen noch verdunkeln konnte. So kann die Liebe zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen Raum für ihre goldenen Altäre finden. Und saget mir, ob es je, selbst in den dem Ruhme günstigsten Zeiten einen erhabeneren und entzückenderen Triumph gegeben habe, als die Eroberung eines Herzens?

Diese Empfindung also mochte ihn in Jone's Gegenwart so sehr begeistern, daß sein Geist höher glühte, seine Seele wacher und sichtbarer schien. Wenn es natürlich war, daß er sie liebte, so war es eben so natürlich, daß sie die Leidenschaft erwiderte. Jung, glänzend, beredt, liebeglühend und ein Athener, war er in ihren Augen die verkörperte Poesie des Landes ihrer Väter. Sie waren nicht wie die Geschöpfe einer Welt, deren Elemente Krieg und Schmerz sind, sondern wie Wesen, die nur an den Festtagen der Natur sichtbar sind; so herrlich und frisch war ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Liebe. Sie schienen auf dieser rauhen Alltagswelt nicht an ihrem Platze zu sein; sie gehörten eigentlich dem Zeitalter des Saturnus und den Träumen von Halbgöttern und Nymphen an. Es war, als ob die der Poesie des Lebens ursprüngliche Anmuth in ihnen sich gesammelt und seine Nahrung gefunden habe, und in ihrem Herzen concentrirten sich die Strahlen der Sonne von Delos und Griechenland.

Wenn aber Jone in der Wahl ihres Lebens unabhängig zu Werke ging, so war ihr bescheidener Stolz in demselben Maße wachsam und leicht zu beunruhigen.

Die Lüge des Egypters war von einer tiefen Kenntniß ihrer Natur eingegeben. Der Bericht von dem rohen und unzarten Benehmen des Glaukus verwundete sie in ihrem Innersten; sie sah darin einen Tadel ihres Charakters und ihrer Lebensweise, vor Allem aber eine Bestrafung ihrer Liebe. Sie erkannte zum erstenmale, wie unvorsichtig schnell sie dieser Liebe nachgegeben hatte, und erröthete über eine Schwäche, deren Größe sie bebend ermaß; sie dachte sich, gerade diese Schwäche habe ihr die Verachtung des Glaukus zugezogen, und so litt sie die grausamste Pein edler Naturen, Demüthigung. Und doch war ihre Liebe vielleicht eben so beunruhigt, als ihr Stolz. Wenn sie einen Augenblick dem Glaukus mit halblauter Stimme Vorwürfe machte, ihm entsagte, ihn beinahe haßte, so brachte sie im nächsten Augenblicke in leidenschaftliche Thränen der Liebe aus, ihr Herz gab seiner angebornen Milde nach, und in der Bitterkeit ihrer Qual sagte sie: „er verachtet mich, er liebt mich nicht."

Sobald sie der Egypter verlassen, hatte sie sich in das entlegenste Zimmer ihres Hauses zurückgezogen, ihre Dienerinnen entfernt und vor der Schaar, die ihre Thüre umlagerte, sich verläugnet. Glaukus wurde mit den Andern ausgeschlossen; er wunderte sich darüber, errieth aber den Grund nicht. Seiner Jone, seiner Königin, seiner Göttin, traute er nie jene weibliche Launenhaftigkeit zu, über die sich die Liebesdichter Italiens so unabläßig beklagen. Er glaubte, sie sei bei der Majestät ihrer Aufrichtigkeit über alle jene

Kunstgriffe erhaben, die einen Liebenden martern, und obgleich er sich beunruhigt fühlte, waren doch seine Hoffnungen nicht verdüstert, denn er wußte ja bereits, daß er liebte und geliebt wurde, — welch kräftigeres Amulet konnte er wünschen, um sich der Furcht zu erwehren.

In tiefster Nacht, wenn Stille in den Straßen herrschte, und nur der Mond ein Zeuge seiner Huldigung war, stahl er sich zu dem Tempel seines Herzens, — zu ihrer Wohnung hin; denn nach den Worten der Athener ist die Wohnung der Geliebten ein wahrer Kupidotempel * und er freite um sie nach der schönen Sitte seines Landes. Er überdeckte ihre Thürschwelle mit den reichsten Blumenkränzen, in denen jede Blume ein Ausdruck süßer Liebe war, und erfüllte die lange Sommernacht mit den Tönen der lycischen Laute und mit Versen, wie sie die Begeisterung des Augenblicks erschuf.

Aber das Fenster oben öffnete sich nicht, kein Lächeln machte den Schein der Nacht heiliger. Alles blieb still und dunkel; er wußte nicht, ob seine Verse gut aufgenommen waren, seine Bitten Gehör fanden.

Doch Jone schlief nicht und verschmähte nicht, ihn zu hören. Die sanften Töne drangen bis zu ihrem Gemache empor; sie trösteten — sie überwältigten sie. Während sie denselben zulauschte, glaubte sie Nichts gegen ihren Geliebten; aber wenn sie endlich verstummten und seine Tritte verhallten, da verschwand auch der

* Athenäus — „der wahre Tempel des Kupido, ist das Haus der Geliebten."

Zauber, und in der Bitterkeit ihres Herzens fand sie in dieser zarten Huldigung beinahe eine neue Beleidigung.

Ich sagte, sie habe sich vor Jedermann verläugnet, indessen fand doch eine Ausnahme Statt; es gab eine einzige Person, die sich nicht zurückweisen ließ und die sich über die Handlungen und das Haus eine Art väterliche Autorität anmaßte. Arbaces forderte für sich eine Ausnahme von allen Andern gegenüber beobachteten Förmlichkeiten. Über ihre Thürschwelle trat er mit der Zuversicht eines Mannes, der fühlt, daß er in seinem Rechte, daß er zu Hause ist. Er drang in ihre Einsamkeit mit jener ruhigen und keiner Entschuldigung bedürfenden Miene, als ob das so ganz in der Ordnung wäre. Bei aller Unabhängigkeit im Charakter Jone's war es ihm durch seine Gewandtheit gelungen, eine geheime und mächtige Herrschaft über ihr Gemüth zu erlangen. Sie konnte sich nicht davon losmachen; bisweilen wünschte sie es zwar, aber nie versuchte sie einen ernstlichen Kampf dagegen. Sie war durch seinen Schlangenblick verzaubert; er gebot über ihr Thun und Lassen durch den Zauber seines Geistes, der längst daran gewöhnt war, Ehrfurcht einzuflößen, und zu unterjochen. Da Jone auch nicht die leiseste Ahnung von seinem wahren Charakter oder von seiner geheimen Liebe hatte, so fühlte sie für ihn die hohe Achtung, die das Genie für die Weisheit und die Tugend für die Heiligkeit hegt. Sie betrachtete ihn wie einen jener mächtigen Weisen des Alterthums, die durch ihre Exemtion von den Leidenschaften der übrigen

Menschen in die Geheimnisse des Wissens eingedrungen waren. Sie sah ihn kaum als ein irdisches, ihr ähnliches Wesen an, sondern als ein geheimnißvolles und heiliges Orakel. Sie liebte ihn nicht, aber sie fürchtete ihn. Seine Gegenwart war ihr unangenehm; sie verdüsterte ihren Geist selbst in seiner klarsten Stimmung. Sein erhabenes und eisiges Wesen erinnerte sie an einen jener hohen Berge, die über die Sonne einen Schatten werfen. Dessenungeachtet aber dachte sie nie daran, ihm seine Besuche zu verbieten, sondern verhielt sich ruhig unter dem Einflusse, der in ihrer Brust zwar nicht das Zurückstoßende, aber doch Etwas von der Unheimlichkeit des Schreckens erregte.

Arbaces selbst beschloß künftig alle seine Künste anzuwenden, um in den Besitz des Schatzes zu gelangen, nach dem er sich so glühend sehnte. Er fühlte sich ermuthigt und erhoben bei dem Gedanken an seinen Sieg. Von der Stunde an, in der Apacides dem wollüstigen Zauber des erwähnten Festes unterlag, fühlte er seine Herrschaft über den jungen Priester glorreich gesichert. Er wußte, daß es kein vollkommener unterjochtes Opfer gibt, als einen glühenden jungen Mann, der zum erstenmale der Herrschaft der Sinne überlassen wird.

Als Apäcides mit dem frühen Morgen aus dem tiefen Schlafe erwachte, der dem Delirium des Erstaunens und der Lust folgte, fühlte er sich allerdings beschämt, erschrocken und bange. Sein Gelübde der Enthaltsamkeit und Keuschheit ertönte in seinem Ohre; sein Durst nach Heiligkeit war aus einer so unreinen

Quelle gestillt worden! Aber Arbaces kannte die Mittel genau, seinen Sieg zu sichern. Von den Künsten der Wollust führte er den jungen Priester sofort in seine mysteriöse Weisheit ein. Er enthüllte vor seinen erstaunten Blicken die düstere Philosophie des Nils, jene den Gestirnen entnommenen Geheimnisse, und jene ungeregelte Alchymie, die in einem Zeitalter, wo sogar die Vernunft nur ein Geschöpf der Einbildungskraft war, wohl für die Lehre eines vom Himmel gesandten Zauberers gelten konnte. In den Augen des jungen Priesters war Arbaces ein über die Sterblichkeit erhabenes und mit übernatürlichen Gaben ausgerüstetes Wesen. Jene heftige und gewaltige Sehnsucht nach der Wissenschaft, die nicht von dieser Erde ist, die schon seit früher Zeit im Herzen des Priesters glühte, wurde verblendet, bis sie sein klares Bewußtsein verwirrte und bemeisterte. Er überließ sich einer Leitung, die sich zu gleicher Zeit an die zwei stärksten der menschlichen Leidenschaften — an das Verlangen nach sinnlichem Genuß und an das Streben nach Wissenschaft — wandte. Er konnte nicht glauben, daß ein so weiser Mann irren, daß ein so erhabener sich zum Betruge erniedrigen könne. In das düstere Gewebe metaphysischer Lehren verstrickt, griff er gierig nach der Entschuldigung, durch die der Egypter Laster in Tugend verwandelte. Seine Eitelkeit fühlte sich, ohne daß er es selbst wußte, geschmeichelt, daß Arbaces ihn für würdig gehalten hatte, ihn auf seine eigene Höhe zu erheben, ihn von den Gesetzen zu entbinden, welche die Menge regierten und ihn an den mystischen Studien und dem

magischen Blendwerke seiner Einsamkeit Theil nehmen zu lassen. Die reinen und strengen Lehren jenes Glaubens, zu welchem Olinth ihn zu bekehren gesucht, waren durch die Flut neuer Leidenschaften aus seinem Gedächtnisse verwischt worden; der mit den Dogmen des wahren Glaubens wohl vertraute Egypter vernahm von seinem Schüler kaum, welchen Eindruck ihre Anhänger auf ihn gemacht hatten, als er auch schon mit ziemlicher Gewandtheit durch eine Reihe von halb ernsten, halb ironischen Bemerkungen diesen Eindruck zu zerstören suchte.

„Dieser Glaube," sagte er, „ist nur ein Plagiat, den zahllosen, von unsern alten Priestern erfundenen Allegorien entnommen. Sieh," fuhr er, auf eine mit Hieroglyphen beschriebene Rolle zeigend, fort, „sieh, in diesen alten Figuren den Ursprung der christlichen Dreieinigkeit. Hier sind auch drei Götter: der Vater, der Geist und der Sohn. Bemerke, daß der Beiname des Sohnes Erlöser heißt; bemerke ferner, daß das Zeichen, durch welches seine menschlichen Eigenschaften angedeutet werden, das Kreuz ist,* betrachte hierbei die mystische Geschichte des Osiris, wie er getödtet wurde, wie er im Grabe lag, und wie er, eine heilige Sühne vollziehend, wieder von den Todten auferstand. In diesen Geschichten beabsichtigen wir bloß eine Allegorie von den Operationen der Natur und den Bewegungen des ewigen Himmels zu geben; aber da der

* Der Gläubige wird aus diesem zufälligen Zusammentreffen einen von dem des Egypters sehr verschiedenen Schluß ziehen.

allegorische Sinn nicht verstanden wurde, so haben die Sinnbilder abergläubischen Nationen Stoff zu einer Menge von Glaubenslehren geliefert. Diese Sinnbilder sind sogar in die ungeheuern Ebenen Indiens gedrungen und haben sich den träumerischen Spekulationen der Griechen beigemischt. Immer gröber und kühner werdend, je mehr sie sich von dem Schatten ihres Ursprungs entfernten, nahmen sie in diesem neuen Glauben eine menschliche und handgreifliche Gestalt an, und die Anhänger des Galiläers sind, ohne es zu wissen, nur die Nachbeter einer der Allegorien vom Nil."

Dies war der letzte Beweis, der den jungen Priester vollkommen überwältigte. Wie alle Menschen fühlte er das Bedürfniß, an Etwas zu glauben, und ungetheilt gab er sich dem Glauben hin, den ihn Arbaces lehrte, und dem endlich auch Alles, was Menschliches in der Leidenschaft, Schmeichelhaftes in der Eitelkeit, Verlockendes im Genusse liegt, als anziehende, sowie als vollkommen bekräftigende Macht, zur Seite stund.

Nachdem der Egypter diesen Sieg so leicht gewonnen hatte, konnte er sich nun gänzlich der Verfolgung eines ihm wichtigeren und werthvolleren Planes widmen, und in seinem guten Glücke bei dem Bruder begrüßte er ein günstiges Omen für seinen Triumph bei der Schwester.

Er hatte Jone am Morgen nach dem Gelage besucht, dessen Zeugen wir waren, und somit gerade den Tag, nach dem er sie gegen Glaukus gestimmt hatte. Er sah sie den zweiten und dritten Tag nachher wieder, und jedesmal bot er all seine Gewandtheit auf, theils

um den Eindruck gegen Glaukus zu befestigen, hauptsächlich aber, um sie für die Eindrücke empfänglich zu machen, die sie nach seinem Wunsche empfangen sollte. Die stolze Jone verhehlte die Qual, die sie erlitt, sorgfältig, und weiblicher Stolz besitzt eine Verstellung, die den schärfsten Blick täuschen, die vollendetste Schlauheit beschämen kann. Übrigens war Arbaces schlau genug, nicht wieder auf einen Gegenstand zurückzukommen, den ihn sein richtiges Gefühl als etwas höchst Unbedeutendes behandeln hieß. Er wußte, daß man durch längeres Verweilen bei dem Vergehen eines Nebenbuhlers diesem in den Augen der Geliebten nur einen gewissen Werth verleiht; das Klügste ist, ihn weder laut zu hassen, noch bitter zu verdammen, sondern ihn durch einen gleichgültigen Ton zu erniedrigen, als ob man gar nicht daran dächte, daß er geliebt werden könne. Das Sicherste für uns selbst ist, die unserm eigenen Stolze beigebrachte Wunde zu verhehlen, dagegen unbemerkbar den Stolz der Schiedsrichterin, deren Stimme ein Gebot des Fatums ist, zu verletzen! Dies wird zu allen Zeiten die Politik eines Mannes sein, der das weibliche Geschlecht kennt — es war jetzt die des Egypters.

Er kehrte nicht wieder auf die Anmaßung des Glaukus zurück: er nannte wohl seinen Namen, aber nicht öfter, als den des Klodius oder Lepidus. Er gab sich den Anschein, sie in eine Klasse zu stellen, als Wesen einer niederen, ephemeren Art; als Wesen, denen zum Schmetterlinge nichts fehlt, als dessen Unschuld und Anmuth. Bisweilen erwähnte er flüchtig irgend eine erfundene Schwelgerei, bei der sie Genossen gewesen

seien; dann sprach er wieder von ihnen als von den Antipoden jener erhabenen und geistigen Naturen, zu deren Ordnung Jone gehörte. Durch den Stolz Jone's, sowie vielleicht durch seinen eigenen gleichmäßig verblendet, ließ er sich nicht träumen, daß sie bereits liebe; aber er fürchtete wenigstens, daß sie für Glaukus jene ersten flüchtigen Vorgefühle empfinde, die zur Liebe führen. Darum knirschte er auch insgeheim die Zähne vor Wuth und Eifersucht, wenn er an die Jugend, die Liebenswürdigkeit und den Glanz jenes fürchterlichen Nebenbuhlers gedachte, dem er anscheinend so geringen Werth beilegte.

Am vierten Tage nach der am Schlusse des vorigen Buches erzählten Begebenheiten saßen Arbaces und Jone wieder beisammen.

„Du trägst auch zu Hause einen Schleier," hub der Egypter an; „das ist nicht schön gegen die, welche Du mit Deiner Freundschaft beehrst."

„Was kann aber dem Arbaces," antwortete Jone, die allerdings den Schleier über ihr Gesicht geworfen hatte, um die vom Weinen gerötheten Augen zu verbergen, „was kann aber dem Arbaces, der nur auf den Geist sieht, daran liegen, wenn das Gesicht verhüllt ist?"

„Ich sehe bloß auf den Geist," antwortete der Egypter; „zeige mir darum Dein Antlitz, denn dort werde ich ihn sehen."

„Du wirst zum Schmeichler in der Luft von Pompeji," entgegnete Jone mit einem Tone erzwungener Heiterkeit.

„Glaubst Du etwa, herrliche Jone, ich habe Dich nur zu Pompeji schätzen gelernt?“

Des Egypters Stimme zitterte — er hielt einen Augenblick inne und fuhr sodann fort: „Es gibt eine Liebe, schöne Griechin, die nicht bloß die Liebe der Gedankenlosen und der Jungen ist — es gibt eine Liebe, die nicht mit den Augen sieht, die nicht mit den Ohren hört, sondern in welcher Seele für Seele glüht. Der Landsmann Deiner Vorfahren, der tiefdenkende Plato, träumte von solch einer Liebe — seine Jünger haben ihn nachzuahmen gesucht; aber es ist dies eine Liebe, die kein Echo hat für die große Heerde — eine Liebe, die nur erhabene und edle Naturen begreifen können — sie hat nichts gemein mit den Sympathien und Banden niedriger Neigung — Runzeln sind ihr nicht zuwider — die Häßlichkeit der Gesichtszüge schreckt sie nicht ab. Sie verlangt allerdings Jugend, aber nur in der Frische der Empfindungen; sie verlangt allerdings Schönheit — aber nur die Schönheit des Gedankens und des Geistes. Dies ist die Liebe, o Jone, die der kalte und strenge Mann Dir als würdiges Opfer darbringt. Du hältst mich für streng und kalt — dies ist die Liebe, die ich auf Deinen Altar niederzulegen wage, Du kannst sie ohne Erröthen annehmen.“

„Und ihr Name ist Freundschaft!“ entgegnete Jone; ihre Antwort war unschuldig, und doch klang sie wie ein Vorwurf gegen die durchschauten Absichten des Arbaces.

„Freundschaft!“ sprach Arbaces heftig; „nein, das ist ein zu oft entweihtes Wort, um es auf eine so heilige Empfindung anzuwenden. Freundschaft! das ist ein

Band, das Thoren und Wüstlinge verknüpft. Freundschaft! das ist der Bund, der die gehaltlosen Herzen eines Glaukus und Klodius umschlingt. Freundschaft! das ist eine irdische Neigung, gemeinen Gewohnheiten und unlautern Sympathien entsprungen; — das Gefühl, von dem ich rede, ist den Sternen* entlehnt. Es trägt etwas von jener mystischen und unaussprechlichen Sehnsucht in sich, die uns ergreift, wenn wir sie betrachten — es brennt, aber es läutert — es ist die Naphthalampe in der Alabastervase, die von herrlichen Wohlgerüchen glüht, aber nur durch die reinsten Gefäße strahlt. Nein, es ist nicht Liebe und ist nicht Freundschaft, was Arbaces für Jone fühlt. Gib ihm keinen Namen — die Erde hat keinen Namen dafür — es ist nicht von der Erde — warum es durch irdische Benennungen und irdische Beisätze erniedrigen?"

Nie zuvor hatte sich Arbaces so weit gewagt, aber er fühlte sich Schritt für Schritt auf festem Grund; er wußte, daß er in einer Sprache rede, die, wenn sie auch in unsern Tagen eines affektirten Platonismus schönen Ohren wohl verständlich sein würde, doch zu jener Zeit seltsam und ungewöhnlich klang, und mit der keine bestimmten Vorstellungen verknüpft werden konnten, so daß er unmerklich vorzurücken oder zurückzuweichen volle Freiheit hatte, wie es die Gelegenheit erforderte, und je nachdem die Hoffnung ermuthigte oder die Furcht abschreckte. Jone zitterte, obgleich sie nicht wußte, warum; ihr Schleier verhüllte ihre Züge und verbarg einen Ausdruck, der, wenn ihn der Egypter gesehen hätte, diesen

* Plato.

zugleich entmuthigt und in Wuth versetzt haben würde; in der That hatte er ihr nie mehr mißfallen — die harmonische Biegsamkeit der überredendsten Stimme, die je unheilige Gedanken verbarg, fiel mißklingend in ihr Ohr. Ihre ganze Seele war noch mit dem Bilde des Glaukus erfüllt und der Ausdruck der Zärtlichkeit aus jedem andern Munde entrüstete und erschreckte sie; doch glaubte sie nicht, daß eine glühendere Leidenschaft, als jene platonische Liebe, die Arbaces ausdrückte, unter seinen Worten laure. Sie glaubte, er habe in Wahrheit nur von der Neigung und Sympathie der Seele gesprochen; aber war es nicht gerade diese Neigung, diese Sympathie, die einen Theil der Gefühle ausmacht, die sie für Glaukus empfand? Und konnte irgend ein anderer Fußtritt, als der seinige, der wohlverwahrten Pforte ihres Herzens sich nähern?

Vom ängstlichen Wunsche geleitet, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, antwortete sie deßhalb mit kalter und gleichgültiger Stimme: „Es ist natürlich, daß Arbaces, wen er auch immer mit dem Gefühle seiner Achtung beehrt, in seiner erhabenen Weisheit diesem Gefühle eine eigene Farbe gibt; es ist natürlich, daß seine Freundschaft reiner ist, als die Anderer, deren Treiben und Irrthum er zu theilen verschmäht. Aber sage mir, Arbaces, hast Du meinen Bruder kürzlich gesehen? Er hat mich seit einigen Tagen nicht besucht, und als ich ihn zuletzt sprach, beunruhigte und erschreckte mich sein Benehmen sehr; ich fürchte, er war zu voreilig in der strengen Wahl, die er getroffen, und bereut nun einen unwiderruflichen Schritt."

„Sei unbesorgt, Jone," antwortete der Egypter. „Er war allerdings seit einiger Zeit unruhig und traurigen Geistes; Zweifel überfielen ihn, wie sie bei einem Menschen von jenem glühenden Temperamente, das beständig ebbt und flutet und zwischen Aufregung und Erschöpfung schwankt, sich so leicht einstellen. Aber er, Jone, er kam zu mir in seiner Angst und Qual; er suchte Jemand, der ihn bemitleide und liebe: ich habe sein Gemüth beruhigt, habe seine Zweifel beseitigt, habe ihn von der Schwelle der Weisheit in ihren Tempel eingeführt und vor der Majestät der Gottheit ward seine Seele beruhigt und besänftigt. Sei ohne Furcht, er wird hinfort nicht mehr bereuen; die, so sich dem Arbaces vertrauen, bereuen nie länger, als einen Augenblick."

„Du freust mich," antwortete Jone; „mein theurer Bruder! In seiner Zufriedenheit fühle ich mich glücklich."

Das Gespräch ging nun auf leichtere Gegenstände über; der Egypter bemühte sich, zu gefallen, ließ sich sogar herab, zu unterhalten; die ungeheure Mannigfaltigkeit seines Wissens befähigte ihn, jeden Gegenstand, den er berührte, zu schmücken und aufzuhellen; den mißfälligen Eindruck seiner früheren Worte vergessend, sah sich Jone, trotz ihrer trüben Stimmung, durch den Zauber seines Geistes fortgerissen. Ihr Benehmen wurde wieder unbefangen und ihre Rede fließend, Arbaces aber, der längst auf diese Gelegenheit gewartet hatte, beeilte sich, sie zu ergreifen.

„Du hast noch nie," hub er an, „das Innere

meines Hauses gesehen; eine solche Beaugenscheinigung möchte Dich vielleicht ansprechen; es enthält einige Zimmer, die Dir das erklären können, worüber Du so oft eine Beschreibung von mir forderteſt — die Einrichtung eines egyptischen Hauses; zwar wirſt Du keineswegs in den ärmlichen und kleinlichen Verhältniſſen der römischen Architektur die massive Kraft, die ungeheure Ausdehnung, die riesenhafte Pracht oder auch nur das Häusliche in der Bauart der Paläſte von Theben und Memphis finden, aber da und dort wirſt Du doch Manches sehen, was Dir einigen Begriff von jener uralten Civilisation geben kann, welche die Welt humaniſirt hat. Widme also dem strengen Freunde Deiner Jugend einen dieſer herrlichen Sommerabende und gewähre mir den Ruhm, daß meine düſtere Wohnung durch die Gegenwart der bewunderten Jone beehrt worden sei."

Ohne weder die Entweihungen dieſes Hauſes, noch die Gefahr, die ſie dort erwartete, zu ahnen, ging Jone ſofort auf den Vorſchlag ein; der nächſte Abend wurde zum Beſuche beſtimmt, und der Egypter entfernte ſich mit heiterem Angeſichte und einem Herzen, das von wilder und unheiliger Freude pochte. Kaum war er fort, als ein anderer Beſuch um Einlaß bat — doch jetzt kehren wir zu Glaukus zurück.

Fünftes Kapitel.

Die arme Schildkröte — Neuer Wechſel für Nydia.

Die Morgenſonne beſchien den kleinen und duftigen Garten, der von dem Periſtyl im Hauſe des Atheners

eingeschlossen war. Letzterer lag düster und gedankenlos auf dem weichen Grase, das sich durch das Viridarium hinzog, und ein leichter, oben ausgespannter Baldachin brach die glühenden Strahlen der Sommersonne.

Als dieses schöne Haus ausgegraben wurde, fand man im Garten die Schale einer Schildkröte, die seine Bewohnerin gewesen war. * Dieses Thier, ein so sonderbares Glied in der Schöpfung, dem die Natur außer einer passiven und traumartigen Empfindung des Lebens alle Lebensgenüsse versagt zu haben scheint, war schon viele Jahre, bevor Glaukus jenen Platz kaufte, der Gast desselben gewesen; ja viele über Menschengedenken hinausgehende Jahre, denen die Überlieferung eine fast unglaubliche Höhe zuschrieb. Das Haus war gebaut und wieder gebaut worden — seine Besitzer hatten gewechselt und wieder gewechselt — Generationen hatten geblüht und waren ausgestorben, und noch immer schleppte die Schildkröte ihr langsames, gefühlloses Dasein fort. Bei dem Erdbeben, das vor sechszehn Jahren viele der öffentlichen Gebäude der Stadt umgestürzt und die bestürzten Einwohner fortgescheucht hatte, war das jetzt von Glaukus bewohnte Haus fürchterlich erschüttert worden. Die damaligen Besitzer verließen es auf mehre Tage; bei ihrer Rückkehr räumten sie den Schutt weg, der das Viridarium bedeckte, und fanden noch die Schildkröte, unbeschädigt durch die Zerstörung rings umher und ohne eine Ahnung derselben. Sie schien ein

* Ich weiß nicht, ob man die Schildkrötenschale, welche in dem Hause aufgefunden wurde, das in diesem Werke dem Glaukus zugeschrieben wird, noch aufbewahrt; hoffe es jedoch.

bezaubertes Leben in ihrem langsamen Blute und in ihren unbemerklichen Bewegungen zu haben, doch war sie nicht so unthätig, als es den Anschein hatte; sie hielt einen regelmäßigen, einförmigen Umgang; Zoll für Zoll durchzog sie die kleine Bahn ihres Gebietes, zu deren gänzlicher Umkreisung sie immer Monate gebrauchte. Es war eine rastlose Wanderin, diese Schildkröte — geduldig und mühsam legte sie die selbst vorgeschriebenen Tagereisen zurück, keine Theilnahme zeigend für die Dinge um sie her — eine in sich selbst concentrirte Philosophin! Es lag etwas Großes in ihrer einsamen Selbstsucht! Die Sonne, in der sie sich wärmte — das sich täglich über sie ergießende Wasser — die Luft, die sie ohne es zu fühlen einsog — waren ihr einziger, nie ausbleibender Luxus. Der milde Wechsel der Jahreszeiten in jenem lieblichen Klima fiel ihr nicht empfindlich. Sie hüllte sich in ihre Schale wie der heilige in seine Frömmigkeit — wie der Weise in seine Weisheit — wie der Liebende in seine Hoffnung.

Sie war unzugänglich für die Stöße und Veränderungen der Zeit, und eben darum auch ein Bild der Zeit selbst. Langsam — regelmäßig — beständig, unbewußt der Leidenschaften, die um sie her wucherten, der Abnützung aller Sterblichkeit. Die arme Schildkröte! Nichts Geringeres als das Bersten von Vulkanen, die Zuckungen der gespaltenen Welt konnten ihren trägen Lebensfunken ersticken. Der unerbittliche Tod, der weder Pracht noch Schönheit schont, ging achtlos an einem Wesen vorüber, bei dem er doch nur einen unbedeutenden Wechsel hätte hervorbringen können.

Für dieses Thier fühlte der feurige und lebhafte Grieche die ganze Bewunderung und Zuneigung, die der Contrast einzuflößen vermag. Er konnte Stunden damit zubringen, sein schleichendes Fortschreiten zu beobachten, Betrachtungen über seinen Mechanismus anzustellen. In der Freude verachtete, im Leide beneidete er es. Während er jetzt, auf dem Rasen liegend, der Schildkröte dumpfe und anscheinend regungslose Masse sich fortbewegen sah, murmelte er vor sich hin: „Der Adler ließ einen Stein aus seinen Krallen fallen, im Glauben deine Schale zu zerbrechen. Der Stein zerschmetterte einem Dichter das Haupt. Dies ist die Allegorie des Schicksals! Dumpfes Ding! du hattest einen Vater und eine Mutter; vor Jahren vielleicht hattest du auch eine Genossin. Liebten deine Eltern, oder liebtest du? Kreiste dein langsames Blut heiterer, wenn du an der Seite deines Weibleins krochst? Warst du der Zuneigung fähig? Und konnte es dich traurig stimmen, wenn sie ferne von dir war? Konntest du es fühlen, wenn sie zu deiner Seite kroch? Was gäbe ich nicht darum, die Geschichte deiner gepanzerten Brust zu kennen — den Mechanismus deiner matten Wünsche zu durchschauen — zu sehen, welche haarbreite Grenzlinie deinen Gram von deiner Freude scheidet! Doch glaube ich, würdest du es fühlen, wenn Jone da wäre! Du würdest ihr Herannahen als eine mildere Luft, als eine heiterere Sonne empfinden. Ich beneide dich jetzt, denn du weißt nicht, daß sie ferne ist, und ich — wie gerne würde ich wie du sein — während der Zeit, da ich sie nicht sehe! Welche Zweifel, welche Ahnungen

überfallen mich! Warum versagt sie mir den Zutritt? Tage sind vergangen, seit ich ihre Stimme gehört. Zum erstenmale spricht mich das Leben nicht mehr an. Ich bin wie Einer, der allein nach einem Festmahle zurückbleibt — die Lichter erloschen, die Blumen verwelkt. Ach, Jone, könntest du ahnen, wie ich dich anbete!"

Aus diesen verliebten Träumereien wurde Glaukus durch die Ankunft Nydia's aufgeweckt. Mit ihrem leichten, aber vorsichtigen Schritte kam sie durch das marmorne Tablinum, durchschritt den Säulengang und blieb bei den Blumen stehen, die den Garten einfaßten. Sie hatte ihre Gießkanne in der Hand und begoß die dürstenden Pflanzen, in die bei ihrer Annäherung neues Leben zu kommen schien. Sie beugte sich, um ihren Duft einzuathmen, berührte sie ängstlich und liebkosend, und fühlte an den Stengeln umher, ob nicht ein verwelktes Laub oder ein kriechendes Insekt ihrer Schönheit Eintrag thue. Wie sie so mit ihrem ernsten, jugendlichen Gesichte von Blume zu Blume schwebte, hätte man sich keine entsprechendere Dienerin für die Gottheit der Gärten denken können.

„Nydia, mein Kind," sagte Glaukus.

Bei dem Tone seiner Stimme blieb sie schnell stehen — horchend, erröthend, athemlos! Mit geöffneten Lippen, um die Richtung des Lautes aufzufangen, in die Höhe geworfenem Gesichte, setzte sie die Kanne nieder, eilte zu ihm, und wunderbar war es zu sehen, wie untrüglich sie ihren dunklen Pfad durch die Blumen fand, und auf dem kürzesten Wege zu ihrem neuen Herrn gelangte.

„Nydia," sagte Glaukus, ihr langes und schönes Haar zärtlich zurückstreichend — „es sind jetzt drei Tage, seit Du unter dem Schutze meiner Hausgötter stehst. Haben sie auf Dich gelächelt? Bist Du glücklich?"

„Ach, so glücklich!" seufzte die Sklavin.

„Und jetzt," fuhr Glaukus fort, „da Du Dich ein wenig von den gehässigen Erinnerungen Deines früheren Zustandes erholt hast, jetzt, da man Dich" (hier berührte er ihre gestickte Tunka) „mit Kleidern versehen hat, die für Deine zarte Gestalt besser passen, jetzt, süßes Kind, da Du Dich an ein Glück gewöhnt hast, das Dir die Götter immer gewähren mögen, möchte auch ich Dich um einen Dienst bitten."

„Oh, was kann ich für Dich thun?" rief Nydia, ihre Hände faltend.

„Höre," sagte Glaukus; „so jung Du auch bist, sollst Du meine Vertraute werden. Hast Du je den Namen Ione gehört?"

Das blinde Mädchen schnappte nach Luft, und bleich werdend wie eine der Bildsäulen, die vom Peristyl auf sie herabschauten, antwortete sie mit Anstrengung und nach kurzer Pause: „Ja, ich habe gehört, sie sei von Neapolis und schön."

„Schön? Ihre Schönheit vermöchte den Tag zu blenden! Neapolis! Nein, sie ist griechischer Abkunft, Griechenland allein konnte solche Gestalten bilden. Nydia, ich liebe sie!"

„Ich dachte mir das," erwiderte Nydia ruhig.

„Ich liebe sie, und Du sollst es ihr sagen. Ich bin im Begriff, Dich zu ihr zu senden. Glückliche Nydia,

Du wirst in ihr Zimmer treten, wirst die Musik ihrer Stimme trinken, wirst Dich in der sonnigen Luft ihrer Gegenwart wärmen."

„Was, was? Willst Du mich denn von Dir schicken?"

„Du wirst zu Jone gehen," antwortete Glaukus in einem Tone, der sagte: „Was kannst Du mehr wünschen?"

Nydia brach in Thränen aus.

Glaukus richtete sich auf und zog sie mit den beruhigenden Liebkosungen eines Bruders an sich.

„Mein Kind, meine Nydia! Du weinst, weil Du nicht weißt, welch ein Glück ich Dir gewähre. Sie ist freundlich und gütig, und sanft wie ein Mailüftchen. Sie wird Deiner Jugend eine Schwester sein, wird Deine einnehmenden Talente würdigen und Deine einfachen Grazien lieben, wie es Niemand sonst könnte, denn sie gleichen den ihrigen. Weinst Du noch immer? Liebes Närrchen! Ich will Dich nicht zwingen, meine Süße. Willst Du mir diese Gefälligkeit nicht erweisen?"

„Wohlan, wenn ich Dir dienen kann, so befehle. Sieh, ich weine nicht mehr, ich bin ruhig."

„Das ist ganz meine Nydia," fuhr Glaukus fort, ihre Hand küssend. „Geh also zu ihr; wenn Du Deine Erwartungen hinsichtlich ihrer Freundlichkeit nicht befriedigt findest, wenn ich Dich getäuscht habe, so kehre zurück, sobald Du willst. Ich schenke Dich nicht einer Andern, sondern ich leihe Dich bloß. Mein Haus sei immer Deine Zuflucht, meine Süße. Ach, könnte es doch allen Freundlosen und Betrübten Schutz gewähren. Aber, wenn mein Herz mir Wahrheit zuflüstert, so werde ich

Dich bald wieder zurückfordern, mein Kind. Mein Haus und Jonens Haus werden Eins werden, und Du sollst bei uns Beiden leben."

Ein Schauder fuhr durch die zarte Gestalt des blinden Mädchens; aber sie weinte nicht mehr — sie hatte sich in ihr Schicksal ergeben.

„Geh also, meine Nydia, in Jonens Haus — man wird Dir den Weg zeigen. Nimm ihr die schönsten Blumen mit, die Du pflücken kannst; die Vase dazu will ich Dir geben, und Du wirst ihren geringen Werth entschuldigen. Man soll Dir auch die Laute hintragen, die ich Dir gestern gab, und der Du so bezaubernde Töne zu entlocken verstehst. Auch diesen Brief überreiche ihr, worin ich nach hundert Versuchen meinen Gedanken Worte zu geben bemüht war. Horche auf jeden Ton, auf jede Beugung ihrer Stimme, und sage mir, wenn wir uns wiedersehen, ob ihre Musik mich zu Hoffnungen oder zu Befürchtungen berechtigt. Schon sind es mehre Tage, gute Nydia, daß ich nicht mehr bei Jone zugelassen wurde; es liegt etwas Geheimnißvolles in dieser Ausschließung; ich werde durch Zweifel und Besorgnisse gequält; bemühe Dich also — denn Du bist klug, und Deine Sorge für mich wird Deinen scharfen Beobachtungsgeist zehnfach verfeinern — die Ursache dieser Unfreundlichkeit zu erfahren; sprich von mir, so oft Du kannst; laß meinen Namen stets über Deine Lippen schweben; gib ihr meine innige Liebe eher zu verstehen, als daß Du sie laut aussprichst; habe Acht, ob sie seufzt, während Du sprichst, ob sie Dir antwortet, oder wenn sie Deine Rede mißbilligt, in welchem Tone

dies geschieht. Sei meine Freundin, sprich für mich, und oh, wie reich wirst Du das Wenige vergelten, das ich für Dich gethan habe. Du verstehst mich doch, Nydia, Du bist noch ein Kind — habe ich mehr gesagt, als Du verstehen kannst?"

„Nein."

„Und willst Du mir dienen?"

„Ja."

„Komm zu mir, wenn Du die Blumen gepflückt hast, und ich will Dir die Vase geben, von der ich sprach; suche mich in dem Zimmer der Leda auf. Du bist doch nicht mehr traurig, hübsches Kind?"

„Glaukus, ich bin eine Sklavin; was habe ich mit Freud oder Leid zu schaffen?"

„Sprichst Du so? Nein, Nydia, sei frei. Ich gebe Dir Freiheit — genieße sie, wie Du willst, und verzeihe mir, daß ich bei Dir den Wunsch voraussetzte, mir zu dienen."

„Du bist beleidigt. Oh, ich möchte selbst um einen höhern Preis, als die Freiheit, Dich nicht beleidigen. Glaukus, mein Bewahrer, mein Retter, mein Beschützer, verzeihe dem armen blinden Mädchen. Insofern es zu Deinem Glücke beitragen kann, so trauert es selbst dann nicht, wenn es Dich verlassen muß."

„Mögen die Götter dieses dankbare Herz segnen," sprach Glaukus überaus bewegt und küßte ihr, ohne zu ahnen, welches Feuer er anfache, zu wiederholten Malen die Stirne.

„Du verzeihst mir," sagte sie, „und wirst nicht mehr von Freiheit sprechen; meine ganze Glückseligkeit

ist, Deine Sklavin zu sein, und Du hast ja versprochen, mich keinem Andern geben zu wollen."

„Ich habe es versprochen."

„Und jetzt will ich also die Blumen pflücken."

Stillschweigend nahm Nydia aus der Hand des Glaukus die kostbare, mit Edelsteinen besetzte Vase, in welcher die Blumen an Farbenglanz und Wohlgeruch mit einander wetteiferten; thränenlos empfing sie seine letzte Weisung. Als er aufhörte zu sprechen, blieb sie einen Augenblick stehen; sie wagte nicht zu antworten, sie suchte seine Hand, führte sie an ihre Lippen, ließ ihren Schleier über ihr Gesicht fallen und entfernte sich plötzlich aus seiner Nähe. Als sie die Thürschwelle erreichte, hielt sie noch einmal an, streckte ihre Hände gegen sie aus und flüsterte: „Drei glückliche Tage — Tage unaussprechlicher Wonne! — habe ich erlebt, seit ich dich überschritten, gesegnete Schwelle! Möge nach meiner Entfernung der Friede ewig bei dir wohnen! Und jetzt reißt sich mein Herz von dir los, und der einzige Ton, der in ihm erklingt, heißt mich sterben!"

Sechstes Kapitel.

Die glückliche Schönheit und die blinde Sklavin.

Eine Sklavin trat in das Zimmer der Jone, mit der Meldung, daß eine Botin von Glaukus vorgelassen zu werden wünsche.

Jone zauderte einen Augenblick.

„Die Botin ist blind," sagte die Sklavin, „und will ihren Auftrag nur an Dich selbst ausrichten."

Niedrig ist das Herz, welches das Unglück nicht achtet. Kaum hatte Jone gehört, daß die Botin blind sei, als sie die Unmöglichkeit fühlte, eine unfreundliche Antwort zu geben. Glaukus hatte einen Herold gewählt, der in der That heilig war — einen Herold, der nicht zurückgewiesen werden konnte.

„Was kann er von mir wollen? Welche Botschaft kann er senden?“ fragte sich Jone selbst und ihr Herz schlug schneller. Der Vorhang an der Thür ward zurückgezogen; ein sanfter und echoloser Tritt bewegte sich über den Marmor hin, und geführt von einer der Dienerinnen trat Nydia mit ihrer kostbaren Gabe ein.

Sie stund einen Augenblick still, als wenn sie auf einen Laut horchte, um ihre Richtung darnach zu nehmen.

„Will die edle Jone,“ hub sie mit sanfter und leiser Stimme an, „mich eines Wortes würdigen, damit ich weiß, wohin ich diese umnachteten Schritte zu lenken habe, um ihr meine Gabe zu Füßen zu legen?“

„Schönes Kind,“ sprach Jone gerührt und milde, „gib Dir nicht die Mühe, über diesen schlüpfrigen Boden zu gehen, meine Dienerin wird mir das bringen, was Du zu überreichen hast.“ Und sie winkte ihrem Mädchen, die Vase in Empfang zu nehmen.

„Ich darf sie Niemanden als Dir geben,“ antwortete Nydia, schritt, geleitet von ihrem Ohre, langsam der Stelle zu, wo Jone saß, und überreichte ihr knieend die Blumenvase.

Jone nahm sie aus ihrer Hand und stellte sie auf den Tisch zu ihrer Seite. Hierauf hob sie Nydia sanft em-

vor und wollte sie auf das Polster setzen; aber das Mädchen weigerte sich bescheiden.

„Ich habe mich meines Auftrags noch nicht vollständig entledigt," sprach sie und zog den Brief des Glaukus aus ihrem Gewande hervor. „Die Zeilen erklären vielleicht, warum Derjenige, der mich gesandt, eine so unwürdige Botin für Jone auswählte."

Die Griechin ergriff den Brief mit einer Hand, deren Zittern Nydia fühlte; dieses Gefühl entlockte der armen Sklavin sofort einen Seufzer. Mit übereinandergelegten Armen und niedergeschlagenen Blicken stund sie vor der stolzen und stattlichen Jone; — nicht minder stolz vielleicht in ihrer unterwürfigen Haltung. Jone winkte mit ihrer Hand und die Dienerinnen entfernten sich; noch einmal blickte sie in Verwunderung und schöner Theilnahme auf die junge Sklavin, trat sodann etwas von ihr zurück, eröffnete und las folgenden Brief:

„Glaukus sendet der Jone mehr, als er zu äußern wagt. Ist Jone unwohl? Deine Sklavinnen sagen mir nein, und diese Versicherung tröstet mich. Hat Glaukus Jone beleidigt? Ach, diese Frage mag ich nicht an die Sklavinnen richten. Seit fünf Tagen bin ich aus Deiner Gegenwart verbannt. Hat die Sonne geschienen? — Ich weiß es nicht; hat der Himmel gelächelt? — Für mich hat er kein Lächeln. Meine Sonne und mein Himmel sind ferne. Beleidige ich Dich? Bin ich zu kühn? Spreche ich das auf dem Schreibtäfelchen aus, was meine Zunge nicht zu äußern wagte? Ach, gerade in Deiner Abwesenheit fühle ich erst ganz den Zauber, durch den Du mich überwunden hast. Diese Abwesenheit

jedoch, die mich der Freude beraubt, gibt mir Muth. Du willst mich nicht sehen, und hast auch die gemeinen Schmeichler verbannt, die Dich umlagern. Aber kannst Du mich mit ihnen vermengen? Es ist nicht möglich! Du weißt zu gut, daß ich nicht zu ihnen gehöre — daß ich von anderm Stoffe bin, als sie. Denn selbst wenn ich von dem niedrigsten Schlage wäre, so hat mich der Duft der Rose durchdrungen, und der Geist Deines Wesens ist in das meinige übergegangen, um es zu durchduften, zu heiligen, zu begeistern. Hat man mich bei Dir verleumdet, Jone? Du wirst es nicht glauben. Sagte mir das delphische Orakel selbst, Du seiest unwürdig, so würde ich ihm nicht glauben: und bin ich weniger ungläubig, als Du? Ich denke an unser letztes Beisammensein — an das Lied, das ich Dir sang — an den Blick, mit dem Du mir darauf antwortetest. Verberge es, wie Du willst, Jone, es herrscht eine gewisse Verwandtschaft zwischen uns, und unsre Augen gestunden es, obwohl unsre Lippen schwiegen. Habe doch die Huld, mich zu sehen, mich anzuhören, und dann verbanne mich, wenn Du es willst. Ich gedachte nicht, so frühe es auszusprechen, daß ich liebe, aber diese Worte stürzen sich in mein Herz herein — sie wollen einen Ausweg haben. Empfange daher meine Huldigung und mein Gelübde. Wir trafen uns zuerst an dem Altare der Pallas; sollten wir nicht an einem älteren und milderen Altare zusammentreffen?

„Schöne angebetete Jone! wenn meine heiße Jugend und meine athenisches Blut mich irre leiteten und verlockten, so haben diese Irrwege mich nur gelehrt, die

Ruhe, den Hafen, den ich nunmehr erreichte, zu würdigen. Ich hänge meine triefenden Kleider an dem Altare des Meergottes auf. Ich bin dem Schiffbruch entgangen; ich habe Dich gefunden. Jone, gestatte mir huldvoll den Zutritt; Du bist gütig gegen Fremdlinge, willst Du grausamer gegen Deine eigenen Landsleute sein? Ich erwarte Deine Antwort. Empfange die Blumen, die ich sende — ihr süßer Odem hat eine beredtere Sprache, als die der Worte. Die Düfte, die sie aushauchen, ziehen sie aus der Sonne; sie sind das Sinnbild der Liebe, die empfängt und zehnfach vergilt — das Sinnbild des Herzens, das Deine Strahlen einsog, und Dir den Keim zu jenen Schätzen verdankt, die es Deinem Lächeln darbringt. Ich sende Dir diese Blumen durch eine Botin, die Du, wenn nicht um meinetwillen, doch um ihretwillen aufnehmen wirst. Sie ist gleich uns eine Fremde; ihrer Väter Asche ruht unter einem freundlicherem Himmel; aber weniger glücklich als wir, ist sie blind und eine Sklavin. Arme Nydia! indem ich um die Erlaubniß bitte, sie in Deine Nähe zu bringen, suche ich die Grausamkeit der Natur und des Geschickes gegen sie so viel als möglich gut zu machen. Sie ist sanft, behende und gelehrig, in Musik und Gesang geübt, und für die Blumen eine wahre Chloris.* Sie hofft, Jone, Du werdest sie lieb gewinnen; wo nicht, so schicke sie mir zurück.

„Noch ein Wort — laß mich kühn sein, Jone. Warum denkst Du so hoch von jenem dunkeln Egypter? Er hat durchaus nicht das Wesen eines redlichen Mannes an sich. Wir Griechen lernen die Menschen von unsrer

* Die griechische Flora.

Wiege an kennen; wir sind nicht weniger tief, wenn wir auch keine düstere Miene annehmen; unsre Lippen lächeln, aber unsre Augen sind ernst — sie beobachten — merken — studiren. Arbaces ist nicht der Mann, dem man so unbedingt trauen darf; könnte es der Fall sein, daß er mich bei Dir verleumdet hat? Ich glaube es, denn ich ließ ihn bei Dir zurück; Du sahst, wie sehr ihm meine Gegenwart zuwider war, und seit der Zeit hast Du mich nicht wieder vorgelassen. Glaube nichts, was er etwa zu meinem Nachtheile sagt; wenn Du es aber glaubst, so sage es mir ohne Weiteres, denn dies ist Jone dem Glaukus schuldig. Lebe wohl! Diesen Brief berührt Deine Hand; diese Buchstaben begegnen Deinem Auge — sollen sie glücklicher sein, als ihr Urheber? Noch einmal, lebe wohl!"

Während Jone diesen Brief las, war ihr, als ob ein Nebel vor ihren Augen verschwinde. Was war die vermeintliche Beleidigung des Glaukus gewesen? — daß er sie nicht in der That liebte! Und jetzt gestund er gerade heraus und in unzweideutigen Ausdrücken seine Liebe. Von diesem Augenblicke an, war seine Macht über sie wieder vollkommen hergestellt. Bei jedem zärtlichen Worte in diesem von poetischer und vertrauungsvoller Leidenschaft glühenden Briefe machte ihr Herz ihr Vorwürfe. Hatte sie nicht an seiner Treue gezweifelt und einem Andern geglaubt? Hatte sie ihm denn auch nur das Recht des Verbrechers zugestanden, sein Verbrechen zu erfahren, zu seiner Vertheidigung zu sprechen? — Thränen rollten ihr die Wangen herab — sie küßte den Brief, steckte ihn in ihren Busen und wandte sich zu Nydia, die

noch an demselben Platze und in derselben Stellung da stund, mit den Worten: „Willst Du nicht sitzen, mein Kind, während ich eine Antwort auf diesen Brief schreibe?“

„Du willst ihn also beantworten?“ sagte Nydia kalt.

„Gut; der Sklave, der mich begleitete, wird Deine Antwort zurücknehmen.“

„Was Dich anbelangt,“ sprach Jone, „so bleibe bei mir — glaube mir, Dein Dienst soll leicht sein.“

Nydia neigte das Haupt.

„Wie heißt Du, schönes Mädchen?“

„Sie nennen mich Nydia.“

„Deine Heimath?“

„Das Land des Olympus — Thessalien.“

„Du sollst mir eine Freundin sein,“ sagte Jone liebkosend, „wie Du mir eine halbe Landsmännin bist. Einstweilen bitte ich Dich, bleibe nicht länger auf diesem kalten und glatten Marmor stehen — Jetzt, da Du sitzest, kann ich Dich für einen Augenblick verlassen.“

Sie schrieb nun Folgendes:

„Jone grüßt den Glaukus — komm zu mir, Glaukus, komm morgen zu mir; — ich mag ungerecht gegen Dich gewesen sein, aber ich will Dir wenigstens den Fehler sagen, der Dir zur Last gelegt wurde. — Fürchte hinfort den Egypter nicht mehr — fürchte Niemand. Du sagst, Du habest zu viel ausgedrückt — ach, in diesen hastig niedergeschriebenen Worten habe ich bereits dasselbe gethan. — Lebe wohl!“

Als Jone mit dem Brief wieder erschien, den sie, nachdem sie ihn geschrieben hatte, nicht zu überlesen

wagte — (Raschheit und Ängstlichkeit, wie eigenthümlich seid ihr der Liebe!) fuhr Nydia von ihrem Sitze auf.

„Du hast an Glaukus geschrieben?"

„Ja."

„Und wird er dem Boten danken, der ihm Deinen Brief bringt?"

Jone vergaß, daß Nydia blind war; sie erröthete von der Stirne bis an den Nacken, und blieb still.

„Ich meine nämlich," fügte Nydia in ruhigem Tone hinzu, „das leichteste unfreundliche Wörtchen von Dir würde ihn betrüben — die kleinste Freundlichkeit erfreuen. Ist ihm das Erstere beschieden, so lasse den Sklaven Deine Antwort zurückbringen; enthält er aber das Letztere, so laß mich die Botin sein — ich will diesen Abend zurückkehren."

„Und warum, Nydia," fragte Jone ausweichend, „möchtest Du meinen Brief überbringen?"

„Ist ihm also Freundliches zugedacht!" sagte Nydia. „Ach, wie wäre es denn auch anders möglich; wer könnte unfreundlich gegen Glaukus sein!

„Mein Kind," entgegnete Jone etwas zurückhaltender, als zuvor, „Du sprichst mit Wärme — Glaukus ist also liebenswürdig in Deinen Augen?"

„Edle Jone! Glaukus ist mir geworden, was mir weder das Geschick, noch die Götter gewesen — ein Freund."

Die mit Würde gepaarte Wehmuth, mit welcher Nydia diese einfachen Worte sprach, ergriff die schöne Jone; sie neigte sich herab und küßte die Blinde. „Du

bist dankbar und mit Recht; warum sollte ich erröthen, zu sagen, daß Glaukus Deiner Dankbarkeit würdig ist? Geh, meine Nydia, — überbring ihm selbst diesen Brief — aber komm wieder zurück. Wenn ich bei Deiner Heimkehr nicht zu Hause sein sollte, was diesen Abend wohl der Fall sein dürfte, soll Dein Zimmer dem meinigen zunächst bereit sein. Nydia, ich habe keine Schwester — willst Du mir eine sein?"

Die Thessalierin küßte die Hand Jone's und sagte sodann mit einiger Verlegenheit: „Eine Gunst, schöne Jone — darf ich darum bitten?"

„Du kannst nichts fordern, was ich Dir nicht gewähren würde," erwiderte die Neapolitanerin.

„Man sagt mir," sprach Nydia, „daß Du schöner seiest, als Alles, was die Erde an Lieblichem aufzuweisen hat. Ach! ich kann das nicht sehen, was die Welt erfreut. Willst Du mir also erlauben, mit meiner Hand über Dein Gesicht zu fahren — das ist mein einziges Unterscheidungszeichen der Schönheit, und ich wende es gewöhnlich richtig an!"

Sie wartete nicht auf Jone's Antwort, sondern fuhr, noch während sie sprach, sanft und langsam mit ihrer Hand über die gebeugten und halb abgewandten Züge der Griechin hin — Züge, die nur ein Bild der Welt noch jetzt darstellt und zurückrufen kann. Dieses Bild ist die verstümmelte, aber doch so wundervolle Statue in Jone's Vaterstadt, in Neapel; jenes Antlitz von parischem Marmor, vor welchem alle Schönheit der florentinischen Venus ärmlich und irdisch erscheint — jenes Gesicht,

voll Harmonie, Jugend, Geist und Seele, das neuere Forscher für eine Darstellung der Psyche halten.*

Ihre Finger glitten langsam über das geflochtene Haar und die glatte Stirne — über die weiche und blühende Wange, über das Grübchen im Kinn — über den weißen Schwanenhals. „Ich weiß jetzt," hub sie an, „daß Du schön bist, und kann Dich mir nun und für immer in meiner Dunkelheit vorstellen."

Als Nydia sie verließ, versank Jone in tiefe aber köstliche Träumereien. Glaukus liebte sie also; er gestand es — ja; er liebte sie. Sie wunderte sich, wie sie je eine Silbe gegen ihn hatte glauben können, sie wunderte sich, wie der Egypter fähig gewesen war, eine Gewalt gegen Glaukus auszuüben. Sie fühlte einen Schauder, als sie nochmals auf seine Warnung gegen den Arbaces zurückkam und ihre geheime Furcht vor diesem dunkeln Wesen steigerte sich bis zum Grauen. Aus diesen Gedanken wurde sie durch ihre Dienerinnen aufgeweckt, die ihr meldeten, daß die zum Besuche des Arbaces bestimmte Stunde nunmehr gekommen sei. Sie erschrack, denn sie hatte das Versprechen vergessen. Ihr erster Entschluß war, diesen Besuch zu unterlassen, ihr zweiter, über ihre Furcht vor ihrem ältesten Freunde zu lachen. Sie beeilte sich, ihrer Kleidung den übrigen Schmuck beizufügen, und unentschlossen, ob sie schon jetzt den Egypter näher über seine Anklagen gegen Glaukus be-

* Die wundervollen Ueberbleibsel der so benannten Statue in dem Museo Burbonico. Das Gesicht ist, was die Züge und das darin ausgedrückte Gefühl anbelangt, das schönste, was uns die alte Bildhauerkunst hinterlassen hat.

fragen, oder ob sie warten solle, bis sie, ohne die Quelle anzugeben, die Anschuldigung selbst dem Glaukus mitgetheilt habe, schlug sie den Weg nach der düstern Behausung des Arbaces ein.

Siebentes Kapitel.

Jone in der Schlinge — Die Maus sucht das Netz zu zernagen.

„O theuerste Nydia!“ rief Glaukus, als er den Brief Jone's las, „herrlichster Bote, der je zwischen Himmel und Erde verkehrte — wie soll ich Dir danken?“

„Ich bin schon belohnt,“ sagte die arme Thessalierin.

„Morgen, morgen, wie werd' ich die Stunden bis dahin zubringen?“

Der liebeglühende Grieche wollte Nydia, obgleich sie mehremale das Zimmer zu verlassen suchte, nicht von sich fortlassen; sie mußte ihm jede Silbe der kurzen Unterredung, die zwischen Jone und ihr stattgefunden, zu wiederholten Malen vorsagen; tausendmal befragte er sie, ihren unglücklichen Zustand vergessend, nach den Blicken und der Miene seiner Geliebten; dann wieder plötzlich seinen Fehler entschuldigend, bat er sie, den ganzen hiedurch unterbrochenen Bericht noch einmal zu wiederholen. So vergingen rasch und entzückend für ihn, qualvoll aber für Nydia, die Stunden, und das Zwielicht war bereits eingebrochen, ehe er sie mit einem neuen Briefe und frischen Blumen zu Jonen zurückfandte. Kaum war sie fort, als Klodius und mehre seiner munteren Genossen zu ihm hereinstürmten; sie

spotteten über seine Zurückgezogenheit während des ganzen Tages und über seine Abwesenheit von den sonst gewöhnlich besuchten Orten; sie luden ihn ein, sie nach den verschiedenen Vergnügungsplätzen jener lebhaften Stadt zu begleiten, die der Genußsucht Tag und Nacht Abwechslung boten. Damals wie noch jetzt im Süden (denn kein Land vielleicht hat so viel von seiner Größe verloren, und so viel von seinen Sitten beibehalten) war es eine Lieblingsgewohnheit der Italiener, sich an den Abenden zu versammeln, und während sie unter den Säulengängen der Tempel oder im Schatten der die Straßen bekränzenden Baumgruppen eine Musik oder den Vortrag irgend eines erfinderischen Erzählers anhörten, begrüßten sie den aufsteigenden Mond mit Libationen von gefrornem Wein und mit Gesängen. Glaukus fühlte sich zu selig, um ungesellig zu sein; er sehnte sich, dem Übermaß der Freude, das ihn erdrückte, Luft zu machen. Gerne ging er auf den Vorschlag seiner Freunde ein, und lachend schritten sie miteinander die belebten und schimmernden Straßen hinab.

Unterdessen hatte Nydia zum zweitenmale das Haus Jone's, die längst fortgegangen war, erreicht. Sie fragte gleichgültig, wohin sich Jone begeben habe.

Die Antwort, die sie empfing, befremdete und erschreckte sie.

„Nach dem Hause des Arbaces — des Egypters? Unmöglich!"

„Ganz gewiß, meine Kleine," sagte die Sklavin, die auf ihre Frage geantwortet hatte, „sie kennt den Egypter schon lange."

„Schon lange! Ihr Götter! Und doch liebt Glaukus sie!“ murmelte Nydia bei sich selbst; „und hat,“ fragte sie laut, „hat sie ihn früher schon oft besucht?“

„Nie zuvor,“ antwortete die Sklavin. „Wenn übrigens all die Lästerungen, die in Pompeji über ihn im Umlaufe sind, Grund haben, so wäre es vielleicht besser, wenn sie sich auch heute nicht hingewagt hätte. Aber meine arme Herrin hört Nichts von dem, was zu uns gelangt; das Geplauder des Vestibulums dringt nicht in das Peristyl.“ *

„Nie zuvor,“ wiederholte Nydia; „bist Du gewiß?“

„Gewiß! meine Kleine; aber was geht das Dich oder uns an?“

Nydia besann sich einen Augenblick, stellte sodann die Blumen, die sie trug, nieder, rief dem Sklaven, der sie begleitet und verließ das Haus, ohne ein weiteres Wort zu sprechen. Erst nachdem sie den halben Weg zu dem Hause des Glaukus zurückgelegt hatte, brach sie das Stillschweigen und selbst dann murmelte sie für sich nur die Worte: „Sie hat offenbar durchaus keine Ahnung von den Gefahren, in die sie sich gestürzt. Ich Thörin — soll ich sie retten? — Ja, denn ich liebe Glaukus mehr als mich selbst.“

Als sie bei dem Hause des Atheners anlangte, erfuhr sie, daß er mit einigen seiner Freunde ausgegangen sei, wohin aber, wußte ihr Niemand zu sagen; nur vermutheten seine Leute, er werde nicht vor Mitternacht zurückkehren.

Die Thessalierin seufzte schwer; sie sank auf einen

* Terenz.

Sitz in der Halle, und bedeckte das Gesicht mit den Händen, als ob sie ihre Gedanken sammeln wollte.

„Da ist keine Zeit zu verlieren," dachte sie, und sprang auf. Zu dem Sklaven, der sie begleitet hatte, wandte sie sich mit den Worten: „Weißt Du nicht, ob Jone einen Verwandten oder einen vertrauteren Freund in Pompeji hat?"

„Wie, beim Jupiter!" antwortete der Sklave, „bist Du einfältig genug, um so Etwas zu fragen? Jedermann in Pompeji weiß, daß Jone einen Bruder hat, der, obwohl jung und reich, (unter uns gesprochen) närrisch genug war, ein Priester der Isis zu werden?"

„Ein Isispriester! o Götter! Sein Name?"

„Apäcides."

„Jetzt weiß ich Alles," flüsterte Nydia, „Bruder und Schwester sollen also Beide geopfert werden. Apäcides. Ja, den Namen hörte ich in — — ha! er kennt also die Gefahr, die seine Schwester umringt, genau; ich will zu ihm."

Bei diesem Gedanken sprang sie auf, ergriff den Stab, der immer ihre Schritte lenkte, und eilte zu dem benachbarten Altare der Isis.

Bis sie unter den Schutz des freundlichen Griechen gekommen war, hatte dieser Stab hingereicht, das arme blinde Mädchen von einem Ende Pompeji's zum andern zu leiten. Jede Straße, jede Wendung in den belebteren Theilen waren ihr bekannt, und da die Einwohner eine zärtliche, halb abergläubische Verehrung für solche Unglückliche hegten, so hatten die Vorübergehenden jederzeit ihren ängstlichen Schritten Platz gemacht.

Das arme Mädchen ließ sich nicht einfallen, daß sie in ganz kurzer Zeit in ihrer Blindheit eine Beschützerin und Führerin finden sollte, die sicherer war, als das schärfste Auge.

Seit sie jedoch unter dem Dache des Glaukus lebte, hatte dieser einen Sklaven angewiesen, sie überall hin zu begleiten; und der arme, hiezu bestimmte Teufel, der zu den fetteren gehörte, und sich jetzt, nachdem er schon zweimal den Weg zu Jone's Haus zurückgelegt, zu einem dritten Ausfluge (wohin, wußten nur die Götter) verdammt sah, keuchte, sein Schicksal beklagend, hinter ihr her und betheuerte feierlich bei Kastor und Pollux, er glaube, das blinde Mädchen besitze die Flügel des Merkurs, so wie die Gebrechen des Kupido.

Nydia bedurfte übrigens seines Beistandes nur in geringem Grade, um ihren Weg zu dem bei dem Volke so beliebten Isistempel zu finden; der Raum vor demselben war jetzt leer, und sie gelangte ohne Hinderniß bis zu dem heiligen Gitter.

„Es ist Niemand hier," sagte der fette Sklave; „was oder wen willst Du? Weißt Du nicht, daß die Priester nicht im Tempel wohnen?"

„Rufe nur," sagte sie ungeduldig, „Tag und Nacht wacht immer wenigstens ein Flamen am Altare der Isis."

Der Sklave rief, aber es kam Niemand.

„Siehst Du Niemand?"

„Niemand."

„Du irrst Dich; ich höre einen Seufzer — sieh noch einmal nach."

Erstaunt und brummend warf der Sklave seine schweren Augen umher, und erblickte nun vor einem der Altäre, deren Überbleibsel noch heute den engen Raum ausfüllen, eine dem Anscheine nach in Betrachtung versunkene Gestalt.

„Ich sehe eine Figur," sagte er, „und nach den weißen Kleidern ist es ein Priester."

„O Flamen der Isis," rief Nydia, „Diener der ältesten Gottheit höre mich!"

„Wer ruft?" sprach eine leise, melancholische Stimme.

„Eine, die einem Mitgliede Deiner Körperschaft nicht gewöhnliche Nachrichten mitzutheilen hat; ich komme, Orakel auszusprechen, nicht um sie zu befragen."

„Mit wem willst Du sprechen? Dies ist keine Stunde für Dein Gesuch; gehe fort und störe mich nicht länger, die Nacht ist den Göttern geweiht, der Tag den Menschen."

„Mir däucht, ich kenne Deine Stimme; Du bist der, den ich suche, obwohl ich Dich nur einmal reden gehört habe. Bist Du nicht der Priester Apäcides?"

„Der bin ich," erwiderte der Priester, vom Altare aufstehend und dem Gitter sich nähernd.

„Du bist es! Gepriesen seien die Götter!" Mit der Hand winkte sie dem Sklaven, sich Etwas zurückzuziehen, und dieser, der sich natürlich dachte, nur irgend ein religiöser, vielleicht mit der Sicherheit Jone's in Verbindung stehender Grund könne Nydia in den Tempel geführt haben, gehorchte und setzte sich in einiger Entfernung auf den Boden nieder.

„Stille!“ sagte sie, indem sie leise und schnell sprach; „bist Du wirklich Apäcides?“

„Wenn Du mich kennst, so kannst Du Dir doch wohl meine Gesichtszüge zurückrufen.“

„Ich bin blind,“ antwortete Nydia, „meine Augen liegen in meinem Gehör, und das erkennt Dich; schwöre übrigens, daß Du es bist.“

„Ich schwöre es bei den Göttern, bei meiner rechten Hand und bei dem Monde.“

„Pst! Sprich leise — neige Dich näher herab — gib mir Deine Hand: kennst Du den Arbaces? — Hast Du Blumen zu den Füßen des Todten niedergelegt? — Ach, Deine Hand ist kalt — höre doch! — Hast Du das fürchterliche Gelübde abgelegt?“

„Woher bist Du und woher kommst Du, blasses Mädchen?“ sprach Apäcides erschrocken; „ich kenne Dich nicht, an Deiner Brust hat dieses Haupt nicht gelegen; ich habe Dich nie zuvor gesehen.“

„Aber Du hast meine Stimme gehört; doch lassen wir das. Wir Beide müssen uns schämen, diese Erinnerungen zurückzurufen. Höre einmal, Du hast eine Schwester.“

„Sprich, sprich, was ist mit ihr?“

„Du kennst die Festmahle des Todten, Fremdling — es macht Dir vielleicht Vergnügen, daran Theil zu nehmen — würde es Dir aber auch gefallen, wenn Deine Schwester daran Theil nähme? — Würde es Dir gefallen, wenn Arbaces ihr Wirth wäre?“

„Oh, Götter, er wagt es nicht! Mädchen, wenn

Du Deinen Spott mit mir treibst, so zittere. Ich zerreiße Dich in tausend Stücken."

„Ich rede die Wahrheit, und während ich spreche, ist Jone in den Hallen des Arbaces — Du weißt, ob in diesem erstenmale Gefahr liegt! Lebe wohl! Ich habe mein Amt erfüllt."

„Halt, halt," rief der Priester, mit seiner magern Hand über die Stirne fahrend, „wenn das wahr ist, was kann geschehen, um sie zu retten? Man wird mich dort nicht einlassen, und ich kenne noch nicht alle Irrgänge jenes verwickelten Hauses. O Nemesis! meine Strafe ist gerecht."

„Ich will jenen Sklaven entlassen, sei Du mein Führer und Gefährte; ich will Dich zu der geheimen Thüre des Hauses führen, und Dir das Einlaßwort zuflüstern. Nimm eine Waffe mit; sie könnte vielleicht nöthig sein."

„Warte einen Augenblick," sagte Apäcides, zog sich in eine der Zellen an den Seiten des Tempels zurück und erschien bald wieder in einen großen Mantel gehüllt, wie ihn damals alle Stände häufig trugen, und der seine heilige Kleidung verbarg. „Jetzt," sprach er zähneknirschend, „wenn Arbaces gewagt hat — doch er wagt es nicht, er wagt es nicht! Warum sollte ich ihn auch im Verdachte haben? Ist er ein so niedriger Bösewicht? Ich will es nicht glauben — doch ein Sophist, ein dunkler Betrüger der Vernunft ist er. O Götter, schützt! Still! Gibt es denn Götter? Ja es gibt wenigstens eine Göttin, über deren Stimme ich gebieten kann, und diese ist — Rache!"

Solche unzusammenhängende Sätze vor sich hinmur-

melnd, eilte Apäcides, gefolgt von seiner schweigenden und blinden Gefährtin, auf den einsamsten Pfaden nach dem Hause des Egypters.

Der von Nydia so plötzlich fortgeschickte Sklave zuckte die Achseln, murmelte einen Fluch und begab sich, über seine Entlassung durchaus nicht ärgerlich, nach Haus in sein Cubiculum.

Achtes Kapitel.

Die Einsamkeit und das Selbstgespräch des Egypters. — Fernere Entwicklung seines Charakters.

Wir müssen im Verlaufe unserer Geschichte um einige Stunden zurückkehren. Beim ersten Grauen des Tages, den Glaukus bereits mit einem weißen Steine bezeichnet hatte, saß der Egypter schlaflos und einsam auf der Spitze des hohen und pyramidenartigen Thurmes an der Seite seines Hauses. Eine hohe Brustwehr rings herum diente als Schutzmauer, und bot in Verbindung mit der Höhe des Gebäudes und den düsteren Bäumen, welche es umgaben, den forschenden Augen der Neugierde oder Beobachtung Trotz. Vor ihm stund ein Tisch, auf welchem eine mit geheimnißvollen Figuren beschriebene Rolle lag. Am Horizonte wurden die Sterne dunkel und bleich, und die Schatten der Nacht schwanden von den kahlen Bergspitzen; nur über dem Vesuv schwebte noch eine tiefe, schwere Wolke, die seit mehren Tagen sich immer dunkler und dichter über seinem Gipfel zusammengezogen hatte. Noch sichtbarer

war der Kampf der Nacht und des Tages über dem breiten Ocean, der sich wie ein ungeheurer See ruhig ausdehnte — im Halbkreise begrenzt durch das Gestade, das mit Weinbergen und Baumgruppen bedeckt und hie und da von den weißen Mauern schlummernder Städte strahlend zu den sich kaum kräuselnden Wogen sich sanft hinabsenkte.

Es war die vor allen andern der kühnen uralten Kunst des Egypters geweihte Stunde — jener Kunst, die unser wechselvolles Geschick in den Sternen lesen möchte.

Arbaces hatte seine Rolle beschrieben, den Augenblick und die Zeichen eingetragen, und sich jetzt, auf die Hand gelehnt, den Betrachtungen hingegeben, welche seine Berechnung hervorrief.

„Wiederum warnen mich die Gestirne! Eine Gefahr wartet meiner also sicherlich," sprach er langsam; „eine gewaltsame und plötzliche Gefahr. Die Sterne zeigen mir dieselbe spöttische Drohung, die sie, wenn unsere Chroniken nicht irren, einst dem Pyrrhus zeigten — ihm, der dazu bestimmt war, nach Allem zu ringen — nichts zu genießen; — rastlos vom Schicksal umhergetrieben zu werden — Alles anzugreifen und Nichts zu gewinnen — Schlachten ohne Früchte zu liefern, Lorbeeren ohne Triumph zu erringen, Ruhm ohne Erfolg zu ernten; endlich durch seinen Aberglauben feige und wie ein Hund durch einen Ziegel aus der Hand eines alten Weibes erschlagen zu werden! Fürwahr, die Sterne schmeicheln mir sauber, wenn sie mir in diesem Kriegsnarren ein Vorbild geben — wenn sie der Glut meiner Weisheit dieselben Erfolge versprechen, wie der Raserei seines

Ehrgeizes — fortwährendes Abmühen und kein bestimmtes Ziel — die Arbeit des Sisyphus, den Berg und den Stein! — den Stein, ein düsteres Bild! — Es erinnert mich, daß ich mit einem ähnlichen Tod wie der Epirote bedroht werde. Sehen wir noch einmal nach. „„Nimm dich in Acht,““ sagen die leuchtenden Propheten, „„wenn du unter alten Dächern oder belagerten Mauern oder überhangenden Felsen hingehst — ein Stein von oben geschleudert, ist mit dem Fluche des Geschickes gegen dich beladen!““ Und in nicht ferner Zeit, von jetzt an, kommt die Gefahr; aber den Tag und die Stunde kann ich nicht genau lesen. Wohlan, wenn der Sand in meinem Stundenglase abläuft, soll er wenigstens bis zum letzten Augenblicke glänzen. Wenn ich aber dieser Gefahr entgehe — ja, wenn ich ihr entgehe, so glänzt die übrige Zeit meines Daseins klar und heiter, wie das Mondlicht auf den Gewässern. Ich sehe Ehre, Glück und Erfolg auf jeder Welle des dunkeln Abgrunds leuchten, in welchen ich am Ende versinken muß. Wie, soll ich also bei solchen Bestimmungen jenseits der Gefahr dieser selbst unterliegen? Meine Seele flüstert mir Hoffnung zu; freudig schwebt sie über die drohende Stunde hinweg; sie schwärmt in der Zukunft — ihr eigener Muth ist ihr bestes Vorzeichen. Wenn ich so schnell und so früh untergehen sollte, würden die Schatten des Todes mich umdüstern, und ich müßte das eisige Vorgefühl meines Geschickes empfinden. Meine Seele, die jetzt in mir so lächelt, würde in Bangigkeit und Düsternheit ihre Ahnung des fürchterlichen Orkus aus-

drücken. Sie lächelt — ſie gibt mir die Gewißheit meiner Rettung."

Als der Egypter ſein Selbſtgeſpräch in dieſer Weiſe endete, ſtund er unwillkürlich auf. Er ſchritt haſtig über den engen Raum dieſer Flur hin, deren Gewölbe die Sterne waren, und ſchaute, an der Bruſtwehr ſtille ſtehend, noch einmal auf den grauen und düſteren Himmel. Die Kühle der Morgendämmerung drang erfriſchend auf ſeine Stirne, und nach und nach gewann ſein Gemüth ſeine gewöhnliche Ruhe wieder. Er ſchaute nicht länger nach den Sternen, die nach einander in die Tiefen des Himmels verſchwanden, auf die weite Fläche unter ihm fielen nunmehr ſeine Blicke. Matt ſtiegen aus dem ſtillen Hafen der Stadt die Maſten der Galeeren empor; das gewaltige Summen um jenen Markt der Üppigkeit und Betriebſamkeit war verſtummt: keine Lichter, außer hie und da vor den Säulen eines Tempels oder aus den Säulengängen des verlaſſenen Forums, brachen die bleiche und ſchwankende Helle des kämpfenden Morgens. Aus dem Herzen der erſtarrten Stadt, die ſo bald von tauſend Leidenſchaften erzittern ſollte, drang kein Laut hervor; die Ströme des Lebens kreisten noch nicht; ſie lagen noch verſchloſſen und ſtarr unter dem Eiſe des Schlafes. Aus der ungeheuren Maſſe des Amphitheaters mit ſeinen ſich über einander erhebenden ſteinernen Sitzen — zuſammengeringelt wie ein ſchlummerndes Ungeheuer — erhob ſich ein ſchwacher und geiſterartiger Nebel, der über dem zerſtreuten Laubwerk, das in ſeiner Nähe dunkelte, ſich finſter und immer finſtrer ſammelte. Die Stadt ſchien, was ſie nach dem

fürchterlichen Wechsel von siebzehn Jahrhunderten noch heute dem Reisenden scheint — eine Stadt der Todten.*

Der Ocean selbst — ein heiterer, der Ebbe und Flut nicht unterworfener See — lag fast eben so still da, ausgenommen, daß aus seinem tiefen Schooß durch die Entfernung gedämpft, ein schwaches und regelmäßiges Gemurmel, wie der Athem seines Schlafes, herüber-tönte, während er, wie mit ausgestreckten Armen in das grüne und schöne Land hineingreifend, unbewußt die an seinem Ufer schlummernden Städte — Stabiä, Herkulanum und Pompeji — diese Kinder und Pfleglinge der Tiefen — an seine Brust zu drücken schien.

„Ihr schlummert," sprach der Egypter, während er düster über diese Städte, den Stolz und die Blüte Kampaniens hinschaute, „ihr schlummert; möchte es doch die ewige Ruhe des Todes sein! Was ihr jetzt seid, Juwelen in der Krone des Reiches, das waren einst die Städte des Nils! Ihre Größe ist von ihnen gewichen — sie schlafen unter ihren Ruinen — ihre Paläste und Tempel sind Gräber geworden — in dem Grase ihrer Straßen ringelt sich die Schlange — in ihren einsamen Hallen wärmt sich die Eidexe. Nach jenem geheimniß-vollen Gesetze der Natur, das den Einen erniedrigt, um den Andern zu erhöhen, seid ihr aus ihren Ruinen em-porgestiegen — du stolzes Rom hast die Herrlichkeit des Sesostris und der Semiramis usurpirt — du bist ein Räuber, dich bekleidend mit deiner Beute! Und diese

* Als Sir Walter Scott mit Sir William Gell Pompeji besuchte, war fast seine einzige Bemerkung: „Die Stadt der Todten — die Stadt der Todten!"

Städte hier — die Sklavinnen in deinem Triumphe — die ich, der letzte Sohn vergessener Monarchen, da unten erblicke, die Behälter deiner Alles durchdringenden Macht und Üppigkeit — ich verfluche sie, während ich auf sie hinabschaue! Die Zeit muß kommen, wo Egypten gerächt wird! wo das Roß der Barbaren im goldenen Hause Nero's gefüttert wird — und du, o Rom, die du den Wind mit Eroberungen besäet hast, sollst im Wirbelwind der Verödung ernten!"

Nie schwebte den Träumen eines Malers oder Dichters ein feierlicheres oder unheimlicheres Bild vor, als der Egypter jetzt darbot, da er eine Weissagung aussprach, die das Schicksal so fürchterlich erfüllt hat. Das Morgenlicht, das selbst der jungen Wange der Schönheit eine so zarte Bläße verleihen kann, gab seinen majestätischen und stattlichen Zügen fast die Tinten des Grabes; das schwarze Haar aber fiel in schweren Massen um dieselben, das dunkle Gewand flatterte lang und lose herab, der Arm war von der luftigen Höhe ausgestreckt, und die feurigen Augen funkelten von wilder Freude — so stund Arbaces da, halb ein Prophet, halb ein böser Geist.

Er wandte seinen Blick von der Stadt und dem Ocean ab — vor ihm lagen die Weinberge und Auen des reichen Kampaniens. Die alten halb pelasgischen Thore und Mauern der Stadt schienen ihren Umfang keineswegs zu begrenzen. Landhäuser und Dörfer erhoben sich auf beiden Seiten den Abhang des Vesuvs hinauf, der damals noch nicht ganz so steil und hoch war, wie jetzt. Wie nämlich Rom selbst auf einem

ausgebrannten Vulkan erbaut wurde, so hatten in ähnlicher Sorglosigkeit die Bewohner des Südens die grünen und mit Trauben bepflanzten Stellen um einen Vulkan her inne, dessen Feuer sie für immer erloschen glaubten. Von dem Thore her dehnte sich die lange, nach Größe und Bauart sehr mannigfaltige Gräberstraße aus, auf welcher man sich noch jetzt von dieser Seite her der Stadt nähert. Über die gesammte Umgegend ragte der sich in die Wolken verlierende Gipfel des fürchterlichen Berges empor, mit seinen bald dunkleren, bald helleren Schatten die moosigen Höhlen und aschfarbigen Felsen zeigend, die von den früheren Verheerungen Kunde gaben und, wenn der Mensch nicht blind wäre, die noch bevorstehenden hätte voraussagen können.

Damals und dort war es schwer, die Ursachen zu errathen, warum die an diese Stelle sich knüpfende Tradition eine so düstere und ernste Farbe trug; warum die Dichter in diese, auf mehre Meilen in die Runde — bis Bajä und Misenum — so heiteren Ebenen den Eingang und die Schwelle ihrer Hölle, ihren Acheron und ihren fabelhaften Styx verlegten; warum sie in diese jetzt vom Weinstocke lachenden Phlegrä * die Schlachten der Götter versetzten, und die kühnen Titanen gerade hier den Himmel versucht haben sollten; schwer, sagen wir, war die Ursache zu errathen, wenn nicht etwa die Phantasie in jenem versengten und zerstörten Gipfel die Wirkung des olympischen Donnerkeils erblicken mochte.

Doch weder die rauhe Höhe des stillen Vulkans,

* Oder **Phlegraei campi**, d. h. versengte oder verbrannte Felder.

noch die Fruchtbarkeit der sich an ihm abdachenden Felder, noch die melancholische Straße der Gräber, noch die glänzenden Villen eines verfeinerten und genußsüchtigen Volkes zogen in diesem Momente die Blicke des Egypters auf sich. An der einen Seite der Landschaft senkte sich der Vesuv in einem schmalen und unbebauten Bergrücken, hie und da durch zackige Klippen und wildes Gebüsch unterbrochen, zur Ebene herab. Am Fuße dieses Bergrückens lag ein sumpfiger und ungesunder, jetzt ausgetrockneter Pfuhl, und das forschende Auge des Arbaces gewahrte die Umrisse eines lebenden Wesens, das sich an dem Moraste bewegte und sich hin und wieder beugte, wie um die gemeinen Gewächse des letzteren zu pflücken.

„Ha!“ rief er laut, „ich habe also eine Gefährtin in diesen überirdischen Nachtwachen. Die Hexe des Vesuvs streicht herum. Wie, vernimmt sie auch, wie die Leichtgläubigen sich einbilden — vernimmt sie auch Belehrung von großen Sternen? hat sie gräuliche Zauberssprüche gegen den Mond ausgestoßen oder sucht sie, wie ihr häufiges Stillestehen bezeugt, garstige Kräuter aus diesem giftigen Sumpf? Wohlan, ich muß die Bekanntschaft dieser Mitarbeiterin machen. Wer immer nach Wissen strebt, lernt, daß keines Menschen Wissen verächtlich ist. Verächtlich seid bloß ihr, ihr feisten und aufgedunsenen Wesen, Sklaven der Üppigkeit, Müßiggänger im Denken, die ihr, nichts als die unfruchtbaren Sinne anbauend, euch einbildet, ihr dürftiger Boden könne die Myrte und den Lorbeer zugleich hervorbringen. Nein, der Weise allein vermag zu genießen! — Uns

allein ist der wahre Genuß verliehen, wenn Geist, Kopf, Erfindung, Erfahrung, Nachdenken, Wissenschaft und Einbildungskraft sich wie Ströme vereinigen, um das Meer der Empfindung anzuschwellen! — Jone!"

Als Arbaces dieses letzte bezaubernde Wort ausgesprochen, versanken seine Gedanken auf einmal in eine noch geheimnißvollere Tiefe. Er stund stille, verwandte seine Augen nicht vom Boden, lächelte ein- oder zweimal freudig und sagte dann, als er den Platz seiner Nachtwache verließ und sein Lager suchte, vor sich hin: „Wenn der Tod mir so nahe droht, so will ich wenigstens sagen können, daß ich gelebt habe — Jone soll mein werden."

Der Charakter des Arbaces gehörte zu jenen verwickelten, aus zahllosen Fäden bestehenden Geweben, in welchen selbst der darin wohnende Geist bisweilen irre geleitet und verwirrt wird. In ihm, dem Sohne eines gefallenen Herrscherhauses, dem Auswurfe eines gesunkenen Volkes, herrschte jener Geist unbefriedigten Stolzes, der stets an einem kräftigen Gemüthe nagt, das sich unerbittlich aus der Sphäre ausgeschlossen sieht, in welcher seine Väter glänzten und zu welcher Natur sowohl als Geburt auch ihm alle Ansprüche verliehen. Dieses Gefühl läßt durchaus kein Wohlwollen zu; es führt Krieg mit der Gesellschaft, sieht Feinde in den Menschen. Im gegenwärtigen Falle jedoch ging mit diesem Gefühle seine gewöhnliche Gefährtin, die Armuth, nicht Hand in Hand. Arbaces besaß einen Reichthum, der dem der meisten römischen Edeln gleichkam, und dies setzte ihn in den Stand, seinen Leidenschaften, die

weder in Geschäften, noch in Ehrenstellen einen Ableitungskanal fanden, im höchsten Grade zu fröhnen.

Von Land zu Land reisend und überall nur Rom erblickend, erhöhte er seinen Haß gegen die Gesellschaft und seinen Hang zum Genusse. Er lebte in einem ungeheuren Gefängniß, das er übrigens mit den Dienern seiner Schwelgerei auszufüllen in der Lage war. Da er aus diesem Kerker nicht entfliehen konnte, so ging sein einziges Streben dahin, denselben zu einem Palaste umzuschaffen. Seit den frühesten Zeiten waren die Egypter den sinnlichen Genüssen ergeben; Arbaces erbte sowohl ihre Gier nach Sinnengenuß, als auch die Glut ihrer Einbildungskraft, die selbst der Fäulniß dieser Genüsse ein Licht zu entlocken weiß. Aber still, ungesellig in seinen Vergnügungen, wie in seinen ernsteren Studien, und einen Andern weder über sich noch neben sich duldend, zog er nur Wenige in seine Gesellschaft, ausgenommen die willigen Sklaven seiner Verworfenheit. Er war der einsame Herr eines großen Harems. Bei alle dem jedoch fühlte er sich zu jener Übersättigung verdammt, die stets der Fluch von Männern sein wird, deren Geist über ihr Treiben erhaben ist, und was ursprünglich Antrieb der Leidenschaft gewesen, gefror bald zur bloßen Gewohnheit. Getäuscht in seinen Erwartungen vom Sinnengenuß, suchte er sich durch wissenschaftliche Studien zu erheben; da es jedoch nicht sein Zweck war, den Menschen zu dienen, so verachtete er alles praktische und nützliche Wissen. Seine dunkle Phantasie fand ein Wohlbehagen daran, jenen geisterartigen und geheimnißvollen Forschungen sich hinzugeben,

die einem verkehrten und zurückgezogenem Gemüth stets den höchsten Genuß gewähren, und zu welchen ihn überdies seine kühne, stolze Natur und die mysteriösen Überlieferungen seines Vaterlandes hinzogen. Allem Glauben an die verwirrten Religionssysteme der heidnischen Welt entsagend, setzte er den höchsten Glauben in die Macht menschlicher Weisheit. Die Grenzen, welche die Natur unsern Forschungen steckt, kannte er so wenig, als vielleicht irgend Jemand in jener Zeit. Da er fand, daß wir, je höher wir im Wissen steigen, desto mehr Wunder erblicken, so bildete er sich ein, daß die Natur nicht nur in ihrem gewöhnlichen Laufe Wunder vollbringe, sondern daß sie auch durch die Cabbala eines erhabenen Geistes von diesem Laufe abgelenkt werden könne. So verfolgte er die Wissenschaft über ihre festgesetzten Schranken hinaus, bis in das Land der Schatten und Irrthümer. Von den Wahrheiten der Astronomie ging er zu den Täuschungen der Astrologie über. Von den Geheimnissen der Chemie irrte er in das gespenstische Labyrinth der Magie, und er, der an der Macht der Götter zweifeln konnte, hegte eine höchst abergläubische Meinung von der Macht des Menschen.

Die Magie, welche damals unter den vorgeblichen Weisen sehr stark getrieben wurde, war eigentlich morgenländischer Abkunft; der früheren Philosophie der Griechen ferne stehend, fand sie bei diesen erst dann günstige Aufnahme, als Dethanes, der das Heer des Xerxes begleitete, in den einfachen Glauben der Hellenen den feierlichen Aberglauben des Zoroaster einführte. Unter den römischen Kaisern übrigens war die Magie

— ein passender Gegenstand für Juvenals feurige Satire — auch in Rom einheimisch geworden. Im engsten Zusammenhange mit der Magie stund der Gottesdienst der Isis, und die egyptische Religion war das Mittel, wodurch sich der Glaube an das egyptische Zauberwesen verbreitete. Die Theurgie oder weise (gutartige) Magie, sowie die Goëtie, oder schwarze (bösartige) Zauberkunst, waren im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gleich stark im Ansehen, und die Wunder eines Faust halten keinen Vergleich aus mit denen des Apollonius.*

* Während der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung war die heidnische Philosophie, insbesondere die des Pythagoras und des Plato, nicht nur durch den wildesten Mysticismus, sondern auch durch die vernunftlosesten Träumereien der Magie entwürdigt und verfälscht worden. Pythagoras verdiente in der That kaum ein besseres Schicksal; denn obwohl ein überaus geistvoller Mann, war er doch im höchsten Grade Marktschreier und ganz dazu geschaffen, der Vater einer Schule von Magiern zu werden. Er befaßte sich entweder selbst mit der Magie oder maßte sich wenigstens ihre Attribute an, und seine Jünger erzählten sich wunderbare Geschichten, wie er auf die Mondscheibe geschrieben, und an mehren Orten zu gleicher Zeit sich gezeigt habe. Seine goldenen Regeln genossen in Großgriechenland besonderer Verehrung, und aus seiner Lehre von den geheimen Zahlen zogen seine Schüler eine Menge anderer geheimer Lehren. Der merkwürdigste der Betrüger, die auf ihn nachfolgten, war der im Texte erwähnte Apollonius von Tyana; alle Arten von Wundern begleiteten diesen Herrn. Proteus, der egyptische Gott, verkündete seiner Mutter vor ihrer Niederkunft, daß er selbst (Proteus) durch ihre Vermittlung von Neuem in der Welt erscheinen werde, wornach man allerdings dem Proteus die Gabe der Verwandlung zugestehen müßte. Apollonius kannte die Sprache der Vögel, las die Gedanken der Menschen in ihrer Brust und verkehrte mit einem Spiritus familiaris. Er ward an einem vom Teufel besessenen Burschen zum Teufel und ver-

Könige, Hofleute und Weise, Alles zitterte vor den Meistern der gefürchteten Wissenschaft. Und keines=

anlaßte einst den Pöbel, einen armen Dämon von ehrbarem und bettelhaftem Aussehen, der sich nach dieser Operation in einen großen Hund verwandelte, zu steinigen. Er weckte Todte auf, verbrachte eine Nacht bei Achilles, und als Domitian ermordet wurde, rief er, obgleich er sich in jenem Augenblicke zu Ephesus befand, mit lauter Stimme: „Nieder mit dem Tyrannen!" Das Ende eines so großen Mannes war seines Lebens würdig. Er scheint in den Himmel gefahren zu sein. Was ließ sich auch Geringeres erwarten von einem Manne, der den Teufel gesteinigt hatte? Sollte ein englischer Schriftsteller einen neuen Faust schreiben wollen, so empfehle ich ihm den Apollonius.

Die Magier dieser Art jedoch waren Philosophen! — treffliche und gottesfürchtige Männer. Es gab hingegen auch andere von dunklerem und gefährlicherem Wissen — die Jünger der Goëtie, oder mit andern Worten der schwarzen Kunst. Die Goëtie sowohl als die Theurgie scheinen egyptischen Ursprunges zu sein, und es ist wenigstens gewiß, daß die Ausüber derselben ihren Stolz darein setzten, ihre Hauptgeheimnisse aus dieser Quelle zu schöpfen. Auch stehen beide Arten mit der Astrologie in engem Zusammenhange. Wenn ich also diesem Arbaces das Wissen und den Ruf eines Zauberers, sowie das Verständniß der Sprache der Sterne beilegte, bin ich mit dem Geiste seiner Zeit und mit seiner Abkunft im vollsten Einklange geblieben. Er ist ein charakteristisches Bild jenes Zeitalters. Anfänglich hatte ich die Absicht, die Ansprüche des Arbaces auf die Meisterschaft in seiner Kunst näher zu entwickeln und den Leser mit den verschiedenen Zaubereien jener Periode vertraut zu machen. Je mehr sich jedoch der Charakter des Egypters in mir selbst entwickelte, desto lebhafter fühlte ich die Nothwendigkeit, sparsam mit jener Maschinerie umzugehen, welche, Dank der Fünfschillingsbildung unserer Tage, Jedermann sich selbst erklären zu können glaubt. Sowie er einmal ist, wurde Arbaces eine zu sehr geistige Schöpfung, um einer häufigen Wiederholung der gewöhnlicheren und mehr rein physischen Elemente des Schreckens zu bedürfen. Ich ließ ihn also bloß seine Fähigkeiten in den elementarischen und

wegs der berühmteste seines Stammes war der fürchterliche, tiefe Arbaces. Sein Ruf und seine Entdeckungen waren Allen, die Magie trieben, bekannt, und sie überlebten ihn sogar; doch nicht unter seinem wirklichen und weltlichen Namen wurde er von den Zauberern wie von den Weisen geehrt. Ihre Huldigung gab ihm einen geheimnißvolleren Namen, und lange lebte er in Großgriechenland und in den Ebenen des Morgenlandes unter dem Titel: „Hermes, der Herr des flammenden Gürtels," im Andenken fort. Seine spitzfindigen Forschungen und seine gepriesenen, in mehren Werken mitgetheilten Entdeckungen befanden sich unter jenen Abhandlungen über die geheimen Künste, welche die neubekehrten Christen zwar freudig, aber nicht ohne Furcht in Ephesus verbrannten, und so der Nachwelt die Zeugnisse von der List des höllischen Feindes entzogen.

Das Gewissen des Arbaces war durchaus nur das Gewissen des Verstandes; es wurde durch keine moralischen Gesetze zurückgeschreckt. Er glaubte, wenn der Mensch solche Schranken der Masse setze, so könne er sich auch durch eine höhere Weisheit über dieselben erheben.

einfacheren Geheimnissen seiner Kunst entfalten, und den subtileren Theil derselben in geheimnißvollem Dunkel verborgen bleiben.

Was die Hexe des Vesuvs anbelangt, die später wieder eingeführt werden wird, so stehen auch ihre Zauberkünste und Tränke, ihre Höhle und deren Hülfsmittel, obwohl auch bei uns, im Norden, zu Hause, mit ihrer Zeit und ihrem Volke in Einklang. Einer Hexe von leichterem Charakter und minder ascetischen Sitten wird sich der gelehrte Leser mit Vergnügen aus dem goldenen Esel des Apulejus erinnern, und dem nichtgelehrten Leser kann die geistvolle Uebersetzung dieses herrlichen Romans von Taylor empfohlen werden.

„Wenn ich," so folgerte er, „Geist genug besitze, um Gesetze aufzulegen, habe ich da nicht auch das Recht, über meine eigenen Schöpfungen zu gebieten? Noch mehr, habe ich nicht das Recht, die Erzeugnisse von niedrigern Geistern zu beherrschen, zu umgehen, zu verachten?" Wenn er somit ein Bösewicht war, so rechtfertigte er seine Schlechtigkeit gerade durch das, was ihn hätte tugendhaft machen sollen, nämlich durch das Übergewicht seiner Intelligenz.

Wie alle Menschen mehr oder weniger eine leidenschaftliche Neigung nach Macht in sich tragen, so entsprach diese Neigung in Arbaces seinem übrigen Charakter vollkommen. Es war übrigens nicht das Verlangen nach einer äußerlichen und rohen Gewalt, er verlangte nicht nach Purpur und Fasces, den äußeren Zeichen gewöhnlicher Herrschaft. Sein Stolz, seine Verachtung für Rom, welches damals die Welt ausmachte, und dessen stolzen Namen er mit derselben Verachtung anschaute, mit der Rom gegen Barbaren so freigebig war, würde ihm nie gestattet haben, nach äußerer Herrschaft über Andere zu streben, da ihn ja eine solche zum Werkzeug oder Geschöpf des Kaisers gemacht hätte. Er, der Sohn des großen Stammes des Ramases — er, die Befehle Anderer vollziehen, von Andern seine Macht empfangen! Der bloße Gedanke erfüllte ihn mit Wuth. Während er jedoch einen Ehrgeiz verwarf, der nach bloßen nominellen Auszeichnungen strebte, fröhnte er nur um so mehr dem Ehrgeize, die Herzen zu beherrschen. Da er in der geistigen Macht die größte der irdischen Gaben verehrte, so liebte er es, diese Macht

dadurch in sich selbst am deutlichsten zu fühlen, daß er sie über Alle, mit denen er verkehrte, ausdehnte. Darum hatte er von jeher die Jugend aufgesucht, darum sie geblendet und beherrscht. Er liebte es, in den Seelen der Menschen seine Unterthanen zu finden, über ein unsichtbares und körperloses Reich zu gebieten! —

Wäre er weniger sinnlich und weniger reich gewesen, so hätte er vielleicht versucht, der Stifter einer neuen Religion zu werden; so aber wurde seine Thatkraft durch seine Genußsucht gehemmt. Neben dem allgemeinen Verlangen nach geistiger Herrschaft (eine dem Weisen so eigenthümliche Eitelkeit) beseelte ihn zugleich eine seltsame, traumartige Ehrfurcht vor Allem, was mit dem mystischen Lande, über das seine Vorfahren geherrscht, in Verbindung stund. Obgleich er nicht an seine Gottheiten glaubte, so glaubte er doch an die Allegorien, welche sie darstellten, oder vielmehr, er legte sich dieselben neu aus. Er wünschte den Gottesdienst Egyptens aufrecht zu erhalten, weil er dadurch zugleich den Schatten und die Erinnerung seiner Macht aufrecht erhielt. Darum bedachte er die Altäre der Isis und des Osiris mit königlichen Schenkungen, und war stets überaus bemüht, die Würde ihrer Priesterschaft durch neue und reiche Convertiten zu wahren. War einmal das Gelübde abgelegt, der Priesterstand ergriffen, so wählte er gewöhnlich die Genossen seiner Schwelgereien aus Denjenigen, die er zu seinen Opfern gemacht; theils weil er sich hierdurch ihrer Verschwiegenheit versicherte, theils weil er seine eigenthümliche Gewalt über sie hiedurch noch mehr befestigte. Daher denn auch die

Gründe zu seinem Benehmen gegen Apäcides, die im vorliegenden Falle durch seine Leidenschaft für Jone verstärkt wurden.

Er hatte selten lange an einem Orte gelebt; je mehr er jedoch in den Jahren vorschritt, desto überdrüssiger wurde er des beständigen Wechsels des Schauplatzes, und schon hatte er in den herrlichen Städten Kampaniens sich so lange aufgehalten, daß er sich selbst darüber wunderte. Allerdings beschränkte ihn auch sein Stolz einigermaßen in der Wahl seines Aufenhaltes. Er konnte das Leben in jenem heißen Lande nicht ertragen, das er als sein eigenes, rechtmäßiges Erbgut ansah, und das jetzt gebeugt und gesunken unter den Fittigen des römischen Adlers zitterte. Rom an sich selbst war seiner entrüsteten Seele verhaßt, und eben so wenig wünschte er seine Reichthümer etwa durch die Günstlinge des Hofes überwogen und durch die übermäßige Pracht des Hofes selbst zu verhältnißmäßiger Armuth gestempelt zu sehen. Die kampanischen Städte boten ihm Alles, wornach seine Natur begehrte; die Annehmlichkeiten eines unvergleichlichen Klimas und alle Verfeinerungen einer genußsüchtigen Civilisation. Er sah hier keinen vermöglicheren Mann vor Augen, fand keinen Nebenbuhler für seinen Reichthum, und war frei vor dem Spionirsystem eines eifersüchtigen Hofes. So lange er reich war, kümmerte sich Niemand um sein Treiben und ungestört und sicher setzte er seinen dunkeln Pfad fort.

Es ist der Fluch sinnlicher Menschen, nie zu lieben, als bis die Freuden der Sinne ihre Kraft zu verlieren beginnen, als bis ihre glühende Jugend unter zahllosen

Begierden vertändelt ist, ihre Herzen erschöpft sind. So hatte auch der Egypter, stets nach Liebe jagend, und durch eine rastlose Einbildungskraft vielleicht zu Überschätzung ihrer Reize veranlaßt, seine schönsten Jahre vergeudet, ohne das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Die Schönheit von Morgen folgte auf die Schönheit von Heute, und in seinem Haschen nach dem Wesen verwirrten ihn die Schatten. Als er zwei Jahre vor dem gegenwärtigen Zeitpunkte Jone erblickte, sah er zum erstenmale ein Weib, von dem er sich dachte, daß er es lieben könne. Er stund damals auf jener Brücke des Lebens, von welcher der Mensch zur einen Seite deutlich eine vergeudete Jugend, zur andern aber die Dunkelheit des herannahenden Alters gewahrt; eine Zeit, in welcher wir uns vielleicht mehr als je das vor Thorschluß zu sichern wünschen, was wir durch Erfahrung belehrt, als nothwendig zu dem Genuß eines Lebens betrachten, dessen freundlichere Hälfte bereits entschwunden ist.

Mit einem Ernst und einer Geduld, wie er sie nie zuvor auf seine Vergnügungen verwendet hatte, widmete sich Arbaces der Eroberung von Jone's Herzen. Es genügte ihm nicht zu lieben, er wünschte, geliebt zu werden. In dieser Hoffnung hatte er die sich entwickelnde Jugend der schönen Neapolitanerin bewacht, und vertraut mit dem Einflusse, den der Geist auf diejenigen ausübt, die selbst zu einer Ausbildung ihres Geistes angehalten werden, bereitwillig das Seinige gethan, um das Genie Jone's zu bilden und ihren Verstand aufzuklären, von der Hoffnung beseelt, daß sie hiedurch das zu würdigen im Stande sein werde, was er für sein bestes Anrecht

auf ihre Neigung hielt, nämlich einen Geist, der, wenn auch lasterhaft und verkehrt, doch reich an ursprünglichen Elementen der Stärke und Größe war. Als er fühlte, daß dieser Geist Anerkennung fand, da gestattete er ihr gerne, ja ermuthigte er sie sogar, mit den leeren Anhängern weltlicher Genüsse zu verkehren, von der Voraussetzung ausgehend, daß ihre Seele, für höheren Umgang geschaffen, seine Gesellschaft vermissen und daß sie so durch die Vergleichung mit Andern ihn lieben lernen werde. Er hatte vergessen, daß, wie die Sonnenblume zur Sonne, so die Jugend sich zur Jugend kehrt, bis ihn plötzlich seine Eifersucht gegen Glaukus seines Irrthums überführte. Von diesem Augenblicke an nahm, obgleich er, wie wir wissen, den ganzen Umfang der Gefahr noch nicht kannte, seine lange zurückgehaltene Leidenschaft, ein wilderes und stürmischeres Wesen an. Nichts zündet das Feuer der Liebe besser an, als ein Funke aus der Angst der Eifersucht; die Liebe gestaltet sich sodann zu einer wilderen und unwiderstehlicheren Flamme, vergißt ihre Sanftmuth, hört auf, zärtlich zu sein, und nimmt Etwas von der Heftigkeit, von der Wildheit des Hasses an.

Arbaces beschloß, mit vorsichtigen und gefährlichen Vorbereitungen keine Zeit mehr zu verlieren; er beschloß zwischen sich und seinen Nebenbuhler eine unwiderrufliche Schranke zu setzen; er beschloß, sich der Person Jone's zu bemächtigen. Allerdings hätte sich seine gegenwärtige Liebe, die so lange gepflegt und durch reinere Hoffnungen, als bloß die der Leidenschaft genährt worden war, nicht mit diesem bloßen Besitze

begnügt, denn er verlangte eben so sehr nach dem Herzen und nach der Seele Jone's, als nach ihrer Schönheit; aber er bildete sich ein, wenn sie einmal durch ein kühnes Verbrechen von den übrigen Menschen losgerissen, und durch ein unauflösbares Band an ihn geknüpft sei, so werde sie gezwungen sein, alle ihre Gedanken in ihm zu concentriren; seine Künste, hoffte er, würden die Eroberung vollenden, und wie einst bei den Römern und Sabinern, die durch Gewalt errungene Herrschaft sich durch mildere Mittel befestigen. In diesem Entschlusse wurde er noch mehr bestärkt durch seinen Glauben an die Weissagungen der Sterne; längst schon hatten sie ihm dieses Jahr und sogar den gegenwärtigen Monat als den Zeitpunkt eines fürchterlichen, sein Leben selbst bedrohenden Unglücks bezeichnet. In einen bestimmten und sehr kurzen Termin eingeengt, beschloß er, wie ein Monarch, auf seinem Scheiterhaufen Alles, was seiner Seele am theuersten war, aufzuhäufen, oder wie er sich selbst ausdrückte, wenn er sterben sollte, wenigstens zu fühlen, daß er gelebt habe, und also Jone zu der Seinigen zu machen.

Achtes Kapitel.

Was aus Jone in dem Hause des Arbaces wird — Das erste Zeichen vom Zorne des furchtbaren Feindes.

Als Jone in die geräumige Halle des Egypters trat, überkam auch sie derselbe Schauer, der ihren Bruder befallen hatte; ihr wie ihm schien etwas Unheimliches und Warnendes in dem stillen und wehmüthigen An-

gesicht jener thebanischen Ungeheuer zu liegen, deren majestätische und leidenschaftslose Züge sich im Marmor so gut darstellen lassen:

„In ihrer Miene lebte die längst vergangne Zeit,
In ihrem Auge dachte der Geist der Ewigkeit."

Der große äthiopische Sklave grinste, als er sie einließ, und winkte ihr, weiter zu gehen. In der Mitte der Halle kam ihr Arbaces selbst entgegen in einem festlichen, von Juwelen schimmernden Gewande. Obgleich es draußen heller Tag war, so hatte man doch das Innere des Hauses nach dem wollüstigen Brauche jener Zeit künstlich verdunkelt, und die Lampen warfen ihr stilles und duftendes Licht über die reichen Fußboden und die mit Elfenbein ausgelegten Plafonds.

„Schöne Ione," sprach Arbaces, als er sich neigte, um ihre Hand zu berühren, „Du bist es, die den Tag verfinstert hat — Deine Augen erleuchten diese Hallen — Dein Odem erfüllt sie mit Wohlgerüchen."

„So mußt Du nicht mit mir reden," entgegnete Ione lächelnd, „Du vergißt, daß Deine Weisheit meinen Geist hinlänglich unterrichtet hat, um mir solche, meiner Person geltende Artigkeiten unwillkommen zu machen. Du warst es ja, der mich die Schmeichelei verachten lehrte; willst Du Deine Schülerin das vergessen machen, was Du sie gelehrt hast?"

In dem Benehmen Ione's lag, während sie diese Worte sprach, etwas so Unbefangenes und Reizendes, daß der Egypter verliebter und geneigter als je wurde, den so eben gerügten Fehler von Neuem zu begehen;

er antwortete übrigens rasch und munter, und beeilte sich, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Er führte sie durch die verschiedenen Zimmer eines Hauses, das ihren an keine andere Pracht, als an die bescheidene Eleganz der kampanischen Städte gewöhnten Augen die Schätze der Welt zu enthalten schien.

Die Wände waren mit Gemälden von unschätzbarer Kunst ausgeschmückt; der Glanz der Lampen bestrahlte Statuen aus der edelsten Zeit Griechenlands. Juwelenkästchen, deren jedes einzelne selbst ein Juwel war, füllten die Zwischenräumen der Säulen aus; die kostbarsten Holzarten waren zu Schwellen und Thüren verwendet, und Gold und Edelsteine schienen überall hin ausgegossen. Bisweilen waren sie allein in diesen Zimmern, bisweilen schritten sie durch Reihen schweigender Sklaven, die, von Ferne niederfallend, ihr Armbänder, Ketten und Edelsteinen darboten, und um deren Annahme sie der Egypter, jedoch fruchtlos, anflehte.

„Schon oft," sagte sie vor Staunen, „habe ich gehört, daß Du reich seiest, aber nie ließ ich mir träumen, daß Deine Schätze sich zu solcher Höhe erstrecken."

„Könnte ich sie doch alle," erwiderte der Egypter, „zu einer einzigen Krone verschmelzen, die ich auf diese blendend weise Stirne setzte."

„Ach, ihr Gewicht würde mich niederdrücken; ich wäre eine zweite Tarpeja," antwortete Jone lachend.

„Aber Du verachtest doch den Reichthum nicht — o Jone, wer nicht reich ist, weiß nicht, was das Leben zu gewähren im Stande ist. Gold ist der große Zau-

berer der Erde — es verwirklicht unsere Träume, und gibt ihnen die Macht eines Gottes. Es liegt eine gewisse Größe und Erhabenheit in seinem Besitze; es ist der mächtigste und zugleich der gehorsamste unserer Sklaven."

Der schlaue Arbaces suchte die Neapolitanerin durch seine Schätze und Beredsamkeit zu verblenden; suchte in ihr das Verlangen zu erwecken, die Herrin dessen, was sie hier vor sich sah, zu werden, und hoffte, daß sie den Besitzer mit dem Besitze vermengen, daß der Glanz seines Reichthums auf ihn selbst zurückstrahlen werde. Übrigens fühlte sich Jone insgeheim etwas unbehaglich, als solche Artigkeiten denselben Lippen entströmten, die bis vor Kurzem noch die der Schönheit gewöhnlich dargebrachte Huldigung zu verschmähen schienen. Mit jener zarten Gewandtheit, die nur die Frauen besitzen, suchte sie mit Wohlbedacht abgeschossene Pfeile zu pariren und den Sinn seiner glühenden Sprache wegzuplaudern oder wegzulachen. Nichts Lieblicheres gibt es in der Welt, als diese Vertheidigungsweise; sie ist das Kunststück jenes afrikanischen Zauberers, der mit einer Feder den Winden eine andere Richtung geben zu können behauptete.

Der Egypter war von ihrer Anmuth fast noch mehr, als von ihrer Schönheit, berauscht und überwältigt; nur mit Mühe konnte er seine Empfindungen unterdrücken. Ach! die Feder war nur mächtig gegen die zarten Sommerlüftchen — aber sie würde das Spiel eines Sturmes sein.

Während sie in einer mit weißen, silbergestickten Draperien ausgeschlagenen Halle stunden, klatschte der Egypter plötzlich in die Hände, und wie durch einen Zauber stieg ein Tisch aus dem Fußboden in die Höhe; gleichzeitig erhob sich zu den Füßen Jone's eine Ruhebett oder ein Thron mit einem karmesinrothen Baldachin, und in demselben Augenblicke tönte hinter den Vorhängen eine unsichtbare und überaus weiche Musik hervor.

Arbaces setzte sich zu den Füßen Jone's, und Kinder, jung und schön, wie Liebesgötter, warteten bei dem Feste auf.

Das Mahl war vorüber, die Musik sank in einen sanften und gedämpften Ton herab, und Arbaces redete nun seinen schönen Gast folgendermaßen an: „Hast Du nie in dieser dunkeln und ungewissen Welt — hast Du nie, meine Schülerin, ein Verlangen gefühlt, nach Jenseits zu blicken? Hast Du nie gewünscht, den Schleier der Zukunft zu lüften, und an der Küste des Geschickes die Schattenbilder der Dinge, die da kommen sollen, zu schauen; denn nicht nur die Vergangenheit hat ihre Geister, auch jedes künftige Ereigniß hat sein Gespenst, seinen Schatten. Wenn seine Stunde kömmt, so tritt dieser Schatten ins Leben ein, wird körperlich und wandelt in der Welt umher. So gibt es also in dem Lande jenseits des Grabes stets zwei ungreifbare und geistige Gäste — die Dinge, die da kommen sollen und die Dinge, die da waren. Wenn wir durch unsere Weisheit in jenes Land einzudringen vermögen, sehen wir die Einen sowohl als die Andern,

und lernen, gleich mir, nicht nur die Geheimnisse der Todten, sondern auch das Geschick der Lebenden kennen."

„Gleich Dir! — Reicht menschliche Weisheit so weit?"

„Willst Du mein Wissen prüfen, Jone, und die Darstellung Deines eignen Schicksals schauen? Es ist dies ein ergreifenderes Drama, als irgend eines von Äschylus, und ich habe es für Dich vorbereitet, wenn Du die Schatten ihre Rolle spielen sehen willst."

Die Neapolitanerin zitterte; sie dachte an Glaukus und seufzte, während sie zitterte; sollten ihre Lebenspfade vereinigt werden? Halb zweifelnd, halb gläubig, halb von Ehrfurcht, halb von Neugierde erfüllt bei den Worten ihres seltsamen Wirthes, blieb sie einige Augenblicke stille und antwortete sodann: „Es könnte zurückschrecken — könnte mich entsetzen — die Kenntniß der Zukunft wird vielleicht nur die Gegenwart verbittern."

„Nicht also, Jone, ich selbst habe auf Dein künftiges Loos geschaut und die Geister Deiner Zukunft sonnen sich in den Gärten des Elysiums, unter Asphodillen und Rosen winden sie die Blumenkränze Deines süßen Geschickes und die gegen Andere so hartherzigen Parzen spinnen für Dich nur den Faden des Glückes und der Liebe. Willst Du also kommen und Deine Bestimmung schauen, damit Du Dich ihrer zum Voraus freuen mögest?"

Wiederum flüsterte das Herz der Jone den Namen des Glaukus, und sie ließ eine kaum hörbare Zustimmung vernehmen. Der Egypter stand auf, nahm sie bei der Hand und führte sie durch das Banketzimmer.

Wie durch Geisterhände wurden die Vorhänge auf die Seite geschoben und die Musik erschallte in lebhafteren und freudigeren Tönen. Sie schritten durch einen Säulengang, zu dessen beiden Seiten Fontänen ihr duftendes Wasser in die Höhe warfen, und stiegen sodann auf breiten und bequemen Stufen in einen Garten hinab. Der Abend hatte begonnen, der Mond stund schon hoch am Himmel und jene frischen Blumen, die bei Tag schlafen und die Nachtluft mit unbeschreiblichen Wohlgerüchen erfüllen, waren in den durch das dichte, von den Sternen beleuchtete Gebüsch führenden Alleen reichlich ausgestreut, oder lagen in Körbchen gesammelt wie Opfergaben zu den Füßen der Statuen, die ihnen auf ihrem Wege zahlreich entgegen schimmerten.

„Wohin willst Du mich führen, Arbaces?“ sagte Jone verwundert.

„Nur dorthin,“ antwortete er, auf ein kleines Gebäude am Ende der Allee zeigend, „es ist ein den Parzen geweihter Tempel — unsre Gebräuche erheischen solch heiligen Boden.“

Sie traten nun in eine schmale Halle, an deren Ende ein schwarzer Vorhang hing; Arbaces hob ihn in die Höhe, Jone trat ein und fand sich in völliger Dunkelheit.

„Sei ohne Furcht,“ sagte der Egypter, „es wird gleich hell werden,“ und während er sprach, verbreitete sich nach und nach ein sanftes und warmes Licht, Nachdem es sich über jeden Gegenstand ergossen, schien es Jonen, daß sie sich in einem von allen Seiten schwarz

behangenen Gemache von mäßiger Größe befinde; ein Ruhebett von derselben Farbe stund neben ihr. In der Mitte des Zimmers befand sich ein kleiner Altar, auf welchem ein bronzener Dreifuß stund. An der einen Seite war auf einer hohen Granitsäule ein kolossales Haupt von dem schwärzesten Marmor angebracht, das sie an dem die Stirne umgebenden Kranze von Weizenähren als eine Büste der großen egyptischen Gottheit erkannte. Arbaces trat an den Altar; er hatte seinen eigenen Kranz auf denselben niedergelegt, und schien jetzt damit beschäftigt, den Inhalt einer ehernen Vase in den Dreifuß zu schütten, aus welchem sofort eine blaue, sich rasch emporschlängelnde, unregelmäßige Flamme aufschoß. Der Egypter zog sich jetzt wieder an Jone's Seite zurück, und während er einige Worte in einer ihrem Ohre fremden Sprache murmelte, wehte der Vorhang hinter dem Altare zitternd hin und her, trennte sich langsam, und durch die hiedurch entstandene Öffnung erblickte Jone eine undeutliche und blasse Landschaft, die, je länger sie hinsah, allmählig heller und klarer wurde, bis sie zuletzt Bäume, Flüsse und Auen und all' die schöne Mannigfaltigkeit der reichsten Gegend deutlich unterschied. Endlich glitt vor der Landschaft ein dämmeriger Schatten hin, und blieb Jone gegenüber stehen. Langsam schien auch auf ihn derselbe Zauber, wie auf die übrige Landschaft einzuwirken; er nahm Form und Gestalt an und stehe — in seinen Zügen und Umrissen erblickte Jone sich selbst!

Jetzt verschwand die Landschaft hinter dem Ge-

spenste, und an ihre Stelle trat das Bild eines prachtvollen Palastes; im Mittelpunkte seiner Halle erhob sich ein Thron; die dämmerigen Gestalten von Sklaven und Wachen reihten sich um ihn her, und eine bleiche Hand hielt eine Art von Diadem über den Thron.

Nunmehr trat eine neue Figur auf; sie war von Kopf bis zu Fuß in ein dunkles Gewand gekleidet, so daß man weder das Gesicht noch die Umrisse erkennen konnte; sie kniete vor dem Schatten der Jone nieder, erfaßte dessen Hand und zeigte nach dem Throne, wie um zu seiner Besteigung einzuladen.

Das Herz der Neapolitanerin schlug heftig.

„Soll der Schatten sich enthüllen?“ flüsterte eine Stimme neben ihr — die Stimme des Arbaces.

„Ach ja,“ antwortete Jone sanft.

Arbaces erhob seine Hand — das Gespenst ließ den Mantel, der seine Gestalt verhüllte, fallen, und Jone schrie laut auf — es war Arbaces selbst, der hier vor ihr kniete.

„Das ist in der That Dein Loos,“ flüsterte ihr von Neuem des Egypters Stimme ins Ohr, „und Du bist bestimmt, die Braut des Arbaces zu sein.“

Jone erschrack, der schwarze Vorhang schloß sich über der Phantasmagorie, und Arbaces, der wirkliche, der lebende Arbaces lag zu ihren Füßen.

„O Jone!“ sagte er, sie leidenschaftlich anschauend, „schenke einem Manne Gehör, der lange vergebens mit seiner Liebe gekämpft hat. Ich bete Dich an! Das Geschick lügt nicht; Du bist bestimmt, die Meinige zu werden — ich habe umhergesucht in der Welt und kein

Weib gefunden, das Dir gliche. Seit meiner Jugend seufzte ich nach einem Wesen wie Du. Ich habe geträumt, bis ich Dich sah — ich wache auf und erblicke Dich. Wende Dich nicht von mir ab, Jone, beurtheile mich anders als bisher; ich bin nicht jenes kalte, gefühllose und mürrische Wesen, das ich Dir geschienen habe. Nie liebte ein Mann ergebener und leidenschaftlicher, als ich Jone stets lieben werde. Suche Deine Hand nicht aus der meinigen zu befreien; sieh, ich lasse sie selbst los. Nimm sie zurück, wenn Du willst — gut, es sei so! — Verwirf mich nicht, Jone — verwirf mich nicht so vorschnell — erwäge wohl, welche Macht Du über mich haben mußt, da Du mich so verwandeln konntest. Ich, der nie vor einem sterblichen Wesen kniete, kniee vor Dir; ich, der ich dem Schicksale geboten, nehme jetzt das meinige von Dir hin. Jone, zittere nicht, Du bist meine Königin, meine Gottheit! — sei meine Braut! — alle Wünsche, die Du hegen kannst, sollen erfüllt werden. Die Enden der Erde sollen Dir dienen — Pracht, Macht und Herrlichkeit Deine Sklavinnen sein. Arbaces wird keinen andern Ehrgeiz haben, als den Stolz, Dir zu gehorchen. Jone, wende Deine Augen mir zu — bis Dein Lächeln auf mir ruhe. Dunkel ist meine Seele, wenn ihr Dein Angesicht verborgen ist — scheine über mich, meine Sonne — mein Himmel — mein Tageslicht — Jone, Jone, verwirf meine Liebe nicht!“

Obwohl allein in der Gewalt dieses seltsamen und furchtbaren Mannes, fühlte sich Jone doch nicht beängstigt; das Ehrfurchtsvolle in seiner Sprache, das Milde

in seiner Stimme beruhigten sie, und in ihrer eigenen Reinheit fand sie den besten Schutz. Aber verwirrt und erstaunt war sie, und erst nach einigen Augenblicken gewann sie die Kraft zu antworten.

„Stehe auf, Arbaces," sagte sie endlich und überließ ihm noch einmal ihre Hand, die sie jedoch schnell wieder zurückzog, als sie den brennenden Druck seiner Lippen darauf fühlte. „Stehe auf, und wenn Du die Wahrheit sprichst, wenn es Dir Ernst ist mit Deinen Worten —"

„Wenn!" sprach er zärtlich.

„Wohlan denn, so höre mich; Du bist mein Beschützer, mein Freund, mein Erzieher gewesen; auf diese neue Rolle aber war ich nicht vorbereitet; glaub' nicht," fügte sie rasch hinzu, als sie seine schwarzen Augen von der Wuth der Leidenschaft funkeln sah, „glaube nicht, daß ich Dich verschmähe — daß ich nicht gerührt sei — daß ich mich nicht geehrt fühle durch diese Huldigung; aber sage — kannst Du mich ruhig anhören?"

„Ja, und wären Deine Worte auch Blitze, die mich zerschmettern müßten."

„Ich liebe einen Andern," sprach Jone errö-thend, aber mit fester Stimme.

„Bei den Göttern — bei der Hölle —" schrie Arbaces, sich zu seiner vollen Höhe erhebend, „wage nicht, mir das zu sagen — wage nicht, mit mir Dein Spiel zu treiben — es ist unmöglich! — Wen hast Du gesehen, wen kennen gelernt? O Jone, das ist eine weibliche Ausrede; die Frauenlist spricht hier aus Dir — Du möchtest gerne Zeit gewinnen; ich habe Dich

überrascht — ich habe Dich erschreckt. Verfahre mit mir wie Du willst — sage, daß Du mich nicht liebst, aber sage nicht, daß Du einen Andern liebst."

„Ach," seufzte Joue, und brach sofort, erschreckt durch seine unerwartete Heftigkeit, in Thränen aus.

Arbaces näherte sich ihr mehr — sein Athem glühte wild auf ihrer Wange, er schlang seinen Arm um sie — sie entriß sich seiner Umarmung. In diesem Kampfe fiel ein Täfelchen aus ihrem Busen auf den Boden. Arbaces gewahrte es und bemächtigte sich desselben — es war der Brief, den sie am Morgen dieses Tages von Glaukus erhalten hatte. Jone sank halb todt vor Schrecken auf das Ruhebett.

Rasch flogen die Blicke des Arbaces über das Schreiben hin. Die Neapolitanerin wagte nicht, ihn anzuschauen; sie sah nicht die Todesbläße, die über sein Gesicht kam — gewahrte nicht das Runzeln seiner Stirne, nicht das Beben seiner Lippen, nicht den Krampf, der seine Brust hob.

Er las ihn bis zu Ende und sagte dann, als der Brief seiner Hand entfiel, in einem Tone erheuchelter Ruhe: „Ist der Schreiber dieses Briefes der Mann, den Du liebst?"

Jone schluchzte, aber antwortete nicht.

„Sprich," schrie er.

„Er ist es — er ist es!"

„Und sein Name — er steht hier — sein Name ist Glaukus."

Jone faltete die Hände und blickte rings umher, wie um Hülfe oder einen Ausweg zur Flucht zu suchen.

„Höre mich also," sagte Arbaces, seine Stimme zu einem Geflüster herabstimmend, „eher sollst Du in Dein Grab als in seine Arme sinken. Glaubst Du, Arbaces werde einen solchen Nebenbuhler dulden wie diesen erbärmlichen Griechen? Wie, glaubst Du, er habe das Reifen der Frucht überwacht, um sie einem Andern zu überlassen? Nein, liebes Närrchen, Du bist mein — ganz — allein mein — und so — so ergreife ich Dich und mache meine Rechte auf Dich geltend."

Während er dieses sprach, schloß er Jone in seine Arme, und in dieser wilden Umschlingung lag die ganze Kraft weniger der Liebe, als der Rache.

Der Jone aber gab die Verzweiflung übernatürliche Stärke; nochmals riß sie sich von ihm los — stürzte nach der Gegend des Zimmers, durch welches sie eingetreten, zog den Vorhang halb zurück; da erfaßte er sie; wiederum machte sie sich von ihm los und fiel, erschöpft und mit einem lauten Schrei an der Säule nieder, auf welcher das Haupt der egyptischen Gottheit stand. Arbaces hielt einen Augenblick ein, wie um Athem zu holen, und stürzte dann von Neuem auf seine Beute los.

In diesem Augenblicke wurde der Vorhang rauh auf die Seite gerissen und der Egypter fühlte sich von einer zornigen und kräftigen Hand an der Schulter gepackt; er wandte sich um und erblickte die flammenden Augen des Glaukus und das blasse, abgelebte, aber drohende Gesicht des Apäcides vor sich.

„Ha," murmelte er, abwechslungsweise die Beiden anstarrend, „welche Furie hat Euch hieher gesandt?"

„Ate," antwortete Glaukus, und umschlang sofort den Egypter. Unterdessen erhob Apäcides seine bewußtlos daliegende Schwester vom Boden. Seine durch die langen und allzu starken Kämpfe erschöpften Kräfte reichten nicht hin, sie, so leicht und zart gebaut sie auch war, fortzutragen. Er legte sie deßhalb auf das Ruhebett und stellte sich mit erhobenem Dolche neben sie, indem er so den Kampf zwischen Glaukus und dem Egypter bewachte und sich zugleich bereit hielt, dem Arbaces seine Waffe in die Brust zu stoßen, wenn dieser in dem Kampfe siegen sollte. Es ist vielleicht nichts so fürchterlich auf Erden als der nackte Kampf der thierischen Kraft, ohne andere Waffen als die, welche die Natur der Wuth darbietet. Beide Gegner hatten sich jetzt eng umfaßt, die Hand eines Jeden die Kehle des Andern suchend, das Gesicht zurückgeworfen, die wilden Augen funkelnd, die Muskeln gespannt, die Adern geschwollen, die Lippen geöffnet, die Zähne über einander gebissen. Beide waren von mehr als gewöhnlicher Stärke, Beide von der unbarmherzigsten Wuth beseelt. Sie wanden und schlangen sich um einander; sie schwankten hin und her, sie rückten von einem Ende ihrer beschränkten Arena zum andern, stießen Töne der Wuth und der Rache aus; jetzt befanden sie sich vor dem Altar, jetzt am Fuße der Säule, wo der Kampf begonnen hatte; sie ließen sich los, um Athem zu holen, Arbaces an die Säule sich lehnend, Glaukus einige Schritte seitwärts tretend.

„O ehrwürdige Göttin!" rief Arbaces, indem er die Säule umfaßte und seine Blicke zu dem heiligen

Bilde erhob, das sie trug, „beschütze Deinen Auserwählten, verkünde Deine Rache gegen diese Kreatur eines aufgeschossenen Glaubens, die mit lüsternder Gewalt Dein Heiligthum schändet und Deinen Diener angreift.“

Während er sprach, schienen die ruhigen und gewaltigen Züge der Göttin plötzlich Leben zu erhalten; durch den schwarzen Marmor glühte wie durch einen durchsichtigen Schleier in voller Helle eine hochrothe, schimmernde Farbe; um den Kopf spielten und zuckten kleine, bläuliche Flammen; die Augen wurden wie Bälle lebenden Feuers und schienen in vernichtender, nicht zu ertragender Wuth auf das Gesicht des Griechen gerichtet. Überrascht und erschreckt durch diese plötzliche und geheimnißvolle Antwort auf das Gebet seines Feindes und nicht frei von dem angestammten Aberglauben seines Volkes erblaßte Glaukus, Angesichts dieser sonderbaren und geisterhaften Belebung des Marmors — seine Knie schlugen an einander, von überirdischer Furcht ergriffen stund er entmuthigt, bestürzt und halb entmannt vor seinem Feinde. Arbaces ließ ihm nicht einen Augenblick Zeit, sich von seiner Betäubung zu erholen.

„Stirb, Elender,“ rief er, auf den Griechen losstürzend, mit einer Donnerstimme; „die erhabene Mutter fordert Dich als lebendes Opfer.“ So in der ersten Bestürzung seiner abergläubischen Besorgnisse überrascht, verlor der Grieche — der Marmerboden war so glatt wie Glas — den Halt, glitt aus und fiel. Arbaces setzte den Fuß auf die Brust seines gefallenen Feindes; Apäcides jedoch, den sein heiliger Beruf, sowie seine Kennt-

niß des Arbaces allen wunderbaren Einmischungen miß-
trauen gelehrt hatte, theilte die Entmuthigung seines
Gefährten nicht. Er stürzte vorwärts und sein Dolch
funkelte in der Luft. Der wachsame Egypter erfaßte
den niederfahrenden Arm, ein Griff seiner mächtigen
Hand entriß die Waffe der schwachen Faust des Priesters,
und ein kräftiger Schlag streckte diesen zu Boden. Mit
lautem und frohlockendem Geschrei schwang Arbaces den
Dolch in der Luft. Glaukus sah seinem drohenden Ge-
schicke mit ruhigem Blicke und mit der strengen und ver-
achtenden Ergebenheit eines Gladiators entgegen — als
in diesem fürchterlichen Augenblicke der Boden unter
ihnen schnell und krampfhaft erbebte; — ein mächti-
gerer Geist, als der des Egypters war erschienen — eine
riesenhafte und zerschmetternde Gewalt, vor der seine
Leidenschaften und seine Künste plötzlich in ein Nichts
versanken. Jener fürchterliche Dämon des Erdbebens
erwachte und rührte sich, verächtlich lächelnd über den
Zauber menschlicher List und die Bosheit menschlicher
Wuth. Wie ein Titan, auf dessen Schultern Berge
aufgehäuft liegen, erhob er sich aus langjährigem
Schlafe, regte sich auf seinem bunten Lager, während
die Höhlen unten stöhnten und zitterten unter der Be-
wegung seiner Glieder. Im Augenblick seiner Rache
und Macht wurde derjenige, der sich für einen Halb-
gott hielt, in seinen wahren Stoff, in den Staub, er-
niedrigt. Ferne und weithin unter dem Boden lief ein
dumpfes und polterndes Getöse — die Vorhänge des
Zimmers bewegten sich wie von einem Sturmwind er-
griffen — der Altar wankte — der Dreifuß drohte

herabzufallen und hoch über dem Kampfplatze zitterte und schwankte die Säule von einer Seite zur andern; das dunkle Haupt der Göttin wankte und fiel von seinem Fußgestell, und während sich der Egypter über sein beabsichtigtes Opfer beugte, traf ihn die Marmormasse gerade zwischen Schulter und Nacken. — Dieser Schlag streckte ihn, wie ein Todesstreich, plötzlich, ohne Schrei, ohne Bewegung oder Lebenszeichen auf den Boden hin, anscheinend durch dieselbe Gottheit zermalmt, die er gottloserweise belebt und angerufen hatte.

„Die Erde hat ihre Kinder beschützt," sprach Glaukus, auftaumelnd, „gesegnet sei die fürchterliche Zuckung; lasset uns die Fürsorge der Götter verehren."

Er half auch dem Apäcides aufstehen, und richtete sodann das Gesicht des Egypters aufwärts; es schien von der kalten Hand des Todes bereits erfaßt zu sein; Blut strömte aus den Lippen des Egypters über das prächtige Gewand und schwer entsank er Glaukus' Armen, während der rothe Blutstrom sich langsam über den Marmor ergoß. Von Neuem erbebte die Erde unter ihren Füßen; sie mußten sich an einander halten; doch hörte die Erschütterung so schnell auf, als sie gekommen war; sie verweilten nicht länger hier; Glaukus trug Jone leicht in seinen Armen und eilends verließen sie diesen unheiligen Ort.

Kaum hatten sie jedoch den Garten betreten, als sie von allen Seiten auf fliehende, ungeordnete Gruppen von Mädchen und Sklaven stießen, deren festliche und schimmernde Gewänder zu den feierlichen Schrecken dieser Stunde einen höhnischen Gegensatz bildeten; sie schie-

nen die Fremden nicht zu beachten, und waren offenbar nur mit ihrer eigenen Furcht beschäftigt. Nach sechszehn Jahren der Ruhe noch drohte dieser brummende und treulose Boden von Neuem Zerstörung. Aus jedem Munde hörte man nur das Geschrei: „das Erdbeben! das Erdbeben!“ Unbelästigt durch ihre Mitte gehend, eilten Apäcides und seine Gefährten, ohne das Haus zu betreten, eine der Alleen hinab, und gingen durch eine kleine offene Thüre; und da saß auf einem kleinen Hügel, über welchen die dunkelgrünen Aloën ihr Düster verbreiteten, die gebeugte Gestalt von dem vollen Lichte des Mondes beleuchtet, das blinde Mädchen — sie weinte.

Drittes Buch.

— — — — — Ἀλλὰ, Σελάνα,
Φαῖνε καλόν· τὶν γὰρ ποταείσομαι ἄσυχα,
δαῖμον,
Τᾷ χθονίᾳ θ' Ἑκάτᾳ, τὰν καὶ σκύλακες
τρομέοντι,
Ἐρχομέναν νεκύων ἀνά τ' ἠρία καὶ μέλαν
αἷμα.
Χαῖρ, Ἑκάτα δασπλῆτι, καὶ ἐς τέλος
ἄμμιν ὀπάδει
Φάρμακα ταῦθ ἕρδοισα χερείονα μήτε τι
Κίρκας.

Theocr. **Idyll. II. 10.**

Erstes Kapitel.

Das Forum der Pompejaner — Der erste rohe Mechanismus, vermittelst dessen die neue Weltepoche bewerkstelligt wird.

Es war noch früh am Mittag und das Forum mit Geschäftigen sowohl, als mit Müßiggängern angefüllt. Wie heutzutage in Paris, so lebten damals in den Städten Italiens die Menschen fast ganz außerhalb ihrer Häuser; die öffentlichen Gebäude, das Forum,

die Säulengänge, die Bäder, und selbst die Tempel konnten als ihre eigentliche Heimath betrachtet werden. Es war daher nicht zu verwundern, daß sie diese beliebten Versammlungsplätze so prachtvoll ausschmückten; bildeten sie doch für sie gewissermaßen einen Gegenstand häuslicher Zuneigung, sowie nationalen Stolzes. Und belebt war in der That zu jener Zeit der Anblick, den das Forum zu Pompeji darbot! Auf seinem breiten, aus großen Marmorplatten gebildeten Pflaster waren verschiedene Gruppen versammelt, in jener energischen Unterhaltungsweise begriffen, die jedem Wort eine Geberde beifügt, und die noch heute das unterscheidende Merkmal der Völker des Südens ist. Hier saßen in sieben Buden auf einer Seite der Kolonnade die Geldwechsler, glänzende Münzhaufen vor sich aufgethürmt, und Seemänner und Kaufleute in bunten Trachten, drängten sich um ihre Buden. Auf der andern Seite sah man mehre Männer in langen Togen* einem stattlichen Gebäude zueilen, wo der Magistrat die Gerechtigkeit verwaltete: diese Herren waren Advokaten, thätig, plaudernd, scherzend und witzelnd, wie man sie noch heute in Westminster finden kann. In der Mitte des Platzes stunden mehre Statuen, unter welchen die majestätische Gestalt des Cicero die beachtungswertheste war, auf Piedestalen. Um den Hof herum lief ein regelmäßiger und symmetrischer Säulengang nach dorischer Ordnung,

* Die Rechtsgelehrten und die Klienten nämlich, wenn sie ihren Patronen aufwarteten, behielten die Toga selbst dann noch bei, nachdem diese bei den übrigen Bürgern außer Gebrauch gekommen war.

und da nahmen Manche, die durch ihr Geschäft frühe hierher geführt wurden, die leichte Mahlzeit ein, welche damals ein italienisches Frühstück ausmachte, und sprachen sehr lebhaft von dem Erdbeben der vorigen Nacht, während sie Stücke Brod in ihre Becher mit verdünntem Weine tauchten. Auch in dem offenen Raume gewahrte man mehre Krämer, die hier ihr Gewerbe ausübten. Da zeigte Einer einer Dame seine schönen Bänder, ein Anderer rühmte einem stattlichen Pächter die Trefflichkeit seiner Schuhe; ein Dritter, eine Art von Budenrestaurateur, wie wir sie noch jetzt in den italienischen Städten so häufig finden, versorgte manchen hungrigen Magen mit warmen Speisen aus seinem kleinen ambulanten Ofen; während — scharf charakterisirender Gegensatz, und sprechendes Bild der Vereinigung materiellen und intellektuellen Lebens jener Zeit — dicht dabei ein Schulmeister seinen verwirrten Zöglingen die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik erklärte.* Eine Galerie über dem Seitengang, zu der man auf kleinen hölzernen Treppen emporstieg, hatte auch ihre Gäste, obgleich, da hier hauptsächlich die eigentlichen Geschäfte des Ortes abgemacht wurden, ihre Gruppen einen ruhigeren und ernsteren Anblick darboten.

Dann und wann trat die Menge unten ehrfurchtsvoll auf die Seite, wenn ein Senator auf dem Wege zum Jupitertempel (der eine Seite des Forums einnahm

* Im Museum zu Neapel befindet sich ein wenig bekanntes Gemälde, das eine Seite des damaligen Forums zu Pompeii darstellt und mir bei gegenwärtiger Beschreibung die wesentlichsten Dienste leistete.

und den Versammlungsort der Senatoren bildete) vorbeiging, denjenigen seiner Freunde und Klienten, die er aus der Menge erkannte, mit prahlerischer Herablassung zuwinkend. Unter den heitern Kleidungen der bessern Stände sah man auch die kräftigen Gestalten der benachbarten Pächter, wie sie nach den öffentlichen Getreidemagazinen sich begaben. Hart bei dem Tempel gewahrte man den Triumphbogen und die lange, mit Menschen angefüllte Straße jenseits desselben; in einer Nische des Bogens spielte ein Springbrunnen munter in den Sonnenstrahlen, und über dem Karnies dunkelte, im lebhaften Gegensatz zu dem freundlichen Sommerhimmel, die eherne Reiterstatue Caligula's. Hinter den Buden der Wechsler stund jenes Gebäude, das jetzt das Pantheon genannt wird, und eine Schaar ärmerer Pompejanern trat mit Körben unter dem Arm durch die enge, in das Innere führende Vorhalle und drängte sich nach einer Plattform zwischen zwei Säulen, wo diejenigen Nahrungsmittel, welche die Priester vom Opfer erübrigt hatten, zum Verkaufe ausgeboten wurden.

An einem der für die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt bestimmten Gebäude, waren Werkleute mit den Säulen beschäftigt, und von Zeit zu Zeit hörte man den Lärm ihrer Arbeit aus dem Gesumse der Menge hervortönen; — die Säulen sind bis auf den heutigen Tag unvollendet!

Alles dies zusammengenommen, ging nichts über die Mannigfaltigkeit in der Tracht, dem Stand, dem Benehmen und den Beschäftigungen der Menge; nichts über die Regsamkeit, die Munterkeit, die Thätigkeit, die beständig

ringsherum herrschende Lebensbewegung. Man sah da all die tausend Zeichen einer erhitzten und krankhaften Civilisation, wo das Vergnügen und der Handel, der Müßiggang und die Arbeit, die Geldgierde und die Ehrsucht ihre bunten und rauschenden, aber gleichwohl harmonischen Ströme in ein großes Meer ergossen.

Den Stufen des Jupitertempels gegenüber stund mit gefalteten Armen und gerunzelter und verachtender Stirn ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Sein Anzug war besonders einfach, nicht sowohl dem Stoffe nach, als vielmehr durch den Mangel all der Verzierungen, die von den Pompejanern jeden Standes getragen wurden, theils aus Liebe zum Schaugepränge, theils auch, weil diese Verzierungen meist in diejenigen Formen gebracht waren, die als die wirksamsten gegen die Angriffe der Zauberei, wie gegen den Einfluß des bösen Auges *

* Dieser Aberglaube, dessen ich im vorliegenden Werke mehr als einmal gedacht habe, dauert in Großgriechenland mit kaum verminderter Kraft noch immer fort. Ich erinnere mich, daß eine Dame aus Neapel vom höchsten Rang und von einem Geist und einer Bildung, wie man sie unter den vornehmen Italienern beiderlei Geschlechtes selten trifft, in einem Gespräche mit mir plötzlich die Farbe wechselte und eine rasche und sonderbare Bewegung mit ihren Fingern machte. „Mein Gott, jener Mann," flüsterte sie zitternd.

„Welcher Mann?"

„Sehen Sie, der Graf ***; er ist so eben eingetreten."

„Er muß sich sehr geschmeichelt fühlen, eine solche Aufregung hervorzubringen; ohne Zweifel war er einer von Signora's Bewunderern."

„Bewunderern! Der Himmel verhüte es! Er hat das böse Auge. Sein Blick fiel in seiner ganzen Kraft auf mich. Mir widerfährt gewiß etwas Schreckliches."

galten. Seine Stirn war hoch und kahl, die wenigen Locken am Hinterkopfe durch eine Art Kapuze versteckt,

„Ich seh nichts Besonders in seinen Augen."

„Desto schlimmer. Die Gefahr ist um so größer, wenn sie verborgen ist. Er ist ein schrecklicher Mensch. Als er das letztemal meinen Mann ansah, der gerade Karten spielte, verlor dieser sein halbes Einkommen auf einen Sitz; sein Unglück war wirklich wunderbar. Eines Tages begegnete der Graf meinem kleinen Knaben in den Gärten und das arme Kind brach an demselben Abend den Arm. Ach was soll ich thun! Mir widerfährt gewiß etwas Schreckliches. — Und Himmel! er bewundert meinen Hut."

„Hält Jedermann die Augen des Grafen für so unheilvoll und seine Bewunderung für bedenklich?"

„Jedermann — er wird allgemein gefürchtet; und was sehr sonderbar ist, er wird so ärgerlich, wenn er sieht, daß man ihn vermeidet."

„Das ist allerdings sehr sonderbar — der Elende!"

In Neapel ist dieser Aberglaube für die Juweliere sehr einträglich, denn sie verkaufen eine Menge Amulette und Talismane gegen den unheilvollen Zauberer des Mal-occhio! Auch in Pompeji sah man sehr viele Talismane, obgleich nicht immer von so eleganter Form und so anständiger Bestimmung Im Allgemeinen übrigens galt, wie noch heutzutage, ein Korallenschmuck für ein Hauptabwendungsmittel jenes bösen Einflusses. Von den Bewohnern Thebe's behauptete man die Eigenschaft des bösen Auges sei bei ihnen erblich, und sie seien sogar im Stande gewesen, erwachsene Menschen mit einem Blicke zu tödten. In Afrika, wo der Glaube auch noch fortbesteht, konnten gewisse Familien nicht bloß Kinder tödten, sondern auch Bäume welk machen, und zwar nicht durch Flüche, sondern durch Lobeserhebungen. Letztere Eigenschaft besitzen in unsern Zeiten manche Politiker, und sobald sie anfangen eine Staatseinrichtung zu loben, ist es Zeit, Gott für dieselbe zu bitten. Das malus oculus war nicht immer verschieden von den Augen anderer Leute. Personen mit doppelter Pupille jedoch, namentlich vom schönen Geschlecht, waren vor Allen zu meiden und zu fürchten. Die

die einen Theil seines Mantels bildete und nach Belieben aufgezogen und herabgelassen werden konnte, jetzt aber zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen über den Kopf hereingezogen worden war. Sein Gewand war braun — eine, bei den Pompejanern, die alle die gewöhnlichen Mischungen von Scharlach und Purpur sorgfältig vermieden, nicht sehr beliebte Farbe. Sein Gürtel enthielt ein kleines Dintengefäß, das eingehängt war, einen Stylus (Griffel) und Schreibtäfelchen von nicht gewöhnlicher Größe. Noch auffallender war, daß der Gürtel keine Börse enthielt, die doch eine beinahe unerläßliche Zugabe desselben bildete, — selbst wenn diese Börse das Unglück hatte, leer zu sein.

Es geschah nicht häufig, daß die lebenslustigen und egoistischen Pompejaner sich damit abgaben, die Gesichter und Handlungen Anderer zu beobachten; aber in Lippe und Auge dieses Mannes lag, als er die religiöse Prozession die Stufen des Tempels hinaufsteigen sah, etwas so auffallend Bitteres und Verachtendes, daß es nicht verfehlen konnte, vielseitige Aufmerksamkeit zu erregen.

„Wer ist jener Cyniker?“ fragte ein Kaufmann seinen Gefährten, einen Juwelier.

„Es ist Olinth,“ antwortete der Gefragte, „der im Geruche eines Nazareners steht.“

Illyrier sollen diese unheilvolle Verunstaltung an sich gehabt haben. In allen Ländern, selbst im Norden galt das Auge von jeher für den Hauptsitz der Zauberei; heutzutage aber verstehen sich auch Damen mit einfacher Pupille recht gut auf das Werk der Zerstörung. So sehr vervollkommnen wir uns gegen unsere Vorfahren.

Der Kaufmann schauderte. „Eine schreckliche Sekte,“ sprach er mit leiser, furchtsamer Stimme. „Man sagt, bei ihren nächtlichen Versammlungen beginnen sie ihre Ceremonien jedesmal mit der Ermordung eines neugeborenen Kindes, auch stellen sie die Lehre von der Gemeinschaft der Güter auf. Was würde aus den Kaufleuten oder Juwelieren werden, wenn solche Begriffe in die Mode kämen!“

„Das ist sehr wahr,“ entgegnete der Juwelier, „überdies tragen sie keine Juwelen und murmeln Verwünschungen, wenn sie eine Schlange sehen, während doch alle unsere Verzierungen in Pompeji schlangenförmig sind.“

„Sehet nur,“ sagte ein Dritter, ein Fabrikant von Bronzewaaren, „wie jener Nazarener die Feierlichkeit des Opferzuges verspottet. Er murmelt gewiß Flüche auf den Tempel. Weißt Du wohl, Celsinus, daß dieser Bursche, als er neulich an meiner Bude vorbeiging und mich an einer Statue der Minerva beschäftigt sah, mir mit Stirnrunzeln erklärte, wenn sie von Marmor wäre, so würde er sie zerbrochen haben, aber das Erz sei zu stark für ihn. „Eine Göttin zerbrechen!“ sagte ich — „„eine Göttin,““ antwortete der Atheist, „„es ist ein Dämon, ein böser Geist.““ Dann setzte er fluchend seinen Weg fort. Ist so etwas zu dulden? Was Wunder, daß die Erde in der letzten Nacht so fürchterlich erbebte, wie um den Atheisten aus ihrem Schooß zu werfen. Ein Atheist, sag' ich? Noch etwas Schlimmeres, ein Verächter der schönen Künste! — Wehe uns Bronzefabrikanten, wenn solche Bursche der Gesellschaft Gesetze geben dürften!“

„Dies sind die Mordbrenner, die unter Nero Rom anzündeten," seufzte der Juwelier.

Während solche freundliche Bemerkungen über das Aussehen und den Glauben des Nazareners gewechselt wurden, gewahrte auch Olinth selbst den Eindruck, den er hervorbrachte; er schaute sich um und beobachtete die aufmerksamen Gesichter des Haufens, der immer größer wurde, ihn angaffte und sich allerlei zuflüsterte. Er betrachtete die Menge einen Augenblick mit einem Ausdrucke des Trotzes, darauf des Mitleidens, und entfernte sich sodann, nachdem er seinen Mantel um sich geschlagen, indem er hörbar murmelte: „Verblendete Götzendiener! — Hat euch das Erdbeben der vorigen Nacht nicht gewarnt? Ach, wie werdet ihr am letzten Tage bestehen!"

Die Menge, welche diese weissagenden Worte hörte, legte sich dieselben verschieden aus, je nach den verschiedenen Schattirungen der Unwissenheit oder Furcht; alle jedoch stimmten in der Ansicht überein, daß eine schreckliche Verwünschung in ihnen liege. Sie betrachteten den Christen als den Feind der Menschen; die Beiworte, mit denen sie ihn überhäuften, unter denen Atheist das beliebteste und häufigste war, dürften vielleicht uns, die Bekenner desselben nunmehr triumphirenden Glaubens, als Warnung dienen, solchen Meinungsverfolgungen, wie sie Olinth erlitt, uns nicht hinzugeben, und diejenigen, deren Ansichten von den unsrigen verschieden sind, nicht mit solchen Ausdrücken zu beschimpfen, wie sie den Vätern unseres Glaubens damals so reichlich zu Theil wurden.

Während Olinth durch die Menge hinschritt und

einen der weniger besuchten Ausgänge des Forums erreichte, gewahrte er ein blasses und ernstes Antlitz, das ihn scharf ansah, und das er auch sofort erkannte.

In ein Pallium gehüllt, das seine heiligen Gewänder theilweise verbarg, betrachtete der junge Apäcides den Jünger dieses neuen und geheimnißvollen Glaubens, zu dem er selbst einmal halb bekehrt worden war.

„Ist auch er ein Betrüger? Macht auch dieser Mann, der so schlicht und einfach in seinem Leben, in seinem Auzuge und in seiner Miene ist — macht auch er, wie Arbaces, äußerliche Strenge zum Deckmantel der Sinnlichkeit? Verbirgt der Schleier der Vesta die Laster der Verworfenheit?“

Olinth, der an den Umgang mit Leuten aus allen Klassen gewöhnt war, und mit der Begeisterung seines Glaubens eine tiefe Menschenkenntniß verband, errieth vielleicht aus den Gesichtszügen des Isispriesters etwas von dem, was in der Brust des Letzteren vorging. Mit festem Auge und heiterer und aufrichtiger Stirne hielt er den prüfenden Blick des Apäcides aus.

„Friede sei mit Dir!“ sagte er, den Apäcides grüßend.

„Friede,“ wiederholte der Priester in einem so hohlen Tone, daß er dem Nazarener zum Herzen drang.

„In diesem Wunsche,“ fuhr Olinth fort, „sind alle guten Gaben vereinigt — ohne Tugend kannst Du keinen Frieden haben. Wie der Regenbogen ruht der Friede auf der Erde, aber seine Wölbung verliert sich in den Himmel. Der Himmel badet ihn in den Tinten des Lichts — er entsteht inmitten von Thränen und Wolken, ist ein Abglanz der ewigen Sonne, ein Bürge der

Ruhe, das Zeichen eines großen Bundes zwischen Gott und den Menschen. Ein solcher Friede, junger Mann, ist das Lächeln der Seele, ein Ausfluß von dem fernen Kreis des unsterblichen Lichts. Friede sei mit Dir!“

„Ach!“ begann Apäcides, gewahrte jedoch sofort die neugierigen Blicke der Umherschlenderer, die gerne erforscht hätten, was denn der Gegenstand eines Gesprächs zwischen einem Nazarener und einem Isispriester sein könne; er hielt deßhalb inne und setzte mit leiser Stimme hinzu: „Hier können wir uns nicht unterhalten, aber ich will Dir an die Ufer des Flusses folgen; dort gibt es einen Spaziergang, der um diese Stunde gewöhnlich einsam und verlassen ist.“

Olinth nickte bejahend. Mit schnellem Schritt, aber mit lebhaftem und beobachtendem Auge ging er durch die Straßen. Da und dort wechselte er einen ausdrucksvollen Blick oder ein leichtes Zeichen mit einem der Vorbeigehenden, der seiner Kleidung nach den unteren Klassen angehörte; denn das Christenthum war hierin ein Vorbild aller andern minder wichtigen Revolutionen — das Senfkorn wucherte in den Herzen der Armen. Unter den Hütten der Armuth und des Fleißes hatte der gewaltige Strom, der später die Städte und Paläste der Erde mit seinem breiten Gewässer bespülte, seine unbeachtete Quelle.

Zweites Kapitel.

Die Mittagsfahrt auf dem kampanischen Meer.

„Aber erzähle mir Glaukus,“ sagte Jone, als sie in

ihrem Lustboote den kräuselnden Sarnus hinabfuhren, „wie kamst Du mit Apäcides zu meiner Befreiung von jenem schändlichen Manne herbei?“

„Frage die Nydia dort,“ antwortete der Athener, auf das blinde Mädchen deutend, das in einiger Entfernung von ihnen, nachdenkend auf seine Lyra gelehnt, saß. „Ihr mußt Du danken, nicht uns. Sie scheint in mein Haus gekommen zu sein, und da sie mich dort nicht traf, Deinen Bruder in seinem Tempel aufgesucht zu haben; er begleitete sie zu Arbaces; unterwegs trafen sie mich in einer Gesellschaft von Freunden, denen ich mich in der heitern Stimmung über Deinen freundlichen Brief angeschlossen hatte. Nydia's scharfes Ohr erkannte meine Stimme — wenige Worte genügten, mich zum Begleiter des Apäcides zu machen; meinen Gefährten übrigens sagte ich nicht, warum ich sie verließ — konnte ich ihren leichten Zungen und ihrer Indiscretion Deinen Namen anvertrauen? Nydia führte uns an die Gartenthüre, durch welche wir Dich nachher trugen; wir traten ein und wollten uns eben in die Geheimnisse jenes argen Hauses stürzen, als wir Dein Geschrei in einer andern Richtung vernahmen. Das Übrige weißt Du.“

Jone erröthete tief; dann erhob sie ihre Augen zu Glaukus und in ihnen las er all den Dank, den sie nicht auszusprechen vermochte.

„Komm hierher, meine Nydia,“ sprach Jone zärtlich zu der Thessalierin. „Sagte ich Dir nicht, Du solltest meine Schwester und Freundin sein? Bist Du nicht schon mehr gewesen — meine Beschützerin, meine Errétterin?“

„Das ist unbedeutend," antwortete Nydia kalt, ohne aufzustehen.

„Ah, ich vergaß," fuhr Jone fort, „daß ich zu Dir kommen muß." Damit schritt sie längs der Schiffsbank hin, bis sie zu der Stelle kam, wo Nydia saß, schlang ihre Arme zärtlich um sie und bedeckte ihre Wangen mit Küssen.

Nydia war an diesem Morgen bläsſer als gewöhnlich und ihr Gesicht wurde sogar noch bleicher und farbloser, während die schöne Neapolitanerin sie umarmte. „Aber wie kam es denn, Nydia," flüsterte Jone, „daß Du die Gefahr, der ich ausgesetzt war, so genau errietest? Kanntest Du den Egypter schon?"

„Ja, ich kannte seine Laster!"

„Und woher?"

„Edle Jone, ich war eine Sklavin der Lasterhaften — die, denen ich diente, waren seine Gehülfen."

„Du hast wohl sein Haus schon betreten, da Du jenen geheimen Eingang so genau kanntest?"

„Ich habe dem Arbaces auf meiner Leier gespielt," erwiderte Nydia verlegen.

„Und Du bist der Gefahr entgangen, aus der Du Jone gerettet hast?" entgegnete die Neapolitanerin in einer Stimme, die für das Ohr des Glaukus zu leis war.

„Edle Jone, mir stehen weder Schönheit noch Rang zur Seite; ich bin ein Kind, eine Sklavin und blind; die Verachteten sind immer sicher."

Nydia gab diese demüthige Antwort in einem schmerzlichen, stolzen und entrüsteten Tone, und Jone fühlte, daß sie durch längeres Besprechen dieses Gegen-

standes das arme Kind nur verwunden würde. Sie blieb deßhalb still und die Barke schwamm jetzt in die See hinaus.

„Gestehe, daß ich Recht hatte," sprach Glaukus, „als ich Dich bestimmte, diesen schönen Mittag nicht in Deinem Zimmer zuzubringen — gestehe, daß ich Recht hatte."

„Du hattest Recht, Glaukus," fiel Nydia schnell ein.

„Das liebe Kind spricht für Dich," erwiderte der Athener. „Gestatte mir jedoch, mich Dir gegenüber zu setzen, sonst könnte unser leichtes Boot das Gleichgewicht verlieren."

Mit diesen Worten nahm er seinen Sitz gerade Ione gegenüber und bildete sich, vorwärts lehnend, ein, es sei ihr Athem und nicht der Sommerwind, der die Wohlgerüche über das Meer hinströme.

„Du wolltest mir sagen," sprach Glaukus, „weßhalb mir Deine Thüre so viele Tage verschlossen war."

„Oh, denke nicht mehr daran!" antwortete Ione schnell; „ich schenkte dem Gehör, was ich jetzt als boshafte Verleumdung erkenne."

„Und mein Verleumder war der Egypter?"

Ione's Stillschweigen bejahte die Frage.

„Seine Beweggründe liegen klar genug am Tage."

„Rede nicht mehr von ihm," bat Ione, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, als ob sie selbst den Gedanken an ihn verbannen wollte.

„Vielleicht ist er jetzt schon an den Ufern des langsamen Styx," hub Glaukus von Neuem an, „doch hätten wir in diesem Falle wahrscheinlich von seinem

Tode gehört. Dein Bruder hat, wie es mir scheint, unter dem schlimmen Einfluß seines finstern Gemüthes gelitten. Als wir gestern Nacht in Deinem Hause ankamen, verließ er mich plötzlich. Wird er sich je herablassen, mein Freund zu sein?"

„Irgend ein geheimer Kummer nagt an ihm," antwortete Jone unter Thränen. „Könnten wir ihn doch von sich selber abziehen! Laß uns gemeinschaftlich dieses Liebeswerk unternehmen."

„Er soll mein Bruder sein," erwiderte der Grieche.

„Wie ruhig," sagte Jone, indem sie sich aus der düstern Stimmung zu erheben suchte, in welche sie der Gedanke an Apäcides gestürzt, „wie ruhig scheinen die Wolken im Himmel zu schweben und doch sagtest Du mir — denn ich selbst wußte es nicht — die Erde habe gestern Nacht unter unsern Füßen gebebt."

„Allerdings, und zwar, wie man sagt, heftiger als je seit der großen Erschütterung vor 16 Jahren; das Land, worin wir leben, hegt manchen geheimnißvollen Schrecken, und das Reich Pluto's, das sich unter unseren brennenden Feldern ausbreitet, scheint von unsichtbarem Kampfe zerrissen. Fühltest Du gestern Nacht auf der Stelle, wo Du saßest, das Erdbeben nicht, und war es nicht die Furcht, Nydia, die Dich weinen machte?"

„Ich fühlte wie der Boden unter mir schwankte und sich hob, wie eine ungeheure Schlange, „antwortete Nydia, „aber da ich nicht sah, so hatte ich auch keine Furcht und glaubte, die Erschütterung sei ein Zauber des Egypters. Man behauptet, er habe Gewalt über die Elemente."

„Du bist eine Theſſalierin, meine Nydia," erwiderte Glaukus, „und haſt daher ein Nationalrecht, an Magie zu glauben."

„Magie — wer zweifelt daran?" entgegnete Nydia einfach, „etwa Du?"

„Bis vorige Nacht, in welcher ein nekromantiſches Wunder mich allerdings erſchreckte, glaubte ich, ſo viel mir bewußt, an keine andere Magie, als an die der Liebe!" ſprach Glaukus mit zitternder Stimme, ſeine Blicke auf Jone geheftet.

„Ach!" ſagte Nydia mit einer Art Schauder und griff mechaniſch einige freundliche Töne auf ihrer Leier, deren Ton zu der Ruhe des Waſſers und zu der ſonnigen Stille des Mittags trefflich paßte.

„Spiele uns, liebe Nydia," hub Glaukus an, „ſpiele und gib uns eines Deiner alten theſſaliſchen Lieder, mag es nun von Magie handeln oder nicht, wie Du willſt, wenn es nur von Liebe ſpricht."

„Von Liebe!" wiederholte Nydia, ihre großen, unſtäten Augen aufſchlagend, die Alle, welche darein ſchauten, mit einem gemiſchten Gefühle des Mitleidens und der Furcht erfüllten. Nie konnte man ſich an ihren Anblick gewöhnen; ſo ſonderbar erſchien es, daß dieſe dunklen, wilden Kreiſe den Tag nicht kennen ſollten, und ihr tiefer, geheimnißvoller Blick war entweder ſo ſtarr, oder ihr Glanz ſo unruhig und wirr, daß man, wenn man ihnen begegnete, denſelben unbeſtimmten und unheimlichen, halb übernatürlichen Eindruck empfand, den die Gegenwart von Wahnſinnigen in uns hervorruft — von Menſchen, die, obwohl ihr äußeres Leben

dem unsern gleicht, doch im Innern ein unähnliches, unergründliches und uneuträthselteres Leben führen!

„Willst Du, daß ich von Liebe singe?“ sagte sie, diese Augen auf Glaukus richtend.

„Ja!“ antwortete er und blickte zu Boden.

Sie entfernte sich ein wenig aus dem sie noch immer umfassenden Arme Jone's, als ob diese sanfte Umarmung ihr hinderlich wäre, setzte ihr leichtes und anmuthiges Instrument auf ihr Knie und sang nach einem kurzen Vorspiel folgendes Lied:

Der Wind und der Lichtstrahl liebten die Rose,
Die Rose, sie liebte das Licht:
Wen fesselt der Wind, der haltungslose?
Wer liebt die Sonne nicht?

Wer weiß es, wohin der Wind sich stehle,
Der Wolken willenlos Spiel?
Wer träumt sich in sein Geächz' eine Seele,
Sein Murren ein zartes Gefühl?

O glückliches Licht, wie leicht kannst du malen
Das Feuer, von welchem du glühst,
Das Bild deiner Liebe, es liegt in den Strahlen,
Womit du den Liebling begrüß'st!

Doch wie kann der Wind seine Liebe bezeugen,
Vor dessen Gestöhn man erschrickt?
Laß zu der Geliebten ihn nieder sich beugen:
Sieh, seine Umarmung erstickt.

„Das ist ein trauriges Lied, süßes Mädchen,“ sagte Glaukus, „Deine Jugend fühlt bis jetzt bloß den dunkeln Schatten der Liebe; eine ganz andere Begeisterung aber erweckt sie, wenn sie selbst hervorbricht und auf uns leuchtet.“

„Ich singe, wie ich gelehrt wurde," antwortete Nydia seufzend.

„Dein Lehrer war also unglücklich in der Liebe — versuch' doch ein heitereres Lied. Doch nein, Mädchen, gib mir das Instrument." Während Nydia gehorchte, streifte ihre Hand die seinige und bei dieser leichten Berührung hob sich ihre Brust, röthete sich ihre Wange. Jone und Glaukus bemerkten, ausschließlich mit sich selbst beschäftigt, diese Zeichen sonderbarer und frühreifer Regungen nicht, die ein Herz verzehrten, das, durch die Einbildungskraft genährt, der Hoffnung entsagte.

Und jetzt dehnte sich breit, blau und hell vor ihnen, das halcyonische Meer aus, schön wie ich es in diesem Augenblicke, siebzehn Jahrhunderte später, dieselben göttlichen Küsten bespülen sehe. Himmel, der noch jetzt durch einen sanften Zauber wie zur Zeit der Circe, verweichlicht — der uns unbewußt und geheimnißvoll zur Harmonie mit sich selbst umgestaltet, jeden Gedanken an härtere Arbeit, die Stimme des wilden Ehrgeizes, den Kampf und Lärm des Lebens verbannt — der uns mit anmuthigen und überwältigenden Träumen erfüllt, und unserer Natur das zum Bedürfnisse macht, was am wenigsten irdisch an ihr ist, so daß die Luft selbst uns die Sehnsucht und den Durst nach Liebe einhaucht. Jeder, der dich besucht, scheint die Erde und ihre bittern Sorgen hinter sich zu lassen — durch das elfenbeinerne Thor in das Land der Träume zu treten! Die jungen und lachenden Horen der Gegenwart — die Horen, jene Kinder des Saturn, welche dieser immer zu verschlingen trachtet, scheinen hier vor ihm

gesichert zu sein. Die Vergangenheit wie die Zukunft sind vergessen, wir genießen bloß den Augenblick. Blumen im Garten der Welt, Quelle des Entzückens, Italien von Italien, schönes, mildes Kampanien! — übermüthig fürwahr waren die Titanen, wenn sie an dieser Stelle noch um einen andern Himmel kämpften! Wer sehnte sich nicht, wenn Gott dieses Werktagleben zu einem beständigen Festtag bestimmt hätte, wer sehnte sich alsdann nicht, hier für immer zu leben — nichts wünschend, nichts hoffend, nichts fürchtend, so lange dein Himmel über ihm schwebt, so lange deine Meere zu seinen Füßen funkeln, so lange deine Luft ihm süße Botschaften von Veilchen und Orangen bringt, und so lange das Herz, mit einer einzigen Empfindung sich begnügend, die Lippen und Augen finden kann, die ihm (Eitelkeit der Eitelkeiten!) mit der Versicherung schmeicheln, die Liebe könne der Abnützung trotzen und ewig sein?

Unter diesem Himmel also und auf diesem Meere, schaute der Athener in ein Antlitz, das der Nymphe, des Schutzgeistes des Ortes, würdig gewesen wäre. An den wechselnden Rosen dieser zarten Wangen seine Augen weidend, fühlte er sich glücklich über das Maaß des gewöhnlichen Lebensglückes, denn er liebte und wußte, daß er geliebt wurde.

Die Beschreibung menschlicher Leidenschaften aus früheren Zeiten gewinnt gerade durch die Entfernung der Zeiten ein besonderes Interesse. Wir freuen uns, das Band, das die entferntesten Zeiten verknüpft, in uns zu fühlen. Menschen, Völker, Gebräuche vergehen. Die Neigungen sind unsterblich! — Sie sind

der sympathetische Reif, der alle Generationen umschlingt. Die Vergangenheit lebt wieder auf, wenn wir ihre Gefühle betrachten — sie lebt in uns selbst! Was war, ist immer. Der Talisman, der die Todten belebt, den Staub vergessener Gräber neu beseelt, liegt nicht in der Geschicklichkeit des Schriftstellers, sondern im Herzen des Lesers.

Noch immer vergebens die Blicke Jone's suchend, welche halb niedergeschlagen, halb abgewendet die seinigen mieden, drückte der Athener die Gefühle, welche durch beseligendere Gedanken hervorgerufen wurden, als diejenigen waren, welche dem Gesange der Nydia die Färbung gegeben, mit sanfter und leiser Stimme folgendermaßen aus:

Die Barke schwebt auf dem glühenden Meer,
Mein Herz auf den Wogen der Liebe daher;
Im Raume verloren, erschrickt es doch nicht,
Denn klar wie dein Aug ist der Fluten Gesicht.
Bald schwellend, bald hohl ist's über den Tiefen,
Dein Lächeln, dein Seufzen bestimmt sein Geschick;
Das Zwillingsgestirn,* das die Schiffer sonst riefen,
Der Leitstern, der Gott für das Herz — ist dein Blick.

Die Barke mag sinken, wenn Wolken erstehn,
Was soll sie auch, kann sie den Leitstern nicht sehn?
Dein Lächeln, dein Licht ist ihr Leben und Lust,
Dein Zürnen, dein Dunkeln des Daseins Verlust.
O sänk' sie, so lang sie kann Liebe noch lesen,
Im Auge, das frei vom Gewölke noch ist!
Ich möcht' nicht beweinen, was du mir gewesen,
Möcht sterben, so lang ich noch weiß, was du bist.

* Anspielung auf die Dioskuren oder Zwillinge, die Schutzgötter der Schiffer.

Als die letzten Worte dieses Liedes über die See hinzitterten, erhob Jone die Augen und begegnete denen ihres Geliebten. Glückliche Nydia! — glücklich in deinem Leiden, daß du diesen bezauberten und entzückten Blick nicht sehen konntest, der so viel sagte, der das Auge zur Stimme der Seele machte, der die Unmöglichkeit eines Wechsels gelobte.

Obgleich übrigens die Thessalierin diesen Blick nicht bemerken konnte, so errieth sie doch dessen Bedeutung an dem Schweigen der beiden Liebenden, an ihren Seufzern. Sie drückte ihre Hände fast kreuzweise gegen die Brust, als ob sie die bittern und eifersüchtigen Regungen derselben niederdrücken wollte, und beeilte sich sodann, zu sprechen — denn dieses Stillschweigen war ihr unerträglich.

„Im Grunde genommen, o Glaukus," sprach sie, „liegt nichts besonders Heiteres in Deinem Liede."

„Und doch wollte ich etwas Heiteres geben, als ich Deine Leier nahm. Hübsches Kind, vielleicht gestattet uns das Glück nicht, fröhlich zu sein."

„Wie sonderbar," begann Jone, ein Gespräch ändernd, das sie zugleich beengte und entzückte, „daß seit mehren Tagen jene Wolke bewegungslos über dem Vesuv hängt, oder eigentlich nicht ganz bewegungslos, denn bisweilen wechselt sie ihre Form, und gerade jetzt erscheint sie mir wie ein gewaltiger Riese, der einen Arm über die Stadt ausstreckt; kommt sie Dir auch so vor, oder ist dieses Bild nur das Kind meiner Einbildungskraft?"

„Schöne Jone! Auch ich finde diese Ähnlichkeit, und

sie ist wirklich erstaunlich scharf ausgeprägt. Der Riese scheint auf der Spitze des Berges zu sitzen, die verschiedenen Schatten der Wolke stellen ein weißes und flatterndes Kleid um seine gewaltige Brust und seine Glieder vor; mit festem Blicke scheint er auf die Stadt hinabzuschauen, mit einer Hand, wie Du sagtest, auf ihre schimmernden Straßen hinzudeuten, die andere aber — bemerkst Du es nicht? — gegen den Himmel zu erheben. Man möchte sagen, es sei der Geist eines riesenhaften Titanen, der über die schöne Welt brütet, die er verloren; trauernd um die Vergangenheit, zugleich aber auch eine gewisse Drohung für die Zukunft aussprechend."

„Sollte dieser Berg in einigem Zusammenhang zu dem Erdbeben der vorigen Nacht stehen? Man sagt, vor vielen Jahrhunderten, fast in der frühesten Epoche, deren Andenken uns überliefert wurde, habe er Feuer ausgeworfen, wie noch jetzt der Aetna. Vielleicht lauern und glühen die Flammen immer noch in seiner Tiefe."

„Das ist möglich!" entgegnete Glaukus nachdenklich.

„Du sagtest, Du glaubest nicht sehr an Magie?" fiel Nydia plötzlich ein. „Ich habe gehört, eine mächtige Hexe wohne inmitten der ausgebrannten Höhlen des Berges, und jene Wolke ist vielleicht der dunkle Schatten des bösen Geistes, mit dem sie verkehrt."

„Du hast den Kopf voll von den phantastischen Ideen Deines Heimathlandes Thessalien," antwortete Glaukus, „und zeigst eine sonderbare Mischung von Verstand und all dem widerstrebenden Aberglauben."

„Im Dunkeln sind wir immer abergläubisch," ent-

gegnete Nydia. „Sage mir," fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „sage mir, Glaukus, gleichen Alle, die schön sind, einander? Man sagt, Du seiest schön und Jone ebenfalls. Sind Eure Gesichter also dieselben? Ich glaube nicht, obgleich ich es vielleicht sollte."

„Füge Jone kein so schweres Unrecht zu," antwortete Glaukus lachend, „denn ach, wir gleichen einander nicht einmal in der Weise, in welcher sich der Häßliche und der Schöne bisweilen gleichen. Jone's Haar ist dunkel, das meinige hell; Jone's Augen sind — von welcher Farbe, Jone? Ich kann sie so nicht sehen, wende sie mir zu. Oh, sind sie schwarz? Nein, sie sind zu sanft. Sind sie blau? Nein, sie sind zu tief; sie wechseln mit jedem Strahl der Sonne — ich weiß ihre Farbe nicht — aber die meinigen, süße Nydia, sind grau und glänzen nur, wenn Jone auf sie scheint! Jone's Wange ist..."

„Ich verstehe auch nicht ein Wort von Deiner Beschreibung," fiel Nydia verdrießlich ein, „ich begreife bloß, daß Ihr einander nicht gleicht, und bin erfreut darüber."

„Wie so, Nydia?" sagte Jone.

Nydia erröthete leicht; „weil ich," antwortete sie kalt, „mir Euch immer unter verschiedenen Formen gedacht habe, und man sich freut, zu erfahren, daß man Recht habe."

„Und welchem Gegenstand dachtest Du, daß Glaukus gleiche?" fragte Jone sanft.

„Der Musik," antwortete Nydia, die Augen niedersenkend.

„Du hast Recht," dachte Jone.

„Und welche Ähnlichkeit hast Du Jone zugeschrieben?"

„Ich kann es noch nicht sagen," antwortete das blinde Mädchen; „ich kenne sie noch nicht lange genug, um Gestalt und Zeichen für meine Muthmaßungen aufzufinden."

„Dann will ich es Dir sagen," sprach Glaukus leidenschaftlich; „sie ist wie die Sonne, die erwärmt, wie die Woge, die erfrischt."

„Die Sonne verbrennt und die Woge ertränkt bisweilen," antwortete Nydia.

„So nimm die Rose," sprach Glaukus, „möge ihr Duft Dir ein Bild von Jone geben."

„Ach, die Rosen verwelken," rief die Neapolitanerin boshaft.

Unter solchem Gespräche verbrachten sie die Stunden — die Liebenden nur des Glanzes und des Lächelns der Liebe bewußt, das blinde Mädchen aber nur ihre Dunkelheit und ihre Qualen, die Wuth der Leidenschaft und ihre Wehen fühlend.

Während sie so von den Wellen hingetrieben wurden, ergriff Glaukus von Neuem die Laute und ließ ihre Saiten mit leichter Hand von einem so ungekünstelten und heiter schönen Liede ertönen, daß selbst Nydia aus ihren Träumen aufgeweckt wurde und einen Schrei der Bewunderung ausstieß.

„Du siehst, mein Kind," rief Glaukus, „daß ich den Charakter der Liebesmusik noch retten kann, und daß ich Unrecht hatte, als ich sagte, das Glück könne nicht

heiter sein. Höre Nydia! höre, theure Jone! höret

Die Geburt der Liebe. *

1.

Ein Stern aus des Gewölkes Siebe,
Ein Traumbild aus der Nächte Lauf,
So stieg die fleischgewordne Liebe
Aus der entzückten Tiefe auf.
Und neudurchglühte Strahlen baden
Sich an den cyprischen Gestaden;
Und durch die grünen Wipfel zittert
Ein neues Leben lustumwittert,
Ein Leben, das mit Glutverlangen
Sogleich die ganze Welt umfangen.
Heil dir, Heil!
Ihr huldigten des Meeres Tiefen,
Die Reife ihr am Sternenzelt,
In ihrem hohen Schweigen riefen
Sie; Heil der Königin der Welt!
Heil dir, Heil!
Der Zephyr schwamm auf Silberflocken
An sie heran mit Liebeslust, **
Und koste mit den goldnen Locken
Und koste mit der Schwanenbrust.
Und auf des Ufers weichem Sand
Drehn sich die Horen Hand in Hand,
Sie zu empfangen auf der Erden,
Die ihr soll unterwürfig werden.

2.

Sieh, wie sie in der Muschel ruht,
Die Königsperle in der Flut!

* Eingegeben durch ein von Pompeji hinweggenommenes und nunmehr im Museum zu Neapel sich befindendes Gemälde der Venus, wie sie aus dem Meer aufsteigt.

** Nach der Mythologie der Alten entstieg Venus dem Meere in der Nähe von Cypern, wohin sie sodann von den Zephyren geweht wurde. Hier warteten die Jahreszeiten ihrer, um sie zu bewillkommnen.

Und dieser Muschel Rosenschimmer
Sich auf den Schnee des Nackens gießt,
Und mit verschämtem Glutgeflimmer
Die zarten Glieder überfließt.
Indem sie leise durch die Tänze
Der Silberwogen ringt,
Der Tochter seine Freudenkränze
Das Licht entgegenschlingt.
Heil, Heil!
Dein sind wir Alle für und für,
Kein Läubchen auf dem Land ist hier,
Kein Tropfen in den Meeren,
Kein Seufzer in des Himmels Blau,
Und keine Perle in dem Thau,
Die dein nicht ewig wären.

3.

Und du, Geliebte, die ich meine,
Mir ist, als müßt ich aus dem Scheine,
Dem tiefen, deiner blauen Augen,
Die Göttin in das Herz mir saugen.
Die Lieder sind die Muschelschaale,
Worin die junge Liebe glüht;
Sieh, wie sie mir mit Einemmale
Aus dem Gehäuß entgegensprüht!
Heil, Heil, Heil!
Sie steigt, wie sie der See entstiegen,
Ins Herz hinab aus deinen Zügen,
Ins Herz hinab, ins Herz hinab.
Sie steigt wie sie der See entstiegen
Ins Herz hinab aus deinen Zügen,
Ins Herz hinab, ins Herz hinab.

Drittes Kapitel.

Die Christenversammlung.

Gefolgt von Apäcides, erreichte der Nazarener das Ufer des Sarnus. Dieser Fluß, der heutzutage zu einem Bächlein eingeschrumpft ist, stürzte sich damals munter in das Meer, bedeckt mit zahllosen Fahrzeugen und aus seinen Wogen die Gärten, die Weinberge, die Paläste und die Tempel von Pompeji zurückwerfend. Von seinen geräuschvolleren und besuchteren Gestaden wandte Olinth seine Schritte einem Pfade zu, der in geringer Entfernung vom Flusse unter dem Schatten von Bäumen sich hinschlängelte. Dieser Weg war des Abends ein Lieblingsplätzchen der Pompejaner, während der Hitze und Lasten des Tages aber selten besucht, außer etwa von einigen Gruppen spielender Kinder, einem nachdenkenden Poeten oder einigen streitsüchtigen Philosophen. Auf der vom Ufer entferntesten Seite tauchten unter dem zarteren und schwindenden Laubwerk mehre Buchsbäume auf, und diese waren in tausend wunderliche Gestalten geschnitten, indem sie bald Faunen und Satyre, bald die Nachahmung egyptischer Pyramiden, bisweilen auch die Buchstaben darstellten, welche den Namen eines beim Volke beliebten oder hochgestellten Bürgers bildeten. So ist der falsche Geschmack ebenso alt als der reine, und die Kaufleute, welche sich vor hundert Jahren nach Hackney und Paddington zurückzogen, ahnten vielleicht nicht, daß sie zu ihren verstümmelten Eibenbäumen und ihrem ausgeschnittenen Buchs in der verfeinertsten Periode des römischen Alter-

thums, in den Gärten Pompeji's und den Villen des so schwer zu befriedigenden Plinius ihre Vorbilder finden konnten.

Dieser Spaziergang war jetzt, wo die Mittagssonne senkrecht durch das bunte Laub herabbrannte, gänzlich verlassen. Wenigstens brachen keine andere Gestalten als die des Olinth und des Priesters auf die Einsamkeit herein. Die Beiden setzten sich auf eine der Bänke, die in gewissen Entfernungen in der Weise zwischen die Bäume gestellt waren, daß unsern Freunden die schwache Brise, die langsam vom Flusse herkam, ins Gesicht wehte, dessen Wellen vor ihnen tanzten und funkelten; — ein eigenthümliches und merkwürdig contrastirendes Paar! — ein Bekenner des jüngsten und ein Priester des ältesten Cultus der Welt!

„Bist Du," fragte Olinth, „glücklich gewesen, seit Du mich so plötzlich verlassen? Hat Dein Herz seine Zufriedenheit gefunden unter diesem priesterlichen Gewande? Hast Du in Deinem Verlangen nach der Stimme Gottes etwa gehört, daß sie Dir aus den Orakeln der Isis Trost zuflüsterte? Dieser Seufzer, dieses abgewandte Gesicht, geben mir diejenige Antwort, die meine Seele voraussagte."

„Ach," entgegnete Apäcides wehmüthig, „Du siehst einen elenden und verstörten Mann vor Dir! Von meiner Kindheit an habe ich die Tugend schwärmerisch angebetet, habe die Heiligkeit von Männern beneidet, die in Höhlen und einsamen Tempeln in die Gesellschaft überirdischer Wesen zugelassen wurden; meine Tage verzehrten sich in fieberhaften und unbestimmten Wün-

schen, meine Nächte in Visionen, die, obwohl sie feierlich waren, mich doch nur höhnten. Verführt durch die geheimnißvollen Prophezeihungen eines Betrügers habe ich dieses Gewand angelegt; meine Natur — ich bekenne es Dir frei — meine Natur empörte sich über das, was ich sah und woran ich Theil zu nehmen verdammt war! Nach Wahrheit ringend, ward ich nur ein Diener der Lüge. An dem Abend, an welchem wir uns zuletzt sahen, wurde ich durch Hoffnungen emporgehoben, die derselbe Betrüger, den ich bereits besser hätte kennen sollen, in mir erweckt hatte. Ich habe — doch lassen wir das — genug, ich habe Meineid und Sünde der Übereilung und der Betrübniß beigefügt. Nunmehr aber ist der Schleier für immer von meinen Augen gerissen — ich sehe einen Schurken, wo ich einem vermeintlichen Gotte gehorchte; die Erde dunkelt vor meinen Augen, ich befinde mich im tiefsten Abgrund der Finsterniß; ich weiß nicht, ob es Götter da oben gibt — ob wir Geschöpfe des Zufalls sind — ob jenseits des beschränkten und düsteren Jetzt Vernichtung oder ein Nachher folgt — sage mir also Deinen Glauben, löse mir diese Zweifel, wenn Du in Wahrheit die Macht dazu hast."

„Ich wundere mich nicht," antwortete der Nazarener, „daß Du also geirrt hast, also zum Zweifler geworden bist. Vor 80 Jahren hatte der Mensch noch keine Gewißheit von Gott oder von einer sichern und bestimmten Zukunft jenseits des Grabes. Neue Gesetze sind dem verkündet worden, der Ohren hat zu hören — ein Himmel, ein wahrer Olymp, ist dem

enthüllt, der Augen hat zu sehen — habe also Acht und höre."

Und mit dem ganzen Ernste eines Mannes, der selbst inbrünstig glaubt und eifrig ist, Andere zu bekehren, trug der Nazarener dem Apäcides die Verheißungen der Schrift vor. Er redete zuerst von den Leiden und Wundern Christi, weinte, während er sprach, und ging sodann zu den Herrlichkeiten der Auferstehung des Heilandes, zu der klaren Verheißung der Offenbarung über. Er beschrieb jenen reinen und unsinnlichen Himmel, der der Tugendhaften harre; jene Flammen und Qualen, die das Loos der Sünder seien.

Zweifel, wie sie in dem Geiste späterer Vernünftler hinsichtlich der unermeßlichen Opferung Gottes für die Menschen, sich einstellten, konnten einem Heiden jener Zeit sich durchaus nicht aufdrängen. Dieser war daran gewöhnt zu glauben, daß die Götter auf Erden gelebt, menschliche Gestalten angenommen, menschliche Leidenschaften, menschliche Beschäftigungen und menschliches Mißgeschick getheilt hätten. Was war denn das Wirken des Sohnes der Alkmäna, auf dessen Altären jetzt der Weihrauch von zahllosen Städten brannte, anders denn eine zum Besten des Menschengeschlechts übernommene Mühe? Hatte nicht der große dorische Apoll eine mystische Sünde dadurch gesühnt, daß er zum Grabe hinabstieg? Alle Gottheiten des Himmels waren die Gesetzgeber oder Wohlthäter der Erde gewesen, und Dankbarkeit hatte zu ihrer Anbetung geführt. Für einen Heiden lag somit weder etwas Neues noch etwas Sonderbares in der Lehre, daß Christus vom

Himmel gesandt worden sei und ein Unsterblicher die Sterblichkeit angenommen und die Bitterkeit des Todes verschmeckt habe; das Ziel aber, um Dessentwillen er also gerungen und also gelitten — wie unendlich herrlicher erschien es dem Apäcides als das, um Dessenwillen die alten Gottheiten die niedere Erde besucht und die Thore des Todes durchschritten hatten! War es nicht eines Gottes würdig, in die dunklen Thäler herabzusteigen, um die Wolken zu zerstreuen, die sich über dem dunklen Berge jenseits zusammengezogen hatten — um die Zweifel der Weisen zu stillen — um Vermuthung in Gewißheit zu verwandeln — um durch das eigene Beispiel die Regeln des Lebens vorzuzeichnen und durch Offenbarung das Geheimniß des Grabes zu lösen und zu beweisen, daß die Seele keiner vergeblichen Sehnsucht sich hingebe, wenn sie von einer Unsterblichkeit träume? Dieser letzte Punkt hauptsächlich war der stärkste Beweis jener niedern Männer, welche die Erde zu bekehren bestimmt waren. Wie dem Stolze und den Hoffnungen der Menschen nichts mehr schmeichelt, als der Glaube an einen künftigen Zustand, so konnte auch nichts unbestimmter und verworrener sein, als die Begriffe der heidnischen Weisen über diesen mystischen Gegenstand.

Das wußte Apäcides bereits, daß der Glaube der Philosophen nicht der der großen Heerde war; daß, wenn sie auch insgeheim an eine göttliche Macht glaubten, sie es doch nicht für klug hielten, diesen Glauben der Masse mitzutheilen. Bereits wußte er, daß selbst der Priester das verlache, was er dem Volke predigte,

daß die Begriffe der Vielen und der Wenigen beständig von einander abwichen. In diesem neuen Glauben hingegen schienen ihm Philosophen, Priester und Volk, die Ausleger der Religion wie ihre Jünger vollständig übereinzustimmen; sie grübelten und stritten nicht über Unsterblichkeit, sondern sprachen davon, als von etwas Gewissem und Zugesichertem. Die Erhabenheit der Verheißung blendete, ihre Tröstungen beruhigten ihn. Denn der christliche Glaube machte seine frühesten Bekehrungen unter Sündern. Manche seiner Väter und Märtyrer waren Männer, welche die Bitterkeit des Lasters gefühlt hatten, und sich deßhalb durch seinen falschen Schein nicht mehr von dem Pfad einer strengen und unwandelbaren Tugend verlocken ließen. Alle die Zusicherungen dieses heilenden Glaubens luden zur Buße ein — paßten besonders für die am Geiste Zerschlagenen und Kranken; und gerade die Reue, welche Apäcides über seine neuesten Ausschweifungen empfand, zog ihn zu einem Manne hin, der in dieser Reue etwas Heiliges sah und von der Freude sprach, die im Himmelreich sein werde über einen Sünder, der Buße thue.

„Komm," sprach der Nazarener, als er die von ihm hervorgebrachte Wirkung gewahrte, „komm in die niedere Halle, im welcher wir uns versammeln, eine kleine Schaar von Auserlesenen und Erwählten. Höre dort unsere Gebete an; betrachte die Aufrichtigkeit unserer reumüthigen Thränen; nimm Theil an unserem einfachen Opfer, bei welchem wir keine Thiere oder Kränze darbringen, sondern unbefleckte Gedanken auf dem Altare des Herzens niederlegen; unsere Blumen

sind unvergänglich, sie blühen über uns, wenn wir nicht mehr sind, ja sie begleiten uns bis jenseits des Grabes, sprossen im Himmel unter unsern Füßen auf, entzücken uns durch ewigen Duft, denn sie gehören der Seele an und theilen ihre Natur; diese Opfergaben sind überwundene Versuchungen und bereute Sünden. Komm, o komm! verliere keinen weitern Augenblick, bereite Dich schleunigst auf die große, die hehre Reise von der Dunkelheit zum Licht, von der Betrübniß zur Wonne, von der Verderbniß zur Unsterblichkeit. Dies ist der Tag des Herrn, ein Tag, den wir zu unserer Andacht besonders ausgewählt haben. Obgleich wir gewöhnlich Nachts zusammenkommen, sind doch auch jetzt schon Einige von uns versammelt. Welche Freude, welcher Triumph wird bei uns Allen sein, wenn wir ein verirrtes Lamm in die heilige Hürde bringen können."

Dem Apäcides, der von Natur ein so reines Herz besaß, schien etwas unaussprechlich Edles und Liebreiches in dem Geiste der Bekehrung zu liegen, welcher den Olinth beseelte — ein Geist, der in dem Glücke Anderer seine eigene Wonne fand, dessen umfassende Menschenliebe darnach strebte, sich Genossen für die Ewigkeit zu schaffen. Er fühlte sich gerührt, erweicht, bezwungen. Er war durchaus nicht in der Stimmung, gerne allein bleiben zu wollen; auch die Neugierde mischte sich in seine reineren Triebe — er wünschte die religiösen Gebräuche zu sehen, über welche so viele dunkle und widersprechende Gerüchte im Umlauf waren. Einen Augenblick hielt er an, schaute auf sein

Kleid, dachte an Arbaces, schauderte vor Schrecken und erhob seine Augen zu der breiten Stirne des Nazarenners, auf der sich ängstliche und wachsame Sorge, aber nur für sein Bestes, für seine Rettung, aussprach! Dann hüllte er sich in seinen Mantel ein, so daß dieser sein Amtskleid völlig verbarg und sagte: „Führe mich, ich will Dir folgen."

Olinth drückte ihm freudig die Hand, stieg mit ihm zum Ufer des Flusses hinab und rief eines der Boote herbei, die dort beständig umherfuhren. Sie bestiegen dasselbe; eine übergespannte Decke, die sie vor der Sonne schützte, sicherte sie auch zugleich vor der Beobachtung Fremder. Schnell fuhren sie über das Wasser hin. Aus einem Boote, das an ihnen vorbeifuhr, ertönte eine sanfte Musik und sein Vordertheil war mit Blumen geschmückt; es glitt der See zu.

„So," sagte Olinth wehmüthig, „so segeln die Götzendiener irdischer Pracht, unbewußt und freudig in ihren Täuschungen, auf den großen Ocean des Sturmes und Schiffbruches hinaus; still und unbeachtet fahren wir an ihnen vorbei, um das Land zu erreichen."

Apäcides schlug die Augen auf und gewahrte durch die Oeffnung an der Decke das Gesicht einer der Personen, die sich in jener muntern Barke befanden — es war das Gesicht Ione's. Die Liebenden hatten sich zu jener Spazierfahrt eingeschifft, auf der wir sie begleiteten. Der Priester seufzte und sank auf seinen Sitz zurück. In der Vorstadt, an einer Stelle, wo eine Reihe kleiner und bescheidener Häuser sich bis zum Flusse hinstreckten, erreichten sie das Ufer. Sie tra-

ten ans Land, und Olinth, der dem Priester voranging, führte diesen durch ein Labyrinth von Gäßchen, bis er endlich vor der verschlossenen Thüre einer etwas größeren Behausung anlangte. Dreimal klopfte er; die Thüre ging auf und schloß sich wieder, so bald Apäcides seinem Führer über die Schwelle nachgefolgt war.

Nachdem sie ein einsames Atrium durchschritten, gelangten sie in ein inneres Gemach von mäßiger Größe, das, wenn die Thüre geschlossen war, all sein Licht nur durch ein kleines, über der Thüre selbst angebrachtes Fenster erhielt. An der Schwelle dieses Zimmers jedoch blieb Olinth stehen, klopfte an und sagte: „Friede sei mit Euch!" worauf eine Stimme von innen antwortete: „Friede mit wem?"

„Mit den Gläubigen," entgegnete Olinth und die Thüre ging auf. Da saßen zwölf oder vierzehn Personen, schweigend und dem Anscheine nach in Gedanken versunken, in einem Halbkreise, ihnen gegenüber aber befand sich ein roh aus Holz geschnitztes Kruzifix.

Als Olinth eintrat, schlugen sie, ohne zu sprechen, ihre Augen auf; der Nazarener selbst kniete, bevor er sie anredete, sofort nieder und aus seinen bewegten Lippen und dem fest auf das Kreuz gerichteten Blicke, ersah Apäcides, daß er im Stillen betete. Nachdem diese religiöse Handlung vollbracht war, wandte sich Olinth gegen die Versammlung mit den Worten: „Männer und Brüder, erschrecket nicht, einen Priester der Isis in Eurer Mitte zu sehen; er hat bei den Blinden geweilt, aber der Geist ist über ihn gekommen; er wünscht zu sehen, zu hören und zu verstehen."

„Möge er das thun," sagte einer von der Versammlung, in welchem Apäcides einen noch jüngern Mann als, er selbst, erblickte, von einem gleich blassen und abgemagerten Gesicht, dessen Auge in gleichem Maaße die rastlose und feurige Thätigkeit eines regsamen Geistes zur Genüge andeutete.

„Möge er das thun," wiederholte eine zweite Stimme, und der also sprach, stund in der Blüte seines Mannesalters; seine bronzirte Haut und seine asiatischen Züge verriethen in ihm einen Sohn Syriens — in seiner Jugend war er ein Räuber gewesen.

„Möge er das thun," sagte eine dritte Stimme und der Priester, der sich von Neuem nach dem Sprechenden umwandte, sah nun einen alten Mann mit langem, grauem Barte, in welchem er einen Sklaven des reichen Diomed erkannte.

„Möge er das thun," wiederholten einstimmig die übrigen Leute, die, einen Officier der Leibwache und einen Kaufmann aus Alexandria ausgenommen, augenscheinlich der untern Klasse angehörten.

„Wir verpflichten Dich nicht," begann Olinth von Neuem, „wir verpflichten Dich nicht zur Geheimhaltung; wir legen Dir keine Eide auf, uns nicht zu verrathen, wie es manche unserer schwächeren Brüder thun würden. Es gibt allerdings kein bestimmtes Gesetz gegen uns, aber die Menge, wilder als ihre Gebieter, dürstet nach unserm Leben. So meine Freunde war es, als Pilatus zögerte, das Volk, welches schrie: „„Kreuzige ihn, kreuzige ihn!"" Aber wir verpflichten Dich nicht zu unserer Sicherheit — nein, verrathe uns der Menge

— klage uns an, lästere und verleumde uns, wenn Du willst: wir stehen über dem Tod, und würden freudig in die Löwengrube oder auf die Folterbank gehen — wir können das Dunkel des Grabes niedertreten und was für einen Verbrecher Tod ist, das ist für den Christen Ewigkeit."

Ein leises und beifälliges Flüstern machte sich in der Versammlung bemerklich.

„Du bist in unsere Mitte gekommen als ein Prüfender, mögest Du bleiben als ein Bekehrter. Unsere Religion? Du siehst sie! Jenes Kreuz ist unser einziges Bild, jene Rolle enthält die Geheimnisse unseres Cäre und Eleusis! Unsere Moral? sie spricht sich in unserem Leben aus! Sünder sind wir Alle gewesen; wer kann uns aber jetzt eines Verbrechens anklagen? Wir haben die Vergangenheit in der Taufe von uns abgewaschen. Glaube nicht, dies sei unser Vollbringen, es ist Gottes Werk. Komm her, Medon," dem alten Sklaven zuwinkend, welcher der dritte gewesen, der für die Zulassung des Apäcides gesprochen hatte, „Du bist der Einzige unter uns, der nicht frei ist; aber im Himmel werden die Letzten die Ersten werden und so sei es auch bei uns. Entfalte jene Rolle, lies und erkläre."

Wir haben wohl nicht nöthig, der Vorlesung Medons oder den Erläuterungen der Versammlung hier Wort für Wort zu folgen. Jene damals seltsamen und neuen Lehren sind jetzt allgemein bekannt. Achtzehn Jahrhunderte haben uns aus der Lehre der Schrift oder dem Leben Christi wenig zu erläutern übrig ge-

lassen. Auch würden wir in den Zweifeln, welche einem heidnischen Priester sich aufdrängten, wenig mit unsern Ideen Verwandtes, sowie wenig Gelehrsamkeit in den Antworten finden, die diese Zweifel von unerzogenen, ungebildeten und einfachen Leuten erhielten, deren einzige Kenntniß in dem Bewußtsein bestund, daß sie größer waren, als sie schienen.

Etwas rührte den Neapolitaner besonders; als die Vorlesung beendigt war, hörte man ein sehr leises Klopfen an der Thüre; das Einlaßwort wurde auf vorgängiges Befragen gegeben, die Thüre öffnete sich und zwei Kinder, deren ältestes sieben Jahre alt sein mochte, traten schüchtern ein. Es waren die Kinder des Hausherrn, jenes dunklen und kräftigen Syriers, der seine Jugend unter Rauben und Blutvergießen zugebracht hatte. Der älteste der Gemeinde, jener alte Sklave, öffnete ihnen seine Arme; sie flogen zu ihm hin, kletterten zu seiner Brust hinauf und seine harten Züge wurden mild, als er sie liebkoste. Und diese kühnen und inbrünstigen Männer, unter dem Wechsel der Dinge aufgewachsen, von den rauhen Winden des Lebens zerschlagen — Männer von eiserner und unbezwinglicher Tapferkeit, bereit, einer Welt die Stirne zu bieten, gefaßt für die Folter und gewaffnet für den Tod — Männer, die jeden denkbaren Gegensatz zu den schwachen Nerven, den leichten Herzen, und der zarten Gebrechlichkeit der Kinder darboten, drängten sich nunmehr um die Kleinen, die Falten ihrer Stirne legten sich und ein freundliches und herzliches Lächeln trat auf ihre bärtigen Lippen. Dann öffnete der alte Mann die Rolle und

lehrte die Kinder jenes schöne Gebet nachsprechen, das wir noch immer das Gebet des Herrn heißen und auch unsere Kinder lehren. Dann erzählte er ihnen in einfacher Sprache von der Liebe Gottes zu der Jugend, und wie kein Sperling vom Dache falle, ohne daß es sein Auge sehe. Dieser liebliche Brauch, die Kinder in die Religion einzuweihen, wurde in der frühesten Kirche lange Zeit beibehalten, zum Gedächtniß der Worte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht. „Und von ihm vielleicht rührte jene abergläubische Verleumdung her, die den Nazarenern dasjenige Verbrechen zuschrieb, welches die Nazarener, als sie Sieger waren, den Juden zur Last legten, nämlich das Einziehen von Kindern zu ihren abscheulichen Gebräuchen, bei welchen diese insgeheim geschlachtet würden.

Der ernste, reuige Vater aber schien in der Unschuld seiner Kinder eine Rückkehr zu seinem früheren Leben zu fühlen — zu seinem Leben, ehe er gesündigt hatte. Der Bewegung ihrer jungen Lippen folgte er mit ernstem Blicke; er lächelte, als sie mit schüchterner und ehrerbietiger Miene die heiligen Worte nachsprachen, und als diese Belehrung vorüber war, und sie frei und heiter auf seinen Schooß sprangen, da drückte er sie an seine Brust, küßte sie zu wiederholtenmalen, und Thränen flossen seine Wangen hinab — Thränen, deren Quelle auszufinden unmöglich gewesen wäre, so sehr vermischten sich in ihnen Freude und Kummer, Reue und Hoffnung, die Gewissensbisse der eigenen Brust und Liebe für die Kleinen!

Es lag etwas, sage ich, in dieser Scene, das den Apäcides besonders ergriff, und es ist in der That schwer, eine feierliche Handlung zu erdenken, die der Religion der Liebe entsprechender wäre, mehr zu den gewöhnlichsten und allgemeinsten Gefühlen spräche, eine empfänglichere Saite in der Menschenbrust berührte.

In diesem Augenblicke öffnete sich eine innere Thüre leise und ein sehr alter Mann trat, auf einen Stab gestützt, in das Zimmer. Bei seinem Eintritt erhob sich die ganze Versammlung; ein Ausdruck tiefer und zärtlicher Achtung malte sich auf jedem Gesichte, und Apäcides fühlte sich, als er die Züge des Eintretenden betrachtete, durch eine unwiderstehliche Sympathie zu ihm hingezogen. Nie sah Jemand ohne Liebe auf dieses Gesicht; denn auf ihm hatte das Lächeln der Gottheit, der Menschwerdung göttlicher Liebe geruht und die Herrlichkeit jenes Lächelns war nie wieder verschwunden!

„Meine Kinder, Gott sei mit Euch," sprach der Alte, seine Arme ausbreitend, während die Kindlein auf ihn zusprangen. Er setzte sich nieder und sie nisteten sich liebkosend in seinen Schooß. Ein herrlicher Anblick, diese Vereinigung der Extreme des Lebens — der aus seiner Quelle sprudelnde Bach und der majestätische, dem Ocean der Ewigkeit zueilende Strom. Wie das Licht des scheidenden Tages Erde und Himmel zu vereinigen scheint, indem es die Umrisse beider kaum sichtbar macht und die rauhen Bergspitzen mit dem Himmel verschmilzt, so schien auch das Lächeln

dieses liebreichen alten Mannes die äußere Erscheinung derer, die ihn umgaben, zu heiligen, die scharfen Unterscheidungen der verschiedenen Jahre zu verschmelzen und über Kindheit und Mannesalter das Licht des Himmels auszugießen, in welchem es so bald verschwinden und sich verlieren sollte.

„Vater," sagte Olinth, „Du, an dessen Leib das Wunder unsers Erlösers wirkte, Du, der dem Grabe entrissen wurde, um ein lebendiger Zeuge seiner Gnade und seiner Macht zu werden, siehe einen Fremdling in unserer Versammlung — ein neues Lamm, das in die Hürde geführt wurde!"

„Laßt mich ihn segnen," sprach der Greis und Alle machten ihm Platz. Apäcides näherte sich instinktmäßig und fiel vor ihm auf die Kniee; der Greis legte seine Hand auf des Priesters Haupt und segnete ihn, aber mit leiser Stimme. Während seine Lippen sich bewegten, waren seine Augen gen Himmel gewandt und Thränen — wie sie gute Menschen nur in der Hoffnung auf das Glück Anderer vergießen — flossen ihm reichlich über die Wangen.

Die Kleinen hielten sich zu beiden Seiten des Neubekehrten, sein Herz war wie das ihrige — er war geworden wie eines von ihnen, um in das Himmelreich zu kommen.

Viertes Kapitel.

Der Strom der Liebe fließt dahin — Wohin?

Tage sind wie Jahre in der Liebe der jungen Leute, wenn keine Schranke, kein Hinderniß zwischen ihrem Herzen sich erhebt — wenn die Sonne scheint und der Strom sanft dahinfließt — wenn ihre Liebe glücklich und geoffenbart ist. Jone verhehlte dem Glaukus nicht länger die Zuneigung, die sie für ihn hegte, und ihr einziges Gespräch hinfort war ihre Liebe. Über der Entzückung der Gegenwart glühten die Hoffnungen der Zukunft, wie der Himmel über den Gärten des Frühlings. In ihren zutrauensvollen Gedanken schifften sie weit auf dem Strome der Zeit hinab — entwarfen sich den Plan ihres künftigen Geschicks und ließen den Glanz des heutigen Tages auch auf den morgigen sich ergießen. In der Jugend ihrer Herzen schienen ihnen Sorge und Wechsel und Tod völlig unbekannte Dinge zu sein. Vielleicht liebten sie einander um so mehr, weil der Zustand der Welt dem Glaukus kein Ziel und keinen Wunsch übrig ließ, als Liebe; weil diejenigen Beschäftigungen, die in Freistaaten des Mannes Neigung gewöhnlich in Anspruch nehmen, für den Athener nicht vorhanden waren — weil sein Vaterland ihn nicht in das Gewühl des bürgerlichen Lebens berief, weil die Ehrsucht kein Gegengewicht gegen die Liebe bot und deßhalb letztere allein über alle Pläne unserer Liebenden herrschte. In dem eisernen Zeitalter lebend, glaubten sie sich im goldenen, nur dazu bestimmt, zu leben und zu lieben.

Dem oberflächlichen Beobachter, der sich nur für scharf markirte und mit dicken Farben aufgetragene Charaktere interessirt, mögen die beiden Liebenden von zu leichter und zu gewöhnlicher Form erscheinen; denn der Leser glaubt bisweilen in der Zeichnung von Personen, die absichtlich nicht so scharf hervorgehoben sind, einen Mangel an Charakter zu erblicken, und vielleicht bin ich auch in der That dadurch ungerecht gegen die Natur dieser beiden Liebenden, daß ich ihre äußere Persönlichkeit nicht schärfer ans Licht stelle. Wenn ich jedoch so lange bei dem strahlenden und einem Vogel gleich in den Lüften sich bewegenden Theile ihres innern Wesens verweile, werde ich hiezu fast unbewußt von der Ahnung der Veränderung bestimmt, die ihrer harrt und auf die sie so wenig vorbereitet sind. Gerade diese Milde und Heiterkeit des Lebens bildet den kräftigsten Gegensatz zu den Wechselfällen ihres künftigen Schicksals. Für die Eiche ohne Frucht oder Blüte, deren harter und rauher Stamm dem Sturme zu trotzen vermag, ist weniger Gefahr vorhanden, als für die zarten Zweige der Myrte und die lachenden Büscheln des Weinstocks.

Man war jetzt weit im August vorgerückt — ihre Hochzeit war auf den nächsten Monat festgesetzt und die Thürschwelle des Glaukus bereits mit Kränzen geschmückt, während er selbst des Nachts vor Jone's Thür reiche Libationen brachte. Für seine munteren Genossen war er nicht mehr da, sondern stets bei Jone. In den Vormittagen verkürzten sie die heißen Stunden mit Musik, in den Abenden aber verließen sie die angefüllten Versammlungsorte froher Menschen, um Spazierfahrten

auf dem Wasser oder Ausflüge nach den fruchtbaren und rebenbedeckten Ebenen zu machen, die am Fuße des verhängnißvollen Berges Vesuv liegen. Die Erde bebte nicht mehr; die lebhaften Pompejaner vergaßen sogar die erhaltene fürchterliche Warnung ihres bevorstehenden Looses. Glaukus sah in der Eitelkeit seiner heidnischen Religion in jener Erschütterung ein besonderes Einschreiten der Götter, weniger zu seiner eigenen, als vielmehr zu Jone's Rettung. Er brachte Dankopfer in den Tempeln seines Glaubens und selbst der Altar der Isis war mit seinen Votivkränzen bedeckt. Was das Wunder des belebten Marmorbildes anbelangt, so erröthete er über den Eindruck, den es auf ihn hervorgebracht. Er glaubte zwar, daß es durch menschliche Zauberkraft bewerkstelligt worden sei, aber der Erfolg überzeugte ihn, daß sich keineswegs der Zorn der Göttin darin ausgesprochen habe.

Von Arbaces hörten sie nur, daß er noch am Leben sei; auf das Schmerzenslager gestreckt, erholte er sich langsam von den Folgen des erlittenen Schlages. Er ließ die Liebenden unbeläßigt, aber nur um über die Stunde und die Art seiner Rache zu brüten.

Wie Morgens im Hause Jone's, so war auch Abends auf ihren Spaziergängen Nydia ihre beständige und oft einzige Gesellschaft. Das geheime Feuer, das sie verzehrte, ahnten sie nicht; das freie Wesen, mit dem sie sich ganz unversehens in ihr Gespräch mischte, ihre launenhafte und oft mürrische Stimmung fand in der Erinnerung an den Jone geleisteten Dienst und in dem Mitleiden mit ihrem Unglück die vollste Nachsicht. Viel-

leicht fühlten sie gerade wegen der Sonderbarkeit und des Eigensinnes ihrer Natur, wegen der auffallenden Übergänge von Leidenschaftlichkeit und Milde — der Mischung von Unwissenheit und Genie, von Zartgefühl und Rauhheit, den schnellen Launen eines Kindes und der stolzen Ruhe eines Weibes — eine um so größere und innigere Theilnahme für sie. Obgleich sie sich weigerte, ihre Freilassung anzunehmen, so ließ man ihr doch beständig alle Freiheit; sie ging wohin sie mochte, ihren Worten und Handlungen war kein Zwang angelegt, denn Glaukus und Jone fühlten für ein so unglückliches und für jede Wunde so empfängliches Wesen dieselbe mitleidsvolle Nachsicht, welche eine Mutter für ein verwöhntes und kränkliches Kind fühlt, und mochten selbst da ihre Autorität nicht gebrauchen, wo sie es zu Nydia's eigenem Besten zu thun gewünscht hätten. Sie benützte diese Freiheit zunächst dazu, sich die Gesellschaft des Sklaven zu verbitten, der sie nach dem Wunsche ihrer Gebieter hätte begleiten sollen. Mit dem leichten Stabe, der ihre Schritte lenkte, schritt sie auch jetzt, wie in ihrem früheren schutzlosen Zustande durch die volkreichen Straßen; fast wunderbar zu schauen war es, wie schnell und wie gewandt sie durch jeden Volkshaufen sich Bahn brach, jede Gefahr vermied, und ihren umnachteten Weg durch die verwickeltsten Straßenwendungen finden konnte. Ihr Hauptvergnügen jedoch bestund noch immer darin, die wenigen Fuß Bodens zu besuchen, die den Garten des Glaukus bildeten, und die Blumen zu pflegen, die wenigstens ihre Liebe vergalten. Bisweilen trat sie in das Zimmer, wo er saß, und suchte

ein Gespräch anzuknüpfen, das sie beinahe jedesmal plötzlich wieder abbrach — denn ein Gespräch mit Glaukus zielte nur auf einen Gegenstand — auf Jone, und dieser Name aus seinen Lippen verursachte ihr schreckliche Qualen. Oft bereute sie bitterlich den Dienst, den sie Jone erwiesen hatte; oft sagte sie zu sich selbst: „Wäre sie gefallen, so hätte Glaukus sie nicht länger lieben können!“ und dann schlichen sich dunkle und fürchterliche Gedanken in ihre Brust.

Als sie so edelmüthig gehandelt, hatte sie die Prüfungen, die ihrer harrten, noch nicht völlig kennen gelernt. Sie war noch nie dabei gewesen, wenn Glaukus und Jone beisammen saßen; sie hatte noch nie gehört, wie diese Stimme, die so liebreich gegen sie war, so unendlich sanfter mit einer Andern sprach. Der Schlag, der ihr Herz bei der Kunde von Glaukus Liebe zermalmte, hatte sie anfänglich nur betrübt und erstarrt; allmählig jedoch trat ihre Eifersucht in einer wilderen und trotzigeren Gestalt auf, nahm etwas von Haß an, flüsterte von Rache. Wie man den Wind nur die grünen Blätter am Zweige bewegen sieht, während das Laub, das verwelkt und dürr, zusammengedrückt und mit Füßen getreten, auf dem Boden lag, bis Saft und Leben daraus entschwunden, plötzlich aufgewirbelt wird — jetzt hierhin — jetzt dorthin — ohne Rast und ohne Ruhe: so hat die Liebe, welche den Glücklichen und Hoffnungsvollen besucht, nur Frische auf ihren Schwingen, ihre Heftigkeit ist nur ein Spiel; aber das Herz, das von den grünen Zweigen des Lebens abgefallen ist, das keine Hoffnung in sich selbst, keinen Sommer in

seinen Fibern trägt, wird von demselben Wind, der seine Brüder nur liebkost, zerrissen und umhergewirbelt; es hat keinen Zweig, um sich daran zu halten — wird von Pfad zu Pfad geweht, bis die Winde sich legen oder bis es für immer in den Schlamm niedergetreten wird.

Die freundlose Kindheit Nydia's hatte ihren Charakter frühzeitig gehärtet; vielleicht hatten auch die Scenen der sündhaften Schwelgereien, denen sie anscheinend unbeschädigt beigewohnt, ihre Leidenschaften gereift, obwohl kein Flecken auf ihre Reinheit gefallen war. Im ersten Augenblicke mochten sie die Orgien Burbo's nur angeekelt, die Gastmahle des Egypters nur erschreckt haben; aber dennoch hatte vielleicht dieser Hauch von Befleckung in der Brust, über die er so leicht hingestreift, seine Samenkörner zurückgelassen. Da zudem Dunkelheit die Träumereien der Einbildungskraft begünstigt, so trug vielleicht gerade ihre Blindheit dazu bei, die Liebe des unglücklichen Mädchens mit wilden und wahnsinnigen Visionen zu nähren. Die Stimme des Glaukus war die erste gewesen, die ihrem Ohre melodisch erklungen; seine Güte machte einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüth; als er im vorigen Jahre Pompeji verließ, hatte sie jedes seiner Worte als einen kostbaren Schatz in ihrem Herzen aufbewahrt, und wenn ihr irgend Jemand sagte, dieser Freund und Gönner des armen Blumenmädchens sei der glänzendste und anmuthigste Lebemann in Pompeji, so empfand sie in dem treuen Andenken an ihn einen wohlgefälligen Stolz. Selbst das Geschäft, das sie sich auferlegte, seine Blumen zu pflegen, trug dazu bei, ihn in ihrem Gedächt-

nisse zu erhalten; sie brachte ihn mit Allem, was einen zauberhaften Eindruck auf sie ausübte, in Verbindung, und wenn sie sich geweigert hatte, zu sagen, unter welchem Bilde sie sich Jone vorgestellt habe, so geschah dies vielleicht theilweise deßhalb, weil sie alles Glänzende und Sanfte in der Schöpfung bereits an das selbstgeschaffene Bild des Glaukus geknüpft hatte. Hat je einer meiner Leser in einem Alter geliebt, bei dessen Rückerinnerung er jetzt lächelt — einem Alter, in welchem die Phantasie stärker war als die Vernunft, so möge er sagen, ob nicht diese Liebe bei all ihrer wunderlichen und verzweigten Zartheit empfänglicher für Eifersucht war, denn jede andere und spätere Leidenschaft? Nach der Ursache forsche ich hier nicht; aber ich weiß, daß es gewöhnlich der Fall ist.

Als Glaukus nach Pompeji zurückkehrte, war Nydia um ein Jahr älter geworden; dieses Jahr mit seinen Leiden, seiner Einsamkeit, seinen Prüfungen hatte ihren Geist und ihr Herz gewaltig entwickelt, und als der Athener sie bewußtlos an seine Brust zog — der Seele wie den Jahren nach sie noch immer für ein Kind haltend — als er ihre zarte Wange küßte und seinen Arm um ihre zitternde Gestalt schlang, da fühlte Nydia plötzlich und wie durch Offenbarung, daß die Gefühle, die sie lange und unschuldig genährt hatte, Liebe seien. Verurtheilt, von Glaukus aus der Tyrannei befreit zu werden — verurtheilt, unter seinem Dache Schutz zu finden — verurtheilt, zwar nur für so kurze Zeit, dieselbe Luft einzuathmen und im ersten Stadium tausend glücklicher und dankbarer Gefühle eines überströmenden Herzens zu

hören, daß er eine Andere liebe — verurtheilt, an diese Andere als Botin und Dienerin abgeordnet zu werden, mit Einemmale jenes gänzliche Nichts zu fühlen, das sie selbst war, und das sie immer bleiben mußte, das aber bis daher ihr junger Geist nicht geahnt hatte — jenes gänzliche Nichts für ihn, der Alles für sie war; — was Wunder, daß in ihrer wilden und leidenschaftlichen Seele alle Elemente unharmonisch erklangen, daß, wenn Liebe über das Ganze herrschte, es nicht diejenige Liebe war, die heiligeren und sanfteren Regungen ihr Entstehen verdankt! Bisweilen fürchtete sie nur, daß Glaukus ihr Geheimniß entdecken möchte, bisweilen aber fühlte sie sich entrüstet, daß er es nicht ahne; war dies doch ein Zeichen der Verachtung — konnte er sich denn auch denken, daß sie eine so große Anmaßung besitze? Ihre Gefühle für Jone ebbten und fluteten in jeder Stunde; jetzt liebte sie die Griechin, weil er sie liebte; jetzt haßte sie dieselbe aus der gleichen Ursache. Es gab Augenblicke, wo sie ihre arglose Gebieterin hätte ermorden können, Augenblicke, wo sie ihr Leben für sie hingegeben hätte. Diese wilden und gewaltsamen Wechsel der Leidenschaft waren zu stark, um in die Länge ertragen zu werden. Ihre Gesundheit schwand, obgleich sie es nicht fühlte, ihre Wange erblaßte, ihr Schritt wurde schwächer, Thränen traten ihr häufiger in die Augen und brachten ihr nur geringere Erleichterung.

Eines Morgens, als sie sich zu ihrem gewöhnlichen Geschäfte in den Garten des Atheners begab, traf sie Glaukus mit einem Kaufmann aus der Stadt unter den Säulen des Peristyls damit beschäftigt, Juwelen für

seine Braut auszulesen. Schon hatte er für Jonen ein Zimmer eingerichtet, und die Juwelen, die er heute kaufte, wurden auch dorthin gebracht. Ach, nie sollten sie die schöne Gestalt Jone's schmücken und noch heutzutage kann man sie unter den ausgegrabenen Schätzen zu Pompeji im Museum zu Neapel sehen. *

„Komm hierher, Nydia; stelle Dein Gefäß nieder und komm hierher. Du mußt diese Kette von mir annehmen; halt, so, jetzt habe ich sie Dir angelegt. Sag einmal, Servilius, steht sie ihr nicht gut?"

„Ausgezeichnet," antwortete der Juwelier — denn Juweliere waren selbst damals wohlerzogene Leute, die gerne schmeichelten. — „Aber wenn einmal diese Ringe in den Ohren der edlen Jone glänzen, dann beim Bacchus! sollst Du sehen, ob meine Kunst nicht die Schönheit zu erhöhen vermag!"

„Jone," wiederholte Nydia, die bisher durch Lächeln und Erröthen ihren Dank für die Gabe des Glaukus ausgedrückt hatte.

„Ja," erwiderte der Athener, gleichgültig mit den Edelsteinen spielend, „ich suche da ein Geschenk für Jone, aber hier ist nichts, das ihrer würdig wäre."

Während er sprach, wurde er durch ein plötzliches Auffahren Nydia's erschreckt; sie riß die Kette heftig von ihrem Hals und warf sie auf den Boden.

„Was soll das? Wie, Nydia, hast Du keine Freude an dem Tand? Bist Du beleidigt?"

„Du behandelst mich immer als eine Sklavin und

* Mehre Armbänder, Ketten und Juwelen wurden in dem Hause gefunden.

als ein Kind," antwortete die Theſſalierin, während ſich ihre Bruſt von ſchlecht unterdrückten Seufzern hob und haſtig wandte ſie ſich nach der entgegengeſetzten Seite des Gartens. Glaukus dachte nicht daran, ihr zu folgen oder ſie zu beruhigen, er war ja beleidigt. Er fuhr fort, die Juwelen zu unterſuchen und Bemerkungen über ihre Façon zu machen, Dies zu tadeln und Jenes zu loben und ließ ſich endlich von dem Kaufmann überreden, Alles zu kaufen; das ſicherſte Auskunftsmittel für einen Liebhaber und Jedem zu empfehlen, vorausgeſetzt jedoch, daß er eine Jone erwerben kann!

Nachdem er den Handel ins Reine gebracht und den Juwelier entlaſſen hatte, begab er ſich in ſein Zimmer, kleidete ſich an, beſtieg ſeinen Wagen und fuhr zu Jone. Er dachte nicht mehr an die junge Blinde oder ihre Unbefangenheit; er hatte die eine wie die andere vergeſſen.

Er verbrachte den Vormittag bei ſeiner ſchönen Neapolitanerin, begab ſich ſodann in die Bäder, ſpeiste, wenn wir die um drei Uhr ſtattfindende Cœna der Römer Nachtmahlzeit nennen dürfen, allein und außer dem Hauſe zu Nacht — denn Pompeji hatte auch damals ſeine Reſtaurateurs — und kehrte hierauf nach Hauſe zurück, um die Kleider zu wechſeln, ehe er wieder in dem Hauſe Jone's erſchien. Mit dem in Träumereien verlorenſten und abweſenden Auge eines Verliebten ſchritt er durch das Periſtyl, ohne die Geſtalt des armen blinden Mädchens zu beachten, das genau an derſelben Stelle, wo er es verlaſſen hatte, ſaß. Wenn übrigens er ſie nicht ſah, ſo erkannte doch ihr Ohr ſofort ſeinen Schritt; hatte ſie doch die Minuten bis zu ſeiner Rückkehr ge-

zählt. Kaum war er in sein Lieblingszimmer getreten, das sich gegen den Peristyl öffnete, und nachdenkend auf sein Ruhebett niedergesessen, als er fühlte, daß etwas schüchtern sein Kleid berührte und als er sich umwandte, sah er Nydia vor sich knieen, und ihm eine Hand voll Blumen emporreichen — eine zarte und zweckmäßige Friedensgabe; — ihre dunklen zu ihm aufgerichteten Augen strömten von Thränen.

„Ich habe Dich beleidigt," sagte sie schluchzend, „und zwar zum erstenmale. Ich möchte übrigens lieber sterben, als Dich einen Augenblick betrüben — sage, daß Du mir verzeihst. Sieh, ich habe die Kette wieder aufgehoben und sie angelegt; ich will mich nie von ihr trennen, denn sie ist Deine Gabe."

„Meine theure Nydia," antwortete Glaukus, hob sie auf und küßte sie auf ihre Stirne, „denke nicht mehr daran. Aber warum, mein Kind, wurdest Du so plötzlich ärgerlich? Ich vermochte die Ursache nicht zu errathen!"

„Frage nicht," sagte sie stark erröthend, „ich bin ein Geschöpf voll Gebrechen und Mängel; bin ja nur ein Kind, wie Du so oft sagst, und kannst Du von einem Kinde für eine jede Thorheit einen Grund erwarten?"

„Aber bald, hübsches Mädchen, wirst Du kein Kind mehr sein, und wenn Du willst, daß wir Dich als eine Erwachsene behandeln, so mußt Du diese sonderbaren Stürme der Leidenschaft beherrschen lernen. Glaube nicht, daß ich Dich zanke, nein, ich spreche nur zu Deinem eigenen Wohle."

„Es ist wahr," erwiderte Nydia, „ich muß mich beherrschen lernen, ich muß mein Herz verbergen, un-

terdrücken. Das ist die Aufgabe und die Pflicht eines Weibes; seine Tugend, däucht mir, ist Heuchelei."

„Selbstbeherrschung ist keine Falschheit, meine Nydia, und diese Tugend ist dem Manne so nothwendig wie dem Weibe; sie ist die wahre Senatorentoga, das Merkmal der Würde, welche sie bedeckt."

„Selbstbeherrschung, Selbstbeherrschung! schön, schön, was Du sagst, ist richtig! Wenn ich Dich anhöre, Glaukus, werden meine wildesten Gedanken ruhig und sanft, und eine köstliche Heiterkeit senkt sich auf mich herab. Berathe und führe mich immer, mein Erretter!"

„Dein liebevolles Herz wird Dein bester Führer sein, Nydia, wenn Du gelernt hast, Dein Herz zu regeln."

„Ach, das wird nie geschehen," seufzte Nydia sich die Thränen wegwischend.

„Sage das nicht, nur der erste Versuch ist schwer."

„Ich habe viele erste Versuche gemacht," antwortete Nydia in ihrer Unschuld. „Aber Du, mein Lehrer, findest Du es so leicht, Dich zu beherrschen, kannst Du Deine Liebe für Ione verbergen, oder auch nur unter gewisse Regeln bringen?"

„Liebe, theure Nydia, ach! das ist etwas ganz Anderes," antwortete der junge Mentor.

„Das dachte ich," entgegnete Nydia mit wehmüthigem Lächeln. „Glaukus, willst Du meine armen Blumen annehmen? Mache mit ihnen, was Du willst — Du kannst sie Ione geben, wenn Du willst," setzte sie nach kurzem Bedenken hinzu.

„Nein, Nydia," antwortete Glaukus freundlich, da er in ihren Worten eine gewisse Eifersucht sah, ob-

gleich er es nur für die Eifersucht eines eitlen und empfindlichen Kindes hielt, „ich will Deine schönen Blumen Niemand geben. Da setz' Dich hin und flechte sie in einen Kranz; ich will ihn heute Nacht tragen; es ist nicht der erste, den diese zarten Finger für mich geflochten haben."

Voll Entzücken setzte sich das arme Mädchen neben Glaukus nieder; aus ihrem Gürtel zog sie einen Knäuel der vielfarbigen Fäden, oder vielmehr schmaler Bändchen, deren man sich beim Flechten von Kränzen bediente, und die sie, da dieses Flechten ihre eigentliche Berufsarbeit war, beständig bei sich trug. Schnell und anmuthig machte sie sich ans Geschäft. Auf ihren jungen Wangen waren die Thränen bereits vertrocknet, ein schwaches, aber glückliches Lächeln spielte um ihre Lippen; — einem Kinde gleich fühlte sie in der That nur die Freude der gegenwärtigen Stunde. Sie war mit Glaukus wieder ausgesöhnt, er hatte ihr verziehen — sie saß neben ihm — er spielte zärtlich mit ihrem seidenen Haare — sein Athem fächelte ihre Wange — Ione, die grausame Ione war nicht da, Niemand sonst begehrte, Niemand theilte seine Aufmerksamkeit. Ja, sie war glücklich und ihres Kummers nicht mehr eingedenk; es war einer der wenigen Augenblicke in ihrem kurzen und unruhigen Leben, die im Herzen aufzubewahren und ins Gedächtniß zurückzurufen so viele Wonne gewährte. Wie der Schmetterling, von der Wintersonne angelockt, sich eine kurze Weile an dem plötzlichen Lichte wärmt, ehe der Wind erwacht und der Frost, der ihn noch vor Abend tödten wird, herankommt — so ruhte auch sie unter einem Lichtstrahl, der im Vergleich mit dem gewohnten

Himmel nicht frostig war und der Instinkt, der sie an dessen Kürze hätte mahnen sollen, flüsterte ihr nur zu, sich seines Lächelns zu freuen.

„Du hast schöne Locken," begann Glaukus, „sie waren sicherlich einst das Entzücken einer Mutter."

Nydia seufzte; es schien ihr, daß sie nicht als Sklavin geboren worden sei, aber stets vermied sie, ihrer Herkunft zu erwähnen; denn mochte diese niedrig oder hoch sein, so war jedenfalls gewiß, daß weder ihren Wohlthätern noch sonst Jemand an dieser fernen Küste etwas Näheres über ihre Geburt je bekannt war. Ein Kind des Schmerzens und des Geheimnisses kam und verschwand sie wie ein Vogel, der für einen Augenblick in unser Zimmer fliegt; wir sehen ihn einige Zeit vor unsern Augen flattern, aber wir wissen nicht, wohin er eilt, oder von welchem Himmelsstriche er herkömmt.

Nydia seufzte und sagte nach kurzer Pause, ohne auf die Bemerkung zu antworten: „Aber flechte ich vielleicht zu viele Rosen in Deinen Kranz? Man sagt mir, die Rose sei Deine Lieblingsblume."

„Und möge sie es immer bleiben, meine Nydia, bei Allen, die eine dichterische Seele haben — sie ist die Blume der Liebe und der Feste; sie ist auch die Blume, die wir dem Stillschweigen und dem Tode weihen; sie blüht im Leben um unsere Stirne, so lange das Leben einen Werth hat, und wird auf unser Grab gestreut, wenn wir nicht mehr sind."

„Ach, könnte ich doch," sagte Nydia, „statt dieses vergänglichen Kranzes Deinen Faden aus der Hand der Parzen nehmen und dort die Rosen einflechten!"

„Hübsches Kind! Dein Wunsch ist einer so harmonisch tönenden Stimme würdig, er ist im Geiste des Gesanges ausgesprochen, und was für ein Loos mir auch aufbewahrt sein mag, ich danke Dir.“

„Was für ein Loos! Ist nicht schon bestimmt, daß alles Schöne und Glänzende Dir zufallen soll? Mein Wunsch war unnöthig. Die Parzen werden so zärtlich gegen Dich sein, als ich es wäre.“

„Mein Glück in der Liebe ausgenommen, Nydia, möchte das denn doch nicht der Fall sein! So lange die Jugend währt, kann ich mein Vaterland auf eine kurze Zeit vergessen. Aber welcher Athener kann in seinem reiferen Mannesalter an Athen denken. wie es war, und mit seinem Glücke zufrieden sein, während Athen gefallen ist — gefallen für immer.“

„Und weßhalb für immer?“

„Wie die Asche nicht wieder angezündet werden, wie einmal erstorbene Liebe nicht wieder aufleben kann, so ist auch die Freiheit, wenn sie einmal von einem Volke gewichen ist, nie wieder zu erlangen. Aber sprechen wir nicht von Dingen, die für Dich nicht passen.“

„Für mich, — o, Du irrst. Auch ich habe meine Seufzer für Griechenland; meine Wiege schwankte am Fuße des Olympus; die Götter haben den Berg verlassen, aber die Spuren ihres Aufenthaltes kann man noch finden — in den Herzen ihrer Anbeter, in der Schönheit ihres Landes. Man sagt mir, es sei schön, und ich selbst habe seine Luft gefühlt, gegen welche die von Pompeji rauh ist — seine Sonne, gegen welche dieser Himmel frostig erscheint. O sprich mit mir von

Griechenland. Ein so armes unwissendes Kind ich auch bin, so kann ich Dich doch verstehen, und mir däucht, hätte ich länger an jenen Küsten gelebt, wäre ich ein griechisches Mädchen gewesen, deren glückliche Bestimmung ist, zu lieben und geliebt zu werden, ich selbst hätte können meinen Geliebten zu einem neuen Marathon, einem neuen Platäa bewaffnen. Ja, die Hand, die jetzt Rosen windet, würde Dir den Olivenkranz geflochten haben!"

„Wenn ein solcher Tag käme!" rief Glaukus, auf die Begeisterung der blinden Thessalierin eingehend und sich halb aufrichtend. — „Doch nein, die Sonne ist hinunter und die Nacht befiehlt uns nur zu vergessen — und heiter zu sein in der Vergessenheit; — flechte nur die Rosen fort!"

Aber der Athener hatte die letzten Worte mit einem wehmüthigen Tone erzwungener Heiterkeit gesprochen und versank in düstere Träumereien, aus denen er erst einige Minuten später durch die Stimme Nydia's erweckt wurde, die mit leisem Tone folgendes Lied sang, das sie Glaukus einmal gelehrt hatte:

1.

Wer möchte nach dem Lorbeer geizen,
Den sich die Vorwelt wand?
Wen möcht' ein Kranz am Grabe reizen,
In das der Ruhm verschwand?
Wer möchte die Entschlaf'nen wecken,
Ein Blatt im Todtenhaine schrecken?
Der Lorbeerzweig ist ihnen,
Laßt ihn am Stamme grünen!
Nur dieser Rose vergängliche Blüten
Sind Sklaven sowohl als Freien beschieden!

2.

Wenn Freiheit nicht, noch Hoffnung winket
Und wenn in den Pluton'schen Fluß,
Nicht die Erinnerung versinket,
So ist entschuldigt der Genuß.
So nehmt ein Rosenangebinde,
Wir haben ja die Rosen noch;
Die Vorwelt ließ dem schwachen Kinde
Als Spielzeug seine Blumen doch!

3.

Noch immer ist der Fuß der Helden
Dort auf dem Berg, den Phyle schmückt,
Tief in den Boden eingedrückt!
Noch immer schlägt im Flammenschmerz
Der Griechenheere jenes Herz,
Das einst des Ruhmes Ströme schwellten!
Vergaß auch selbst Glaukopis unser,
Floh'n alle Götter himmelwärts,
So hallen doch noch hin und wieder
An blauen Strömen unsre Lieder,
Und Luna lauscht noch Philomelen;
Und selbst die alten Bienen stehlen
Sich noch in des Hymettus Herz!
Gefallen sind wir, nicht verloren,
So lang das Herz sich noch ergötzt,
Die Liebe ward zuerst geboren,
Die Liebe sterbe auch zuletzt.

4.

So windet Rosen denn zum Kranz,
Noch immer bleibet uns das Schöne!
So lange noch die Ströme ziehn,
So lange noch die Wolken glühn,
Noch immer bleibet uns das Schöne!
Denn was uns aus dem Arm der Nacht,
Dem Schooß des Tags entgegen lacht,

Spricht auch von Hellas uns zum Herzen
Und lindert unsrer Seele Schmerzen.
So windet Rosen denn zum Kranz!
Die Rose spricht von früh'ren Tagen
Und läßt den Puls des Vaterlands
Auch in der Fremde Blumen schlagen!

Fünftes Kapitel.

Nydia begegnet der Julia — Unterredung der heidnischen Schwester mit ihrem bekehrten Bruder — Begriffe eines Atheners vom Christenthum.

„Welch Glück für Jone! welche Wonne immer zur Seite des Glaukus zu sein, seine Stimme zu hören — und sie, ja sie kann ihn auch sehen!"

Dies war das Selbstgespräch des blinden Mädchens, als sie allein in der Dämmerung nach dem Hause ihrer neuen Gebieterin wandelte, wohin ihr Glaukus bereits vorausgegangen war. Plötzlich wurde sie in ihren Gedanken durch eine weibliche Stimme unterbrochen.

„Blindes Blumenmädchen, wohin gehst Du? Es ist kein Körbchen unter Deinem Arm; hast Du Alles verkauft?"

Die Nydia also anredete, war eine Dame von schönen, aber kühnen und unweiblichen Zügen: Julia, die Tochter Diomed's. Während sie sprach, war ihr Schleier halb erhoben; Diomed selbst und ein Sklave, der eine Leuchte voraustrug, begleitete sie. Der Kaufmann und seine Tochter kehrten von einem Abendessen bei einem ihrer Nachbarn zurück.

„Erinnerst Du Dich meiner Stimme nicht mehr?“ fuhr Julia fort, „ich bin die Tochter des reichen Diomed.“

„Ach, verzeih mir! ja, ich erkenne Deine Töne wieder. Nein, edle Julia, ich habe keine Blumen zu verkaufen.“

„Ich hörte, Du seiest von dem schönen Griechen Glaukus gekauft worden; ist das wahr, hübsche Sklavin?“ fragte Julia.

„Ich diene der Neapolitanerin Jone,“ antwortete Nydia ausweichend.

„Ha! und ist es denn wahr —“

„Komm, komm,“ fiel Diomed ein, bis zum Mund in seinen Mantel gehüllt, „die Nacht wird kalt und ich kann nicht hier stehen bleiben, während Du mit diesem blinden Mädchen plauderst. Komm, laß sie Dir ins Haus nachfolgen, wenn Du mit ihr zu sprechen wünschest.“

„Thue das Kind,“ sagte Julia mit dem Tone einer Person, die an keinen Widerspruch gewöhnt ist, „ich habe Dich viel zu fragen, komm.“

„Diesen Abend kann ich nicht mehr, es wird spät,“ antwortete Nydia, „ich muß nach Hause gehen; ich bin nicht frei, edle Julia.“

„Was, die milde Jone würde Dich zanken? Ach ja, ohne Zweifel ist sie eine zweite Thalestris. Dann komm aber morgen zu mir: erinnere Dich, daß ich schon seit langem Deine Freundin bin.“

„Ich werde Deinen Wünschen gehorchen,“ antwortete Nydia, und da Diomed von Neuem seine Tochter

ungeduldig anredete, so mußte diese ihren Weg fortsetzen, ohne diejenige Frage, welche ihr am wichtigsten war, an Nydia gestellt zu haben.

Kehren wir indessen zu Jone zurück. Die Zeit, welche zwischen dem ersten und zweiten Besuche des Glaukus am heutigen Tage lag, war ihr nicht besonders heiter verflossen; sie hatte einen Besuch ihres Bruders empfangen. Seit der Nacht, da er zu ihrer Rettung aus den Händen des Egypters mitgewirkt, hatte sie ihn nicht wieder gesehen.

Mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt — Gedanken von so ernster und intensiver Art, hatte der junge Priester seine Schwester beinahe vergessen. In Wahrheit nämlich sind Menschen von jener glühenden Gemüthsart, die immer über die Erde emporstrebt, nur in geringem Maaße für die irdischen Neigungen empfänglich, und es war schon lange seit Apäeides jenen milden und freundlichen Gedankenaustausch, jene süßen Vertraulichkeiten nicht mehr gesucht hatte, die ihn in seiner früheren Jugend an Jone fesselten und die einer herzlichen Verbindung, wie sie zwischen ihnen bestund, so natürlich sind.

Jone übrigens hatte nie aufgehört, seine Entfremdung zu bedauern; im gegenwärtigen Falle schrieb sie dieselbe den wachsenden Verpflichtungen seiner strengen Brüderschaft zu, und oft, wenn sie inmitten all ihrer glänzenden Hoffnungen und ihrer neuen Anhänglichkeit an ihren Verlobten — oft, wenn sie da an die vor der Zeit gefurchte Stirne ihres Bruders, an seine für das Lächeln abgestorbenen Lippen und seine gebeugte

Gestalt dachte, seufzte sie, daß der Dienst der Götter einen so tiefen Schatten über diese Erde werfen könne, welche die Götter erschaffen haben.

Heute jedoch, als er sie besuchte, lag eine so sonderbare Ruhe in seinen Zügen, ein ruhiger Ausdruck der Selbstbeherrschung in seinen eingefallenen Augen, als sie seit Jahren nicht beobachtet hatte. Diese anscheinende Besserung war nur augenblicklich — es war eine falsche Ruhe, die das leiseste Lüftchen stören konnte.

„Mögen die Götter Dich segnen, mein Bruder," sagte sie, ihn umarmend.

„Die Götter! sprich nicht so unbestimmt; vielleicht gibt es nur einen Gott."

„Mein Bruder!"

„Wie, wenn der erhabene Glaube der Nazarener wahr wäre? Wenn Gott ein Alleinherrscher — einzig — untheilbar — allein wäre? Wie, wenn diese unzähligen Gottheiten, deren Altäre die Erde füllen, nur böse Dämonen wären, die uns vom wahren Glauben zu entwöhnen suchen? Dies kann leicht der Fall sein!"

„Ach, können wir es glauben? Oder wenn wir es glaubten, wäre es nicht ein wehmüthiger Glaube?" antwortete die Neapolitanerin; „wie! alle, die diese schöne Welt schufen, sollten nur Menschen sein! — der Berg sollte seiner Dreade, die Gewässer ihrer Nymphe beraubt werden? Diese herrliche Verschwendung des Glaubens, die alle Gegenstände göttlich macht, die gewöhnlichsten Blumen heiligt, und uns im leisesten Lüftchen ein himmlisches Flüstern zuführt — sie wolltest Du läugnen und die Erde zu bloßem Staub und Lehm machen?

Nein, Apäcides, das Herrlichste in unserm Herzen ist eben jener Glaube, der das Weltall mit Göttern bevölkert!"

Jone antwortete, wie es sich von einem Wesen erwarten ließ, das an die Poesie der alten Mythologie glaubte. Aus dieser Antwort mögen wir ermessen, wie hartnäckig und schwierig der Kampf war, den das Christenthum gegen die Heiden zu bestehen hatte. Der anmuthige Aberglaube schwieg nirgends; es gab auch nicht eine Handlung in ihrem häuslichen Leben, die nicht mit demselben verflochten gewesen wäre — er war ein Theil des Lebens selbst, wie die Blumen ein Theil des Thyrsus sind. Bei jedem Ereignisse wandte man sich an einen Gott; jedem Becher Weins ging eine Libation voraus; sogar die Kränze an ihren Thürschwellen waren einigen Gottheiten gewidmet und ihre eigenen Vorfahren führten, nunmehr heilig gemacht, als Laren die Aufsicht über Haus und Hof. So überschwänglich war der Glaube bei ihnen, daß unter jenem Klima der Götzendienst selbst bis auf die gegenwärtige Stunde noch nicht gänzlich ausgerottet ist; er wechselt bloß die Gegenstände seiner Verehrung, er wendet sich da, wo er einst zu den Göttern seine Zuflucht nahm, an unzählige Heilige und schickt die Menge in lauschender Ehrfurcht zu Vernehmung von Orakeln an die Altäre des heiligen Januarius oder des heiligen Dominicus, statt in die Tempel der Isis oder des Apollo.

Für die frühesten Christen aber waren solche abergläubischen Meinungen nicht sowohl ein Gegenstand der Verachtung, als vielmehr des Entsetzens. Sie glaubten

weder mit dem ruhigen Skepticismus der heidnischen Philosophen, daß die Götter Erfindungen der Priester seien, noch schlossen sie sich dem Glauben der Menge an, daß die Götter, dem trüben Lichte der Geschichte nach zu schließen, Sterbliche gewesen seien wie selbst. Vielmehr dachten sie sich die heidnischen Gottheiten als böse Geister, verpflanzten die düstern Dämonen Indiens und des Orients nach Italien und Griechenland, und schauderten vor Jupiter oder Mars, als den Repräsentanten des Molochs oder Satans.*

Apäcides hatte den christlichen Glauben noch nicht förmlich angenommen, stund aber bereits im Begriffe es zu thun. Schon theilte er die Ansichten Olinths — schon glaubte er, die lebhaften Vorstellungen der Heiden seien die Einflüsterungen des Erzfeindes des Menschengeschlechtes. Die unschuldige und natürliche Antwort Jone's machte ihn schaudern. Er beeilte sich heftig und zugleich so verwirrt zu antworten, daß Jone mehr für seinen Verstand fürchtete, als vor seiner Heftigkeit erschrack.

„Ach, mein Bruder," sagte sie, „die strengen Pflich-

* In Pompeii stellt eine rohe Zeichnung von Pluto diesen furchtbaren Gott in derselben Gestalt dar, die wir heutzutage dem Teufel zuschreiben, und schmückt ihn mit Hörnern und einem Schwanze. Aller Wahrscheinlichkeit nach jedoch haben wir die gemeine Vorstellung von der äußern Gestalt des bösen Feindes, dem geheimnißvollen Pan, dem Bewohner einsamer Stätten, der die Seele mit gewaltigen, nicht zu bezeichnenden Schrecken heimsucht, entnommen; seine Gestalt wenigstens stimmt genau mit dem pferdefüßigen Satan überein. Auch mochten die Christen in dem unzüchtigen und lasterhaften Dienst des Pan eine Spur der Täuschungen des Teufels zu erblicken glauben.

ten Deines Amtes haben Deine Urtheilskraft verwirrt. Komm zu mir, mein Bruder, Apäcides, mein geliebter Bruder; gib mir Deine Hand, laß mich den Schweiß von Deiner Stirne trocknen, zanke mich jetzt nicht, ich verstehe Dich nicht; glaube nur, daß Jone nie die Absicht haben konnte, Dich zu beleidigen."

„Jone," sagte Apäcides, sie zu sich hinziehend und zärtlich anblickend, „soll ich glauben, daß diese schöne Gestalt, dieses liebevolle Herz zu einer Ewigkeit von Qualen bestimmt sei?"

„Dii meliora! das mögen die Götter verhüten," sprach Jone in der gewöhnlichen Redeform, mit der ihre Zeitgenossen ein böses Vorzeichen abwenden zu können glaubten.

Die Worte, und noch mehr der in ihnen liegende Aberglaube verwundeten das Ohr des Apäcides. Vor sich hinsprechend stund er auf, that einige Schritte um sich aus dem Zimmer zu entfernen, blieb sodann auf halbem Wege stehen, blickte Jone ausdrucksvoll an und breitete seine Arme aus.

Jone stürzte sich freudig in dieselben; er küßte sie inbrünstig und sagte: „Lebe wohl, meine Schwester; wenn wir uns wiedersehen, bist Du mir vielleicht nichts mehr, nimm also noch diese Umarmung, voll von all den zärtlichen Erinnerungen der Kindheit, als Glaube und Hoffnung, Religion und Gebräuche, Ziel und Interessen für uns Beide dieselben waren. Jetzt wird dieses Band gebrochen werden."

Mit diesen sonderbaren Worten verließ er das Haus.

Hierin lag in der That die große und strengste Prüfung für die Christen, daß ihre Bekehrung die theuersten Bande ihres Herzens löste. Sie konnten keine Gemeinschaft mehr haben mit Wesen, deren einfachste Handlungen und gewöhnlichste Redensarten das Gepräge der Abgötterei an sich trugen. Sie schauderten über die Segnungen der Liebe; für ihr Ohr wurden sie im Namen eines Dämons ausgesprochen. Dies ihr Unglück jedoch machte sie zugleich auch stark; wenn es sie von der übrigen Welt trennte, so vereinigte es sie in demselben Maaße unter sich selbst. Männer von Eisen waren es, die das Wort Gottes verbreiteten, und fürwahr, der Reif, der sie umschlang, war auch von Eisen!

Glaukus fand Jone in Thränen; bereits hatte er sich das süße Vorrecht sie zu trösten angeeignet. Er brachte aus ihr einen Bericht über ihre Unterredung mit ihrem Bruder heraus; aber bei ihrer verwirrten Wiederholung einer Sprache, die schon an und für sich einem nicht darauf Vorbereiteten unklar war, vermochte er ebenso wenig als Jone die Absicht oder die Meinung des Apäcides zu errathen.

„Hast Du je," fragte sie, „etwas Weiteres über diese neue Sekte der Nazarener gehört, von welcher mein Bruder sprach?"

„Oft genug schon habe ich von ihnen reden gehört," antwortete Glaukus, „aber von ihren eigentlichen Glaubenssätzen weiß ich nichts, außer daß in ihrer Lehre etwas übernatürlich Kaltes und Mürrisches zu liegen scheint. Sie leben abgesondert von den übrigen Menschen; stellen sich, als ob ihnen sogar unser einfacher Gebrauch

von Kränzen ein Ärgerniß wäre; haben kein Gefühl für die Zerstreuungen des Lebens; stoßen schreckliche Drohungen aus über den bevorstehenden Untergang der Welt, und scheinen mit einem Worte ihren düstern, freudeleeren Glauben aus der Höhle des Trophonius herbeigebracht zu haben. Übrigens," fuhr Glaukus nach einer kleinen Pause fort, „fehlt es ihnen nicht an Männern von großem und gewaltigem Geist, und selbst unter den Areopagiten von Athen zählen sie ihre Anhänger. Recht gut erinnere ich mich noch, wie mein Vater von einem sonderbaren Mann sprach, der vor vielen Jahren nach Athen kam; ich glaube, er hieß Paulus. Mein Vater stund inmitten eines gewaltigen Haufens, der sich um einen unserer unsterblichen Hügel gesammelt hatte, um diesen Weisen des Morgenlandes lehren zu hören. Auf dem weiten Raum ließ sich auch nicht das mindeste Geflüster vernehmen! Das Scherzen und das Geschrei, womit unsere heimathlichen Redner aufgenommen wurden, war vor ihm verstummt, und als dieser geheimnißvolle Gast auf dem höchsten Gipfel jener Anhöhe, hoch erhaben über der athemlosen Menge, da stund, flößten seine Haltung und Züge jedem Herzen Ehrfurcht ein, noch ehe ein Wort aus seinem Munde gekommen war. Er war, wie mir mein Vater sagte, ein Mann von nicht hoher Gestalt, aber von edler, eindrucksvoller Miene; seine Kleider waren dunkel und weit; die untergehende Sonne — denn es war Abend — schien schief auf seine Gestalt, wie sie regungslos und gebietend hervorragte; sein Gesicht war verwittert und scharf markirt, als eines Menschen, der dem Unglück und dem streng-

sten Wechsel vieler Himmelsstriche getrotzt hat; aber seine Augen strahlten von einem fast überirdischen Feuer, und als er seinen Arm erhob um zu sprechen, da geschah es mit der Erhabenheit eines Mannes, auf den der Geist eines Gottes herabgestiegen war!"

„„Männer von Athen,"" soll er gesagt haben, „„in eurer Mitte finde ich einen Altar mit der Inschrift: dem unbekannten Gott. Unbewußt betet ihr denselben Gott an, dem ich diene. Der euch bis jetzt unbekannt war, soll euch nunmehr enthüllt werden.""

„Dann erklärte dieser hehre Mann, wie der große Schöpfer aller Dinge, der dem Menschen seine mannigfaltigen Stämme und seine verschiedenen Wohnungen angewiesen habe — der Herr der Erde und des Himmels nicht in Tempeln von Menschenhänden wohne, daß seine Gegenwart, sein Geist in der Luft sei, die wir einathmen; daß unser Leben und unser Sein in ihm sei. „„Glaubt ihr,"" rief er, „„daß der Unsichtbare sei, wie eure Bildsäulen von Gold und Marmor? Glaubt ihr, er brauche Opfer von euch, er, der Himmel und Erde gemacht hat?"" Dann sprach er von fürchterlichen Zeiten, die da kommen würden, von dem Ende der Welt, von einer Auferstehung der Todten, wovon dem Menschen eine Gewißheit gegeben worden sei in der Auferstehung des mächtigen Wesens, dessen Religion zu predigen er sich eingestellt habe.

„Während er so geredet, begann sich das lange zurückgehaltene Murmeln hörbar zu machen, und die Philosophen, die sich unter das Volk gemischt, drückten ihre weise Verachtung aus. Da hat man, wie mir mein

Vater sagte, die frostige Stirne des Stoikers und das Hohnlächeln des Cynikers sehen können — und die Epikuräer, die selbst nicht an unser Elysium glaubten, machten einen Scherz und schritten lachend durch die Menge; aber das tiefe Herz des Volkes war gerührt und durchdrungen, und es zitterte, obgleich es nicht wußte warum; denn wahrlich der Fremde besaß die Stimme und Majestät eines Mannes, den der unsichtbare Gott mit der Verkündigung seines Glaubens beauftragt hat."

Jone hörte mit Begeisterung und Aufmerksamkeit zu, die ernste und feierliche Weise des Erzählers aber verrieth den Eindruck, den auf ihn selbst der Bericht seines Vaters gemacht, der mit einer unzähligen Menge auf dem Hügel des heidnischen Kriegsgottes die erste Kunde von dem Worte Christi vernommen hatte.

Sechstes Kapitel.

Der Pförtner — Das Mädchen — Der Gladiator.

Die Hausthüre des Diomed stund offen und Medon, der alte Sklave, saß am Fuß der Treppe, auf der man zu der Wohnung emporstieg. Die prachtvolle Behausung des reichen Kaufmanns von Pompeji ist noch heutzutage außerhalb der Thore der Stadt, am Anfang der Gräberstraße zu sehen. Jene Stätte hatte trotz der Todten etwas Heiteres an sich. Auf der entgegengesetzten Seite, aber einige Fuß näher am Thore, lag ein geräumiger Gasthof, wo diejenigen, welche Geschäfte oder

Vergnügen nach Pompeji führten, oft anhielten um sich zu erfrischen. Vor dem Thor der Herberge stunden in diesem Augenblick Wagen, Karren und sonstige Gefährte, die zum Theil eben angekommen, zum Theil im Begriff waren, abzufahren, und man fand hier all das lärmende Treiben eines belebten und besuchten Wirthshauses. Vor der Thüre saßen einige Pächter auf einer Bank um ein rundes Tischchen und besprachen sich bei ihrem Morgengläschen über die Angelegenheiten ihres Berufs. Neben die Thüre war in frischen und muntern Farben das Zeichen des Damenbretts gemalt.* An dem Dache des Wirthshauses zog sich eine Terrasse hin, auf welcher einige Frauen, die Weiber der erwähnten Pächter, theils saßen, theils über das Geländer lehnten und mit ihren Freunden unten plauderten. In einiger Entfernung befand sich in einer tiefen Nische ein bedeckter Sitz, in welchem einige ärmere Reisende ausruhten und den Staub von ihren Kleidern schüttelten. Auf der andern Seite dehnte sich ein großer Raum aus, ursprünglich der Begräbnißplatz eines älteren Geschlechtes als die gegenwärtigen Einwohner von Pompeji, nunmehr aber in das Ustrinum oder den Platz zu Verbrennung der Todten umgewandelt. Jenseits desselben erhoben sich die Terrassen einer gefälligen, halb von Bäumen versteckten Villa. Die Gräber selbst, mit ihren anmuthigen und mannigfaltigen Formen, die Blumen und das Laubwerk, das sie umgab, gaben der Gegend durchaus keinen düstern Anstrich. Dicht bei dem Stadtthore stund in einer kleinen

* Innerhalb der Stadtmauern befindet sich ein anderes in gleicher Weise verziertes Wirthshaus.

Nische die stille Gestalt der wohldisciplinirten römischen Schildwache, und die Sonne schien herrlich auf ihren polirten Helm und die Lanze, auf die sie sich lehnte. Das Thor selbst war in drei Bögen getheilt, der mittlere für die Fuhrwerke, die zu beiden Seiten aber für die Fußgänger; rechts und links erhoben sich die massiven, die Stadt umgürtenden Mauern, in tausend verschiedenen Epochen aufgeführt, geflickt und ausgebessert, je nachdem Krieg, Zeit oder Erdbeben, diese vergebliche Schutzwehr erschüttert hatten. In häufigen Zwischenräumen erhoben sich viereckige Thürme, deren roh ausgeführte Zinnen die regelmäßige Mauerlinie malerisch unterbrachen und zu den neueren, nebenan weißschimmernden Gebäuden einen starken Gegensatz bildeten.

Die gekrümmte Straße, welche in dieser Richtung von Pompeji nach Herkulanum führt, entschwand dem Blicke unter abhängigen Weinbergen, über welche der Vesuv in seiner düstern Majestät trotzig herabschaute.

„Hast Du die Neuigkeit gehört, alter Medon,“ fragte ein junges Mädchen, die mit einem Krug in der Hand an Diomeds Thüre einen Augenblick stehen blieb, um mit dem Sklaven zu plaudern, ehe sie sich in das benachbarte Wirthshaus begab, um das Gefäß zu fullen und mit den Reisenden zu kokettiren.

„Die Neuigkeit, welche Neuigkeit?“ fragte der Sklave, seine Augen wehmüthig vom Boden aufschlagend.

„Nun, diesen Morgen zog ja wohl, ehe Du recht wach wareſt, ein herrlicher Fremder durch das Thor nach Pompeji.“

„So, so,“ sagte der Sklave gleichgültig.

„Ja, ein Geschenk von dem edlen Pomponianus.“

„Ein Geschenk! ich dachte, Du sprächest von einem Fremden!“

„Es ist beides, ein Fremder und ein Geschenk. Wisse denn, alter Schwachkopf, daß es ein prachtvoller junger Tiger für die bevorstehenden Spiele im Amphitheater ist. Hörst Du, Medon? Oh, welche Wonne! ich gestehe, daß ich kein Auge zuthun kann, bis ich ihn sehe; man sagt, er brülle so schrecklich.“

„Arme Thörin,“ rief Medon traurig und mürrisch.

„Schilt mich keine Thörin, alter Bauernlümmel! es ist ein hübsches Ding, ein Tiger, besonders wenn wir Jemand zum Fraß für ihn finden könnten. Nimm einmal an, Medon, jetzt haben wir einen Löwen und einen Tiger, und in Ermanglung zweier tüchtiger Verbrecher müssen wir vielleicht sehen, wie die beiden einander selbst auffressen. Aber halt, Dein Sohn ist ja Gladiator, ein hübscher und starker Mensch; könntest Du ihn nicht bestimmen, mit dem Tiger zu kämpfen? Thue es doch, Du würdest mich sehr verpflichten, ja, Du würdest ein Wohlthäter für die ganze Stadt sein.“

„Fort, fort,“ sagte der Sklave mit großer Bitterkeit, „denk an Deine eigene Gefahr, ehe Du so über den Tod meines armen Jungen plauderst.“

„Meine eigene Gefahr!“ sagte das Mädchen, erschreckt und hastig um sich blickend — „wendet die Vorbedeutung ab, ihr Götter! Mögen Deine Worte auf Dein eigenes Haupt fallen!“ und während sie sprach, berührte sie einen an ihrem Hals hängenden Talisman. „„Deine eigene Gefahr!““ welche Gefahr bedroht mich denn?“

„Ist das Erdbeben, das wir vor wenigen Nächten erlebt, keine Warnung? Hat es keine Stimme? Sagt es nicht zu uns Allen: „„Bereitet euch zum Tode, denn das Ende aller Dinge ist nahe.““

„Bah, Dummheiten," meinte das junge Mädchen, die Falten ihrer Tunika zurechtmachend, „jetzt sprichst Du, wie man es sich von den Nazarenern sagt — mir däucht, Du gehörst am Ende zu ihnen. Nun, ich kann nicht länger mit Dir plaudern, alter Rabe, Du wirst immer schlimmer und schlimmer — Vale! O Herkules, sende uns einen Mann für den Löwen und einen Andern für den Tiger!"

Juchheisa! zum lustigen, lustigen Spiel,
Ein Wald von Gesichtern, ein endlos Gewühl!
Die Kämpfer so kühn wie der Sohn der Alkmäna,
Sie schreiten im Zug durch die stumme Arena;
Schwatzt weil es noch Zeit ist — ihr werdet schon schweigen,
Wenn sie sich mit tödtlichen Armen umzweigen.
Trapp, Trapp! sie schreiten mit stolzem Gefühl,
Juchheisa! zum lustigen, lustigen Spiel!

Mit einer klaren Silberstimme dieses weibliche Lied singend und ihre Tunika von der staubigen Straße aufhebend, hüpfte das junge Mädchen leicht in das dichtbesetzte Gasthaus hinüber.

„Mein armer Sohn!" sprach der Sklave halblaut, „für Geschöpfe der Art sollst Du hingeschlachtet werden? O Glaube Christi, ich könnte Dich in vollster Aufrichtigkeit verehren, schon wegen des Abscheus, den Du gegen solche blutige Gefechte einflößest."

Wehmüthig sank des alten Mannes Haupt auf seine

Brust. Er blieb still und in Gedanken vertieft; nur bisweilen wischte er sich mit seinem Ärmel die Augen. Sein Herz war bei seinem Sohne; er sah die Gestalt nicht, die sich raschen Schrittes und mit einem etwas trotzigen und unbekümmerten Gang und Aussehen vom Thore her näherte. Nicht eher schlug er seine Augen auf, bis die fragliche Gestalt ihm gegenüber stehen blieb und ihn mit sanfter Stimme also anredete: „Vater!“

„Mein Sohn, mein Lydon, bist Du es in der That,“ sprach der alte Mann freudig, „ach, Du warst in meinen Gedanken bei mir.“

„Ich freue mich, das zu hören, mein Vater,“ entgegnete der Gladiator, die Kniee und den Bart des Sklaven ehrerbietig berührend, „und bald vielleicht bin ich immer bei Dir, nicht bloß in Gedanken.“

„Ja, mein Sohn, aber nicht in dieser Welt,“ entgegnete der Sklave wehmüthig.

„Sprich nicht so, mein Vater, sei wohlgemuth, denn ich bin es auch — ich bin gewiß, daß ich Sieger bleibe, und dann wird das Geld, das ich gewinne, Dir die Freiheit erkaufen. Ach, mein Vater, vor wenigen Tagen erst wurde ich getadelt, und zwar von einem, dem ich gerne die Wahrheit gesagt hätte, denn er ist hochherziger als die Übrigen Seinesgleichen. Er ist kein Römer, er ist von Athen; er tadelte mich wegen meiner Geldgier, als ich ihn nach der Höhe des Siegespreises fragte. Ach, er kannte Lydons Seele schlecht!“

„Mein Sohn, mein Sohn,“ sprach der alte Sklave und führte, langsam die Treppen hinansteigend, Lydon in sein eigenes kleines Gemach, das mit der Eingangs-

halle — bei dieser Villa also dem Peristil, nicht dem Atrium — in Verbindung stund. Man kann das Zimmerchen noch sehen; es ist die dritte Thüre zur Linken beim Eintritt; die erste Thüre führt zur Treppe, die zweite aber ist nur eine falsche Nische, in welcher eine eherne Statue stund.

„So hochherzig, liebevoll und fromm auch Deine Beweggründe sind," begann Medon, als sie vor Belauschung sicher waren, „so ist doch die That selbst sündhaft, — Du willst Dein Blut für Deines Vaters Freiheit aufs Spiel setzen — das könnte verziehen werden; aber Du erringst den Sieg um den Preis des Blutes eines Andern. O das ist eine Todsünde, und kein Zweck kann sie straflos machen. Unterlasse es, unterlasse es! Lieber möchte ich ewig ein Sklave sein, als um einen solchen Preis meine Freiheit erkaufen!"

„Still, mein Vater," antwortete Lydon etwas ungeduldig. „Du hast mit Deinem neuen Glauben, von dem ich mir nichts vorzuschwatzen bitte, — denn die Götter, die mir Stärke gaben, versagten mir Weisheit und ich verstehe nicht ein Wort von dem, was Du mir so oft predigtest — Du hast, sage ich, in diesem neuen Glauben einige sonderbare Vorstellungen von Recht und Unrecht aufgefischt. Verzeih mir, wenn ich Dich beleidige, aber bedenke doch, gegen wen werde ich fechten? O kennetest Du nur diese Elenden, mit denen ich um Deinetwillen verkehre, so würdest Du selbst der Ansicht sein, ich reinige die Erde, wenn ich einen von ihnen fortschaffe. Bestien, aus deren Lippen Blut träuft, völlig Wilde, selbst in ihrem Muthe grundsatzlose Geschöpfe,

grimmig, herz- und gefühllos, kein Band des Lebens vermag sie zu fesseln! Allerdings kennen sie keine Furcht, aber sie kennen auch weder Dankbarkeit, noch Erbarmen, noch Liebe! Sie sind gerade nur für ihre Laufbahn geschaffen, nämlich, um zu schlachten ohne Mitleid, zu sterben ohne Furcht! Können die Götter, wer sie auch sein mögen, einen Kampf mit solchen Geschöpfen und in einer solchen Sache verübeln? O mein Vater, wohin auch die Mächte da oben ihre nach der Erde gerichteten Blicke lenken, sie sehen keine so heilige und heiligende Pflicht als das Opfer, das einem bejahrten Vater von dem frommen Sinne eines dankbaren Sohnes dargebracht wird!"

Der arme alte Sklave, auch seinerseits des Lichtes der Unterweisung entbehrend und seit kurzem erst zum christlichen Glauben bekehrt, wußte nicht, mit welchen Beweisgründen er eine so dunkle und zugleich in ihrem Irrthum so schöne Unwissenheit erleuchten sollte. Seine erste Bewegung war, sich an seines Sohnes Brust zu werfen — seine zweite davon weg zu schaudern — die Hände zu ringen und im Versuch seinen Tadel auszusprechen, erstickte seine gebrochene Stimme in Thränen.

„Und wenn also," begann Lydon von Neuem, „wenn also Deine Gottheit (ich glaube, Du willst nur eine zugeben?) in der That jene wohlwollende und erbarmungsvolle Macht ist, wie Du behauptest, so wird sie auch wissen, daß gerade der Glaube an sie mich zuerst in dem Beschlusse bestätigte, den Du tadelst."

„Wie, was willst Du damit sagen?"

„Nun, Du weißt ja, daß ich in meiner Kindheit

als Sklave verkauft, in Rom durch das Testament meines Herrn, dessen Wohlgefallen zu erringen ich glücklich genug gewesen war, freigelassen wurde. Ich eilte nach Pompeji, um Dich zu sehen — fand Dich schon alt und gebrechlich unter dem Joch eines launigen, gemästeten Herrn — Du hattest erst kürzlich diesen neuen Glauben angenommen, dessen Annahme Dir Deine Sklaverei doppelt schmerzlich machte; denn sie raubte Dir den mildernden Zauber der Gewohnheit, der uns oft mit dem Schlimmsten aussöhnt. Klagtest Du mir nicht, daß Du zu Dienstleistungen gezwungen seiest, die Dir zwar als Sklave nicht verhaßt, als Nazarener aber sündhaft erschienen? Sagtest Du mir nicht, Deine Seele bebe vor Gewissensbissen, wenn Du genöthigt seiest, auch nur ein Stückchen Kuchen vor den Laren niederzulegen, die dort über das Impluvium wachen? daß Deine Seele von einem beständigen Kampfe zerrissen werde? Sagtest Du mir nicht, selbst dann, wenn Du Wein vor die Thürschwelle gießest, und den Namen einer griechischen Gottheit anrufest, fürchtest Du Dir schrecklichere Strafen zuziehen, als die des Tantalus — eine Ewigkeit von Qualen, fürchterlicher als die der tartarischen Felder? Sagtest Du mir das nicht? Ich erstaunte, denn ich konnte es nicht begreifen, und vermag es auch jetzt noch nicht, beim Herkules; aber ich war Dein Sohn und meine einzige Aufgabe war somit, Dich zu bemitleiden und zu erleichtern. Konnte ich Dein Stöhnen anhören, konnte ich Deine geheimnißvollen Schrecken, Deine beständige Angst mitansehen und unthätig bleiben? Nein, bei den unsterblichen Göttern! Der Gedanke durchzuckte

mich wie ein Licht vom Olymp; ich hatte kein Geld, aber ich besaß Stärke und Jugend — diese hatte ich von Dir empfangen und ich konnte sie nun meinerseits für Dich verkaufen! Ich befragte mich nach der Summe Deines Lösegeldes und erfuhr, daß der gewöhnliche Siegespreis eines Gladiators doppelt dazu hinreichen würde. Da wurde ich ein Gladiator; ich schloß mich an diese verfluchten Menschen an, obwohl ich sie verachte und sie mich anekeln — ich erlernte ihren Beruf — gesegnet seien die Lehrstunden! sie sollen mich befähigen, meinem Vater die Freiheit zu verschaffen!"

„O, daß Du den Olinth hören könntest!" seufzte der alte Mann, zwar immer mehr und mehr von der kindlichen Tugend seines Sohnes gerührt, aber nichts destoweniger von der Strafbarkeit seines Vorhabens überzeugt.

„Die ganze Welt will ich anhören, wenn Du es verlangst," antwortete der Gladiator munter, „doch erst dann, wenn Du kein Sklave mehr bist. Unter Deinem eigenen Dache, mein Vater, sollst Du meinen Schwachkopf den ganzen Tag, und sogar die ganze Nacht hindurch bestürmen, wenn es Dir Vergnügen macht. Ach welch ein hübsches Plätzchen ich für Dich ausgewählt habe! Es ist eine der 999 Buden der alten Julia Felix, in dem sonnigen Theile der Stadt, wo Du Dich bei Tag vor der Thüre wärmen kannst — und ich will das Öl und den Wein für Dich verkaufen, mein Vater — und dann, wenn es der Venus beliebt (oder auch, wenn es ihr nicht beliebt, da Du ihren Namen nicht leiden kannst, dem Lydon ist Alles eins), dann,

sage ich, bekommst Du vielleicht auch eine Tochter, um Deine grauen Haare zu pflegen, und hörst schrillende Stimmen auf Deinen Knieen, die Dich Großvater nennen! Ach wir werden so glücklich sein — der Siegespreis kann uns zu Allem verhelfen. Also wohlgemuth, wohlgemuth, mein Vater! jetzt muß ich fort, die Sonne steht schon hoch am Himmel und der Lanista wartet auf mich. Komm, gib mir Deinen Segen."

Während Lydon also sprach, hatte er bereits das dunkle Gemach seines Vaters verlassen und in lebhafter, obwohl leise geführter Unterhaltung begriffen, stunden sie jetzt an derselben Stelle, wo wir den Pförtner zuerst getroffen haben.

„Segen über Dich! Segen über Dich, mein wackrer Sohn," sprach Medon mit Inbrunst, „und möge die große Macht, welche alle Herzen lenkt, den Edelmuth des Deinigen sehen und seinen Irrthum verzeihen."

Die hohe Gestalt des Gladiators verschwand rasch die Straße hinab; die Augen des Sklaven folgten seinen leichten, aber stolzen Schritten, bis auch der letzte Schein verschwunden war; dann sank er wiederum auf seinen Sitz und seine Blicke hefteten sich von Neuem auf den Boden. Seine Gestalt stumm und unbeweglich wie ein Bild von Stein; sein Herz — wer in unsern glücklichen Tagen kann sich seine Kämpfe, seine Bewegungen vorstellen?

„Darf ich eintreten?" hub eine sanfte Stimme an, „ist Deine Gebieterin Julia zu Haus?"

Der Sklave gab dem Besuchenden mechanisch mit der Hand ein Zeichen, einzutreten; aber die ihn angeredet

hatte, konnte diese Geberde nicht sehen — sie wiederholte deßhalb ihre Frage schüchtern, aber mit lauterer Stimme.

„Habe ich es Dir nicht gesagt?“ entgegnete der Sklave mürrisch, „tritt ein.“

„Dank,“ antwortete die Eintretende wehmüthig, und durch diesen traurigen Ton aufgeweckt, blickte der Sklave auf und erkannte das blinde Blumenmädchen. Kummer sympathisirt mit dem Unglück. Medon erhob sich und führte Nydia die anliegende Treppe hinauf, von welcher man in Juliens Gemach hinabstieg; dort rief er eine Sklavin und vertraute ihrer Obhut die Blinde an.

Siebentes Kapitel.

Das Ankleidezimmer einer pompejanischen Schönheit — Wichtige Unterredung zwischen Julia und Nydia.

Die elegante Julia saß in ihrem Gemach, umgeben von ihren Sklavinnen. Wie das anstoßende Cubiculum, war auch dieses Zimmer klein, aber doch bedeutend größer als die gewöhnlichen Schlafzimmer, die im Allgemeinen von so kleinem Umfange waren, daß, wer solche, selbst in den stattlichsten Häusern, nicht gesehen hat, sich kaum einen Begriff von den kleinen Taubenschlägchen machen kann, welche die Pompejaner augenscheinlich zum nächtlichen Aufenthalte für unerläßlich nöthig erachtet haben. Um übrigens die Wahrheit zu sagen, machte das Bett bei den Alten auch keineswegs jenen schweren, ernsten und gewichtigen Theil der häuslichen Mysterien

aus, den es bei uns bildet. Das Lager selbst glich eher einem sehr schmalen und kleinen Sopha, leicht genug, um von dem Eigenthümer ohne Beschwerde von einer Stelle zur andern gebracht zu werden * und ohne Zweifel wurde es von Gemach zu Gemach verlegt, je nach den Launen des Besitzers oder dem Wechsel der Jahreszeit. Denn dieselbe Seite des Hauses, die in einem Monat vollgepfropft war, wurde vielleicht im nächsten sorgfältig vermieden; so empfindlich waren die Bewohner des herrlichsten Klimas der Welt für jene Veränderungen der Sonne und Luft, die unser härterer, an den rauhen Himmel des Nordens gewöhnter Körper kaum bemerken würde. Unter den Italienern jener Zeit fand sich auch eine sonderbare und gezierte Furcht vor zu großem Tageslicht; ihre verdunkelten Zimmer, die uns auf den ersten Anblick als das Ergebniß einer nachläßigen Bauart erscheinen, waren im Gegentheil aus dem sorgfältigsten Studium hervorgegangen. In ihren Säulenhallen und Gärten huldigten sie der Sonne, wenn es ihrem üppigen Geschmacke zusagte; in dem Innern ihrer Häuser aber suchten sie die Kühle und den Schatten.

Julia's Gemach befand sich in dieser Jahreszeit im untern Theile des Hauses, unmittelbar unter den Staatszimmern, mit der Aussicht auf den Garten, mit dem es auf gleicher Höhe lag. Nur durch die breite Glasthüre drangen die Strahlen der Morgensonne ein; aber der

* Die Worte: „Nimm dein Bett und wandle," sind somit, wie Sir William Gell irgendwo bemerkt, nicht etwa bloß bildlich zu verstehen.

an ein gewisses Dunkel gewöhnte Blick Julia's unterschied gleichwohl scharf genug, welche Farben ihr am besten anstünden — welche Schattirung des zarten Roths ihrem dunklen Aug den hellsten Glanz und ihrer Wange die jugendlichste Frische verleihen würde.

Auf dem Tisch, vor welchem sie saß, stund ein kleiner kreisförmiger Spiegel von aufs feinste polirtem Stahl, auf welchem in genauer Ordnung die Seifen und Salben, die Wohlgerüche und Schminken, die Juwelen und Kämme, die Bänder und goldenen Nadeln aufgepflanzt waren, welche dem natürlichen Reize der Schönheit die Hülfe der Kunst und die eigensinnigen Lockungen der Mode hinzufügen sollten. Durch die Dämmerung des Zimmers strahlten die Fresken der Wand in dem ganzen Glanze und in all der Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Farben, wie sie der pompejanische Geschmack liebte. Vor dem Ankleidetisch und zu den Füßen Juliens lag ein im Orient gewobener Teppich. In ihrer Nähe stunden auf einem andern Tische ein Becken und eine Kanne von Silber, eine ausgelöschte Lampe von vollendeter Arbeit, auf welcher der Künstler einen Amor dargestellt hatte, der im Schatten eines Myrtenbaumes ruht, sowie eine kleine Papyrusrolle, welche die sanftesten Elegien des Tybull enthielt. Vor der nach dem Cubiculum führenden Thüre hing ein mit goldenen Blumen reich bestickter Vorhang. So sah das Ankleidezimmer einer Schönen vor 1800 Jahren aus.

Die schöne Julia lehnte sich nachlässig auf ihren Sitz zurück, während die Ornatrix (Haarkünstlerin)

langsam eine Masse von kleinen Locken auf einander häufte, die falschen mit den ächten gewandt durchflocht und den ganzen Bau zu einer Höhe aufführte, die das Haupt eher in den Mittelpunkt, als an den Gipfel der menschlichen Gestalt zu verlegen schien.

Ihre Tunika von dunkler Bernsteinfarbe, die zu ihrem schwarzen Haare und ihrem etwas braunen Teint ausgezeichnet ließ, fiel in weiten Falten auf ihre Füße herab, die in Pantoffeln stacken, welche um den zarten Knöchel durch weiße Bänder festgehalten wurden, während, wie man es bei den Türken noch heutzutage sieht, in die purpurnen und etwas aufwärts gebogenen Pantoffeln selbst eine Menge von Perlen eingestickt waren. Eine alte, durch vieljährige Erfahrung in allen Toilettengeheimnissen bewanderte Sklavin stund neben der Haarkünstlerin, den breiten und reich besetzten Gürtel ihrer Gebieterin über den Arm geworfen und ertheilte von Zeit zu Zeit, vermischt mit wohldurchdachten Schmeicheleien gegen die Dame selbst, Lehren über die Aufführung des gewaltigen Thurmes.

„Stecke diese Nadel mehr rechts — tiefer — dummes Geschöpf! Bemerkst Du denn nicht, wie gleich diese schönen Augbraunen sind? — Man sollte glauben, Du flechtest der Korinna die Haare, deren Gesicht ganz auf einer Seite sitzt. Jetzt steck' die Blumen hinein — wie dumm! — Nicht diese düstere Nelke — Du hast jetzt nicht der bleichen Wange der Chloris die Farben anzupassen — nur die hellsten Blumen eignen sich für die Wange der jungen Julia."

„Sanfter," rief die Dame, heftig mit dem kleinen

Fuße stampfend, „Du zerrst an meinem Haar, als ob Du Unkraut herausrissest.“

„Dummes Ding,“ fuhr die Leiterin der Ceremonie fort, „weißt Du nicht, wie zart Deine Herrin ist? Du richtest jetzt nicht das rauhe Roßhaar der Wittwe Fulvia. Jetzt also das Band — so ist's recht. Schöne Julia, sieh in den Spiegel — sahst Du je etwas so Liebenswürdiges, wie Dich?“

Als nach unzähligen Bemerkungen, Schwierigkeiten und Verzögerungen der verwickelte Thurm endlich aufgeführt war, bestund das nächste Geschäft darin, den Augen den sanften und schmachtenden Ausdruck zu geben, der durch ein dunkles, auf Augenlieder und Brauen aufgetragenes Pulver bewirkt wurde. Ein kleines, in Form eines Halbmondes geschnittenes, und mit Gewandtheit neben die rosigen Lippen gelegtes Pflästerchen zog die Aufmerksamkeit auf ihre Grübchen und die Zähne, deren natürliche blendende Weiße zu erhöhen, bereits jede Kunst angewendet worden war.

Einer andern, bisher müßigen Sklavin wurde jetzt das Geschäft zugewiesen, die Juwelen zu ordnen — nämlich die Ohrringe aus Perlen (zwei in jedes Ohr), die Armbänder von massivem Gold, die Kette aus den Ringen von demselben Metall, an welcher ein in Krystall geschnittener Talisman befestigt war; die anmuthige Schnalle auf die linke Schulter, in welcher man eine ausgesuchte Kamee, die Psyche darstellend, angebracht hatte; den purpurnen, reich mit Goldfäden durchwirkten und durch ein Schlangengewinde geschlos-

senen Gürtel und endlich die verschiedenen Ringe, für jedes Gelenk der weißen und zarten Finger.

Jetzt war die Toilette nach der neuesten Mode von Rom fertig. Die schöne Julia betrachtete sich selbst mit einem letzten Blick wohlgefälliger Eitelkeit, lehnte sich wieder auf ihren Stuhl zurück und befahl der jüngsten ihrer Sklavinnen in verdrossenem Ton, ihr die verliebten Gedichte Tybulls zu lesen. Während diese Vorlesung noch fortdauerte, führte eine andere Sklavin Nydia bei der Dame des Hauses ein.

„Salve Julia!“ sprach das Blumenmädchen, mit gefalteten Armen und blieb einige Schritte von der Tochter des Diomed entfernt stehen. „Ich habe Deinem Befehle gehorcht.“

„Da hast Du wohlgethan, Blumenmädchen,“ antwortete die Dame, „tritt näher, Du kannst Dir einen Sitz nehmen.“

Eine der Sklavinnen stellte einen Stuhl neben Julia.

Einige Augenblicke schaute Julia die Thessalierin stillschweigend und beinahe verlegen an. Dann winkte sie ihren Dienerinnen sich zu entfernen und die Thüre zu schließen. Als sie nun mit Nydia allein war, wandte sie, gänzlich vergessend, daß diese ihr Gesicht nicht sehen könne, sich mechanisch von ihr ab und sprach: „Du dienst der Neapolitanerin Jone?“

„Ich bin gegenwärtig bei ihr,“ antwortete Nydia.

„Ist sie so schön, wie man sagt?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Nydia, „wie kann ich darüber urtheilen?“

„Ach, ich hätte daran denken sollen — aber wenn

nicht Augen, so hast Du doch Ohren. Rühmen Dir Deine Mitsklavinnen ihre Schönheit? Wenn Dienerinnen mit einander plaudern, vergessen sie sogar, ihrer Herrin zu schmeicheln."

„Sie sagen mir, sie sei schön."

„Hm, sagen sie, sie sei groß?"

„Ja."

„Nun, das wär' ich auch — dunkle Haare?"

„So habe ich gehört."

„Das hab' ich auch. Und besucht sie Glaukus oft?"

„Täglich," entgegnete Nydia mit halb unterdrücktem Seufzer.

„Im Ernste, täglich! findet er sie schön?"

„Ich glaube wohl, da sie bald ihre Hochzeit feiern werden."

„Ihre Hochzeit!" rief Julia, selbst durch die falschen Rosen auf ihren Wangen hindurch erblassend, und von ihrem Sitze auffahrend; Nydia bemerkte aber natürlich die Aufregung nicht, die sie hervorgebracht hatte. Julia schwieg lange Zeit; aber ihre wogende Brust und die blitzenden Augen hätten jedem Sehenden die Wunde verrathen, die ihrer Eitelkeit geschlagen worden war.

„Man sagt mir, Du seiest eine Thessalierin," begann sie endlich, das Stillschweigen brechend.

„Gewiß!"

„Thessalien ist das Land der Magie und der Hexen — der Talismane und der Liebestränke," sprach Julia.

„Es war von jeher berühmt, wegen seiner Zauberer," entgegnete Nydia furchtsam.

„Kennst Du also, blinde Thessalierin, irgend einen Liebeszauber?"

„Ich," erwiderte das Blumenmädchen erröthend, „ich, wie sollte ich? Nein, gewiß nicht."

„Um so schlimmer für Dich; ich hätte Dir, wärest Du klüger gewesen, Gold genug gegeben, um Deine Freiheit zu kaufen."

„Aber was," warf Nydia ein, „kann die schöne und reiche Julia veranlassen, eine solche Frage an ihre Dienerin zu richten? Hat sie nicht Gold und Jugend und Liebenswürdigkeit? Sind das nicht Liebeszauber genug, um die Magie entbehrlich zu machen?"

„Für Jedermann, eine Person in der Welt ausgenommen," antwortete Julia stolz, „aber mir däucht, Deine Blindheit sei ansteckend und — doch nichts mehr davon —"

„Und diese eine Person?" fragte Nydia hastig.

„Ist nicht Glaukus, erwiderte Julia, mit der gewöhnlichen Falschheit ihres Geschlechtes. „Glaukus — nein."

Nydia athmete wieder freier und nach einer kurzen Pause, begann Julia von Neuem: „Das Gespräch von Glaukus und von seiner Neigung zu dieser Neapolitanerin erinnerte mich an den Einfluß der Liebestränke, deren sie vielleicht einen — was weiß, oder was will ich übrigens davon — ihm beigebracht haben mag. Blindes Mädchen, ich liebe — liebe, und — soll Julia leben, um so etwas zu sagen? — werde nicht wieder geliebt! Dies demüthigt — nein, nicht demüthigt, sondern es verwundet meinen Stolz. Ich möchte,

diesen Undankbaren zu meinen Füßen sehen — nicht um ihn aufzuheben, sondern um ihn wegzustoßen. Als man mir sagte, Du seiest eine Thessalierin, da dachte ich, Dein junger Geist sei vielleicht in den dunklen Geheimnissen Deines Landes erfahren."

„Ach nein," murmelte Nydia, „wäre er es doch!"

„Ich danke Dir wenigstens für diesen gütigen Wunsch," sprach Nydia, ohne zu ahnen, was in der Brust des Blumenmädchens vorging.

„Aber sage mir, Du hörst ja das Geklatsche der Sklaven, die, sich stets zu solchem dunklen Glauben hinneigend, immer bereit sind, in ihren eigenen geringen Liebschaften Zaubereien anzuwenden — hast Du nie von einem morgenländischen Magier in dieser Stadt gehört, der die Kunst, die Dir unbekannt ist, besitzt? Ich habe hier keinen leeren Handwahrsager, keinen Taschenspieler für die Marktplätze, sondern einen gewaltigeren und mächtigen Magier aus Indien oder Egypten im Auge."

„Aus Egypten, ja," sagte Nydia schaudernd, „wer in Pompeji hat nicht von Arbaces gehört?"

„Arbaces, ganz richtig!" erwiderte Julia, die Erinnerung festhaltend. „Man sagt, er sei ein Mann, erhaben über all die winzigen und falschen Täuschungen der vorgeblichen Jünger der Wissenschaft — er verstehe, in den Sternen zu lesen und sei vertraut mit den Geheimnissen der alten Nacht; warum nicht auch mit den Mysterien der Liebe?"

„Gibt es einen Magier in der Welt, dessen Kunst höher steht, als die der Andern, so ist es dieser furcht-

bare Mann," antwortete Nydia, gleichzeitig ihren Talisman betastend.

„Er ist zu reich, um für Geld wahr zu sagen," fuhr Julia übermüthig fort, „könnte ich ihn nicht besuchen?"

„Es ist ein böses Haus für Jugend und Schönheit," entgegnete Nydia, „ich habe auch gehört, daß er darniederliege an — —"

„Ein böses Haus," sagte Julia, die nur den ersten Satz auffaßte. „Wie so?"

„Seine nächtlichen Orgien sind unrein und befleckt — so geht wenigstens das Gerücht!"

„Bei Ceres, Pan und Cybele, Du erregst nur meine Neugierde, statt meiner Furcht," erwiderte die eigensinnige und üppige Pompejanerin. „Ich will ihn besuchen und über seine Liebe befragen. Hat Liebe Zutritt zu diesen Orgien — nun, so ist es um so wahrscheinlicher, daß er auch ihre Geheimnisse kennt."

Nydia antwortete nicht.

„Noch heute will ich zu ihm gehen," fuhr Julia fort, „ja, warum nicht in dieser Stunde?"

„Bei Tag und in seinem gegenwärtigen Zustande hast Du zuverlässig weniger zu fürchten," entgegnete Nydia, in deren Brust schnell der geheime Wunsch aufgestiegen war, zu erfahren, ob der dunkle Egypter in der That, wie sie so oft gehört, die Zaubermittel besitze, Liebe anzuziehen und zu befestigen.

„Und wer sollte es wagen, die reiche Tochter Diomeds zu beleidigen," sprach Julia stolz. „Ich will hingehen."

„Darf ich Dich später besuchen, um das Ergebniß zu erfahren?“ fragte Nydia besorgt.

„Küß' mich für Deine Theilnahme an Julia's Ehre,“ antwortete die Dame; „ja gewiß. Diesen Abend speisen wir außer dem Haus; komm also morgen um dieselbe Stunde und Du sollst Alles erfahren. Ich habe auch vielleicht etwas für Dich zu thun — doch genug für jetzt. Halt, nimm dieses Armband für den Gedanken, den Du mir eingegeben hast, und sei überzeugt, daß, wenn Du Julien dienst, sie dankbar und freigebig ist.“

„Dein Geschenk kann ich nicht annehmen,“ sagte Nydia, das Armband bei Seite legend, „aber, so jung ich auch bin, kann ich unbezahlt mit Denen fühlen, die lieben — und vergebens lieben.“

„Redest Du so?“ entgegnete Julia, „Du sprichst wie ein freies Mädchen, und Du sollst noch frei werden. Lebe wohl!“

Achtes Kapitel.

Julia besucht den Arbaces — Das Ergebniß dieser Unterredung.

Arbaces saß in einem Zimmer, das sich auf eine Art Balkon oder Säulengang gegen den Garten öffnete. Seine Wange war blaß und eingefallen von den ausgestandenen Leiden, aber sein eiserner Körper hatte sich bereits wieder von den bedenklichsten Folgen des Unfalls erholt, der seine grimmigen Absichten in dem Augenblicke des Sieges durchkreuzt hatte. Die Luft, welche süß duftend auf seine Stirne wehte, belebte seine ermatteten

Sinne und das Blut kreiste wieder freier als seit vielen Tagen durch seine eingeschrumpften Gefäße.

„So ist denn," dachte er, „der Sturm des Geschickes gebrochen und vorübergezogen; das Unglück, das meine Wissenschaft vorausgesagt hatte und das mein Leben selbst bedrohen sollte, ist eingetreten, und noch lebe ich! Es geschah, was die Sterne verkündeten — und die lange, glänzende und glückliche Laufbahn, die, im Fall ich es überlebe, auf das Übel folgen sollte, lächelt mir nunmehr jenseits desselben. — Ich bin hinüber geschritten — ich habe die letzte Gefahr meines Geschickes überwunden. Nunmehr habe ich nur noch den Garten meines zukünftigen Lebens anzulegen, ohne Furcht und sicher. Als die erste meiner Freuden also — selbst vor der Liebe — möge Rache kommen! Dieser griechische Knabe, der meiner Leidenschaft in den Weg getreten und meine Plane durchkreuzt hat — der mich selbst dann noch verhöhnte, als der Stahl im Begriffe stund, sein verfluchtes Blut zu trinken — soll mir nicht zum zweitenmal entgehen; doch welche Art der Rache wählen? Das muß wohl bedacht werden. O Ate, wenn du wirklich eine Göttin bist, so erfülle mich mit all deinen Eingebungen!"

Der Egypter sank bei diesen Worten in eine tiefe Träumerei, die ihm keinen klaren oder befriedigenden Gedanken einzugeben schien. Unruhig wechselte er seine Stellung, während er einen Plan nach dem andern ausdachte, und verwarf jeden sofort wieder, sobald er ihn gebildet hatte. Mehremale schlug er an seine Brust und stöhnte laut, im Durst nach Rache und im Gefühl

seiner Unmacht zu deren Befriedigung. Während er also nachdachte, trat ein Sklavenknabe schüchtern in das Zimmer, mit der Meldung, eine Dame, ihrer eigenen und ihrer Sklavinnen Kleidung nach offenbar von Stand, warte unten und bitte um Gehör bei Arbaces.

„Eine Dame!“ Sein Herz schlug schneller. „Ist sie jung?“

„Ihr Gesicht ist durch ihren Schleier verhüllt; aber ihre Gestalt ist, obgleich voll, dennoch zart wie die der Jugend.“

„Führe sie her,“ sprach der Egypter, dessen eitles Herz einen Augenblick glaubte, die Fremde möchte Jone sein.

Der erste Blick, den er auf die nunmehr Eintretende warf, reichte hin, eine so irrthümliche Vermuthung zu widerlegen. Allerdings hatte sie so ziemlich dieselbe Größe und vielleicht auch dasselbe Alter wie Jone — allerdings war sie schön und üppig geformt; aber wo blieb jene unbeschreiblich anmuthige Wellenform, welche jede Bewegung der unvergleichlichen Neapolitanerin begleitete? — die züchtige und anständige Kleidung, die selbst bei der sorgfältigsten Anordnung der Einfachheit nicht ermangelte? — der würdevolle und doch schüchterne Schritt? die Majestät des Weibes und ihre Sittsamkeit?

„Verzeih mir, ich kann nur mühsam aufstehen,“ begann Arbaces, die Fremde anschauend, „ich leide noch immer an einer kürzlich eingetretenen Krankheit.“

„Laß Dich durchaus nicht stören, großer Egypter,“ erwiderte Julia, welche die Furcht, die sie bereits em-

pfand, unter dem bequemen Schleier der Schmeichelei zu verdecken suchte, „und verzeih einem unglücklichen Frauenzimmer, das Trost bei Deiner Weisheit sucht.“

„Komm näher, schöne Fremde,“ sagte Arbaces und sprich ohne Furcht und ohne Rückhalt.“

Julia setzte sich auf einen Stuhl neben den Egypter und blickte verwundert in einem Zimmer umher, dessen ausgesuchte und kostbare Pracht sogar den reichen Schmuck im Hause ihres Vaters beschämte; furchtsam betrachtete sie ferner die Hieroglyphenschriften an den Wänden — die Gesichter der geheimnißvollen Bilder, die sie aus jeder Ecke anstarrten — den Dreifuß in einiger Entfernung — und vor Allem das ernste und merkwürdige Gesicht des Arbaces selbst. Ein langes weißes Kleid bedeckte wie ein Schleier halb seine Rabenlocken und floß bis zu seinen Füßen hinab; seine gegenwärtige Bläße machte sein Gesicht nur noch eindrucksreicher, und seine dunklen und durchbohrenden Augen schienen den Schleier der Dame zu durchdringen und die Geheimnisse ihrer eitlen und unweiblichen Seele zu erforschen.

„Und was,“ sagte er mit leiser, tiefer Stimme, „was, o Mädchen, führt Dich in das Haus des Fremdlings aus Osten?“

„Sein Ruf,“ antwortete Julia.

„Worin?“ sprach er mit sonderbarem, leichtem Lächeln.

„Kannst Du fragen, o weiser Arbaces? Ist Deine Wissenschaft nicht das Stadtgespräch in Pompeji?“

„Einige Kenntnisse habe ich allerdings gesammelt,“ erwiderte Arbaces, „aber in wiefern können solch ernste

und unfruchtbare Mysterien dem Ohre der Schönheit Nutzen bringen?"

„Ach," erwiderte Julia, etwas ermuthigt durch die gewöhnten Töne der Schmeichelei, „flieht nicht der Kummer zur Weisheit um Linderung, und sind nicht die, welche unerwidert lieben, die erwählten Opfer des Grams?"

„Ha," rief Arbaces, „kann unerwiderte Liebe das Loos einer so schönen Gestalt sein, deren tadellose Verhältnisse selbst durch die Falten Deines anmuthigen Kleides sichtbar sind? Gewähre mir die Gunst, o Jungfrau, Deinen Schleier zu lüften, damit ich wenigstens sehe, ob Dein Antlitz der Lieblichkeit Deiner Formen entspreche."

Nicht abgeneigt vielleicht, ihre Reize zu entfalten, und im Glauben, daß sie in dem Magier wohl Theilnahme an ihrem Schicksal erwecken dürften, hob Julia nach kurzem Bedenken ihren Schleier und enthüllte eine Schönheit, die, wäre nicht so viele Kunst dabei gewesen, den Blick des Egypters sicherlich gewaltig angezogen hätte.

„Du willst Dich bei mir Raths erholen wegen unglücklicher Liebe," sagte er. „Wohlan, wende dieses Gesicht dem Undankbaren zu; welch kräftigeren Liebeszauber könnte ich Dir geben?"

„Oh, laß diese Artigkeiten," bat Julia; „es ist allerdings ein Liebeszauber, den ich von Deiner Kunst erbitten wollte!"

„Schöne Fremde," entgegnete Arbaces etwas höhnisch, „Liebeszauber gehören nicht zu denjenigen Ge-

heimnissen, zu deren Erlangung ich die Nächte durchwacht habe."

„In der That? Dann verzeih mir, großer Arbaces, und lebe wohl!"

„Halt," rief der Egypter, der trotz seiner leidenschaftlichen Liebe zu Jone für die Schönheit seines Gastes nicht unempfindlich war und der, wäre sein Befinden besser gewesen, wohl versucht haben dürfte, die schöne Julia durch andere Mittel als durch die einer übernatürlichen Wissenschaft zu trösten; „halt, obwohl ich, wie gesagt, die Zauberei der Liebestränke Denen überlassen habe, die ein Gewerbe aus deren Verfertigung machen, so bin ich doch keineswegs so abgestumpft für Schönheit, um in früheren Jahren nicht selbst solche Getränke angewandt zu haben. Wenn Du aufrichtig gegen mich sein willst, so kann ich Dir wenigstens einen Rath geben; sage mir also zuerst, bist Du unverheirathet, wie Deine Kleidung anzeigt?"

„Ja," sagte Julia.

„Und, nicht begabt mit Reichthum, möchtest Du gerne einen vermöglichen Freier anlocken?"

„Ich bin reicher als der, welcher mich verachtet."

„Sonderbar und immer sonderbarer, und Du liebst ihn, der Dich nicht liebt?"

„Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe," antwortete Julia stolz, „aber ich weiß, daß ich über eine Nebenbuhlerin zu triumphiren wünsche — ich möchte sehen, wie der, welcher mich verwarf, um mich freite; sehen, wie die, welche er mir vorzog, nunmehr ihrerseits verachtet würde."

„Ein natürlicher und des Weibes würdiger Ehrgeiz," sagte der Egypter in einem für Ironie zu ernsten Tone; „aber noch mehr, schöne Jungfrau, willst Du mir den Namen Deines Geliebten anvertrauen? Kann er ein Pompejaner sein und Reichthum verschmähen, selbst wenn er blind gegen Schönheit sein sollte?"

„Er ist aus Athen," antwortete Julia, die Blicke senkend.

„Ha," rief der Egypter ungestüm und das Blut trat ihm in die Wangen; „es gibt nur einen jungen Athener von edler Abkunft in Pompeji. Sollte es Glaukus sein, von dem Du sprichst?"

„Ach, verrath' mich nicht — so heißt er in der That."

Der Egypter sank zurück, starrte gedankenlos auf das abgewandte Gesicht der Kaufmannstochter und fragte sich selbst leise, ob diese Unterredung, die er bis jetzt bloß oberflächlich behandelt hatte, indem ihm die Leichtgläubigkeit und Eitelkeit seines Besuches Spaß machte, ihm nicht für seine Rache von Nutzen sein könne.

„Ich sehe, Du kannst mir nicht beistehen," sprach Julia, durch sein fortgesetztes Stillschweigen beleidigt, „Bewahre wenigstens mein Geheimniß — noch einmal, lebe wohl!"

„Jungfrau," hub der Egypter in ernstem und feierlichem Tone an, „Deine Bitte hat mich gerührt, ich will Dir an die Hand gehen. Höre mich: Ich selbst habe mich nie mit diesen untergeordneten Mysterien befaßt, aber ich weiß Jemand, der sich damit abgibt. Am Fuße des Vesuv, keine Meile von der Stadt entfernt, wohnt eine mächtige Hexe; im üppigen Thau

des Neumonds hat sie die Kräuter gesammelt, welche die Kraft besitzen, Liebe in ewige Fesseln zu legen. Ihre Kunst kann Deinen Geliebten Dir zu Füßen werfen. Suche sie und nenne ihr den Namen des Arbaces; sie fürchtet diesen Namen und wird Dir von ihrem stärksten Tranke geben."

„Ach," antwortete Julia, „ich weiß den Weg zu dem Hause derjenigen, von welcher Du sprichst, nicht, und trotz seiner Kürze ist er dennoch zu lang für ein Mädchen, die das Haus ihres Vaters heimlich verläßt. Die Gegend ist mit wilden Reben verwachsen und durch abschüssige Höhlen gefährlich. Einem Fremden wage ich mich nicht zur Führung anzuvertrauen — der Ruf eines Weibes wird leicht befleckt — und obgleich ich meine Leidenschaft für Glaukus nicht zu verhehlen suche, so wünschte ich doch nicht, daß man erführe, ich habe seine Liebe durch einen Zaubertrank erworben."

„Wäre ich nur um drei Tage vorgeschritten in meiner Genesung," entgegnete der Egypter, stund auf und ging, wie um seine Kräfte zu erproben, mit schwankenden und schwachen Schritten durchs Zimmer — „so würde ich Dich selbst begleiten. — Nun, Du mußt warten."

„Aber Glaukus wird diese verhaßte Neapolitanerin so bald heirathen."

„Heirathen?"

„Ja, in den ersten Tagen des nächsten Monats."

„So bald; bist Du hierüber gut unterrichtet?"

„Ich weiß es aus dem Munde ihrer eigenen Sklavin."

„Es soll nicht geschehen," rief der Egypter ungestüm,

„fürchte nichts, Glaukus soll Dein werden. Aber wie kannst Du ihm diesen Trank, wenn Du ihn erhältst, beibringen?“

„Mein Vater hat ihn und, wie ich glaube, auch die Neapolitanerin auf übermorgen zu einem Gastmahl eingeladen, und da kann ich die Sache ganz gut ausführen.“

„So geschehe es,“ sprach der Egypter, dessen Augen von so wilder Freude funkelten, daß Juliens Blick sich zitternd vor ihnen beugte. „Bestelle also auf morgen Abend Deine Sänfte; Du hast wohl über eine zu verfügen?“

„Gewiß,“ erwiderte die geldstolze Julia.

„Bestelle Deine Sänfte — in geringer Entfernung von der Stadt befindet sich ein Vergnügungsort, den die reicheren Pompejaner wegen seiner herrlichen Bäder und schönen Gärten häufig besuchen. Dorthin, kannst Du vorgeben, gehe Dein ganzer Ausflug, und dort will ich, lebend oder sterbend, bei der Statue des Silenus in dem den Garten umgebenden Wäldchen mit Dir zusammenkommen; denn ich selbst will Dich zur Hexe führen. Warten wir übrigens, bis mit dem Abendstern die Ziegen der Hirten zur Ruhe gegangen sind, bis das dunkle Zwielicht uns verbirgt und Niemand unsern Pfad durchkreuzt. Gehe heim und sei ohne Furcht. Beim Hades schwört Arbaces, der Zauberer von Egypten, daß Jone nie den Glaukus heirathen soll!“

„Und daß Glaukus der Meinige wird?“ setzte Julia hinzu, den unvollständigen Satz vollendend.

„Du hast es gesagt,“ antwortete Arbaces, und

Julia, halb erschrocken über diese unheimliche Verabredung, aber durch Eifersucht noch mehr als durch Liebe angetrieben, beschloß ihr nachzukommen.

Allein gelassen brach Arbaces in die Worte aus: „Glänzende Sterne, die ihr nie lüget, schon beginnt ihr die Erfüllung eurer Versprechungen — Glück in der Liebe und Sieg über meine Feinde für den sanften Rest meiner Lebenszeit! Gerade in der Stunde, da mein Geist keinen Pfad zum Ziel meiner Rache auffinden konnte, habt ihr mir diese schöne Thörin zur Führerin gesandt.“ In tiefen Gedanken hielt er inne. „Ja,“ begann er wiederum, aber mit ruhigerer Stimme, „ich selbst hätte ihr das Gift nicht geben dürfen, das allerdings der Liebestrank sein soll! — die Spur seiner Ermordung hätte ja sonst bis in mein Haus verfolgt werden können. Aber die Hexe — ja, sie ist die zweckmäßige, natürliche Vollzieherin meiner Plane!“ Er rief einen seiner Sklaven, befahl ihm, Julien auf dem Fuße nachzueilen und sich nach ihrem Namen und Stand zu erkundigen. Nachdem dies geschehen war, schritt er in den Portikus vor. Der Himmel war rein und klar — Arbaces aber, wohl vertraut mit den Zeichen seines Wechsels, erblickte in einer weit am Horizonte schwebenden Wolkenmasse, die der Wind langsam zu bewegen anfing, das Vorzeichen eines Sturmes.

„Wie meine Rache,“ sagte er emporschauend; „der Himmel ist klar, aber die Wolke rückt heran.“

Julia, halb erschrocken über diese unheimliche Verabredung, aber durch Eifersucht noch mehr als durch Liebe angetrieben, beschloß ihr nachzukommen.

Allein gelassen brach Arbaces in die Worte aus: „Glänzende Sterne, die ihr nie lüget, schon beginnt ihr die Erfüllung eurer Versprechungen — Glück in der Liebe und Sieg über meine Feinde für den sanften Rest meiner Lebenszeit! Gerade in der Stunde, da mein Geist keinen Pfad zum Ziel meiner Rache auffinden konnte, habt ihr mir diese schöne Thörin zur Führerin gesandt.“ In tiefen Gedanken hielt er inne. „Ja,“ begann er wiederum, aber mit ruhigerer Stimme, „ich selbst hätte ihr das Gift nicht geben dürfen, das allerdings der Liebestrank sein soll! — die Spur seiner Ermordung hätte ja sonst bis in mein Haus verfolgt werden können. Aber die Hexe — ja, sie ist die zweckmäßige, natürliche Vollzieherin meiner Plane!“ Er rief einen seiner Sklaven, befahl ihm, Julien auf dem Fuße nachzueilen und sich nach ihrem Namen und Stand zu erkundigen. Nachdem dies geschehen war, schritt er in den Portikus vor. Der Himmel war rein und klar — Arbaces aber, wohl vertraut mit den Zeichen seines Wechsels, erblickte in einer weit am Horizonte schwebenden Wolkenmasse, die der Wind langsam zu bewegen anfing, das Vorzeichen eines Sturmes.

„Wie meine Rache,“ sagte er emporschauend; „der Himmel ist klar, aber die Wolke rückt heran.“

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lytton, Edward Bulwer Lytton, / Kottenkamp, Franz, / Roth, Theodor,

E. L. Bulwer's sämmtliche Romane aus dem Englischen

Bd.: 16

Stuttgart 1845
36.7451-16/17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701148-7